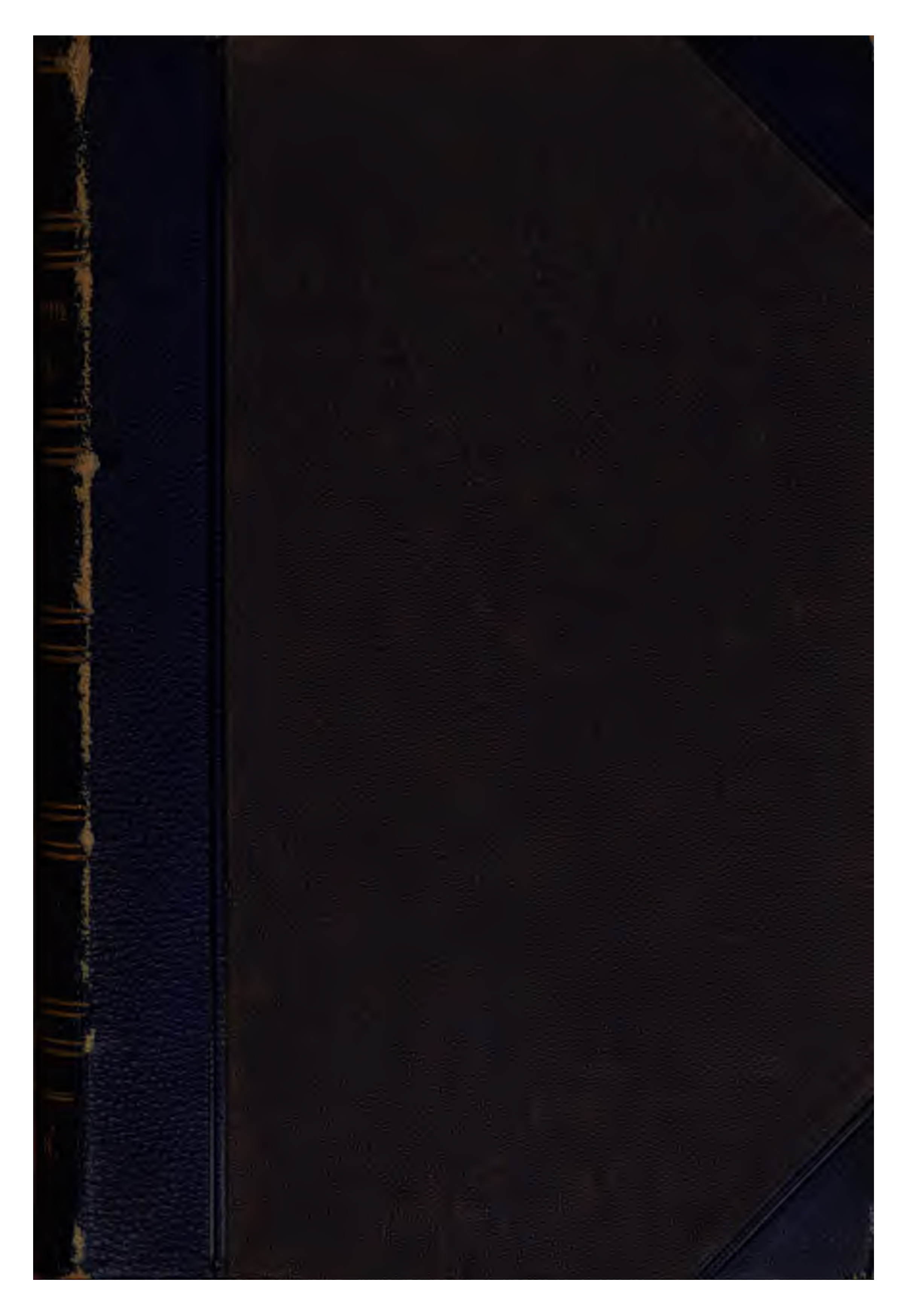
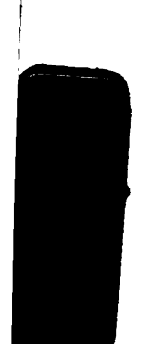








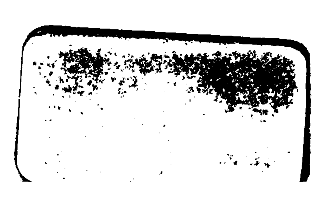
















Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung
der Herren

E. Desor, Professor in Neuenburg.

L. Hirzel, Professor in Bern.

G. Kinkel, Professor in Zürich.

Albr. Müller und L. Rütimeyer, Professoren in Basel.

III. Band.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1876.

Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

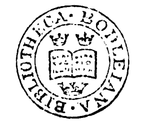
herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung
der Herren

E. Desor,
Professor in Neuenburg.

L. Hirzel,
Professor in Bern.

G. Kinkel,
Professor in Zürich.

Albr. Müller und L. Rütimeyer,
Professoren in Basel.



III. Band.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1876.

Schweighauserische Buchdruckerei.

OEFFENTLICHE VORTRÄGE.

III. Band.

Inhalt.

Heft I. Dr. Adolf Hirsch, Die Sonne.

Heft II. Prof. Carl Vogt, Ueber Vulkane.

Heft III. Prof. Dr. Dan. Jacoby, Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur.

Heft IV. Prof. Stephan Born, Heinrich Heine.

Heft V. Dr. Victor Kaiser, Macbeth und Lady Macbeth.

Heft VI. Prof. Albr. Müller, Der Gebirgsbau des St. Gotthard.

Heft VII. Dr. Carl Meyer, Walther von der Vogelweide.

Heft VIII. Dr. J. E. Alaux, Ueber die Wandlungen der Moral im Menschengeschlecht.

Heft IX. Prof. Eduard Osenbrüggen, Die deutschen Rechtssprichwörter.

Heft X. Gerold Meyer von Knonau, Die Ekkeharte von St. Gallen.

Heft XI. Prof. Salomon Vögelin, Kunst und Volksleben.

Heft XII. A. Billeter, Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die Sonne.

VORTRAG,

gehalten in der Neuenburger Gemeinnützigen Gesellschaft

am 28. März 1874

von

Dr. Adolph Hirsch,

Director der Neuenburger Sternwarte.

Mit zwei Tafeln Abbildungen in Farbendruck.

BASEL.
Schweighäuserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1875.

Schweighauserische Buchdruckerei.

I.

Vor zwölf Jahren bereits habe ich an dieser selben Stelle einen Vortrag über die Sonne gehalten. Wenn ich daher heute wiederum denselben Gegenstand vor Ihnen behandle, so bedarf das einer Erklärung. Vor Allem ist es sicherlich nicht der Mangel an andern passenden Gegenständen, der mich veranlasst, wieder zur Sonne zurückzukehren; denn wenn auch der eigentlich wesentliche Theil der Astronomie, welcher sich mit den Bewegungen der Himmelskörper beschäftigt, wegen seiner streng mathematischen Methoden, der populären Behandlung vor einem in die Mysterien der Analysis nicht eingeweihten Publicum grosse, fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellt, so finden sich doch auf dem Gebiete unserer reichen Wissenschaft interessante Fragen in Fülle, welche ein gebildetes Publicum interessiren und seinem Verständniss nahe gebracht werden können.

Andererseits werden Sie mir nicht zutrauen, dass ich nach zwölf Jahren den gleichen Vortrag wiederholen möchte, indem ich etwa auf ein kurzes Leben oder wenigstens auf ein kurzes Gedächtniss bei den Zuhörern unserer Vorträge rechnete. Im Gegentheil, ich hoffe, dass in der geehrten Versammlung sich eine Anzahl treuer Anhänger unserer Gesellschaft befinden, welche sich des damaligen Vortrages noch genügend erinnern, um ihnen den Beweis liefern zu können, dass die Sonne, welche ich heute vor ihnen aufgehen lasse, nicht mehr dieselbe ist, welche vor zwölf Jahren untergegangen.

Ich habe vielmehr gerade die Sonne wieder gewählt, um Ihnen an einem Beispiele zu zeigen, welche erstaunlichen Fortschritte in so kurzer Zeit auf dem Gebiete der modernen Naturwissenschaften gemacht werden; sogar in der Astronomie, in welcher doch — als der ältesten und fortgeschrittensten unter den Wissenschaften — grosse, bahnbrechende Entdeckungen weniger wahrscheinlich sein sollten.

Und doch genügte die Erfindung eines neuen, im Grunde einfachen Instrumentes, des Spectroscops, um eine Fülle durchaus neuer Thatsachen über die chemische und physikalische Beschaffenheit der Sonne, sowie anderer Gestirne, an's Licht zu bringen. Ein einfacher Kunstgriff, auf den gleichzeitig ein französischer und ein englischer Astronom verfielen, gestattet uns jetzt, die wunderbaren Erscheinungen der Sonnen-Protuberanzen, welche man früher nur während der kurzen Dauer einer totalen Sonnenfinsterniss erblicken konnte, tagtäglich in Musse zu studiren, so dass wir nun ohne Schwierigkeit die gewaltigen Revolutionen verfolgen können, welche ohne Unterlass in der glühenden Wasserstoffhülle der Sonne vor sich gehen.

Schliesslich hat die grosse und fruchtbare mechanische Wärmetheorie, — welche unter den zahlreichen Entdeckungen unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der physikalischen, wie die Darwin'sche Entwicklungstheorie auf dem Gebiete der organischen Wissenschaften, wohl die bedeutendste sein dürfte — einen unerwarteten Einblick gestattet in die Natur und den Ursprung der Alles beherrschenden und belebenden Sonnenstrahlen, indem sie in der allmäligen Abkühlung der Sonne selbst eine fast unerschöpfliche Quelle ihrer unveränderlichen Wärme nachzuweisen gestattet.

Die Sonnenstudien haben übrigens im letzten Jahrzehent

eine so grosse, die Grenzen der Fachwissenschaft überschreitende und für die allgemeine Weltanschauung unverkennbare Bedeutung gewonnen, dass es gewissermassen für die Eingeweihten eine Pflicht ist, die bisherigen Errungenschaften und den jetzigen Stand dieser Forschungen auch dem grösseren Publicum zugänglich zu machen. Dieser Pflicht will ich Ihnen gegenüber heute Abend nachzukommen versuchen.

Ich werde zunächst damit beginnen, Ihnen eine kurze Uebersicht unserer Kenntnisse von der Entfernung, den Dimensionen und den Bewegungen der Sonne, sowie von dem, was man früher von der Beschaffenheit des Sonnenkörpers, namentlich von den Sonnenflecken, ihrer Periode und ihren Bewegungen wusste, zu bieten. Alsdann werde ich versuchen, Ihnen einen allgemeinen Begriff von der Spectralanalyse zu geben, indem ich Ihnen die verschiedenen Spectrumarten schildere und die Verwendung des Spectroscops in der Astronomie und besonders für die Untersuchung der Sonne auseinandersetze. Ich werde kurz den jetzigen Stand unserer Kenntnisse des Sonnenspectrums zu entwickeln haben, namentlich die Erklärung der Frauenhofer'schen Linien durch die berühmte Entdeckung Kirchhofs, und wie es dadurch möglich geworden ist, die chemischen Bestandtheile der leuchtenden Sonnenhülle zu ermitteln. Wir werden sehen, dass diese aus metallischen Dämpfen bestehende Lichtatmosphäre, die sogenannte Photosphäre von einer mächtigen Hülle glühenden Wasserstoffs, der Chromosphäre, umgeben ist, aus welcher in Folge von Stürmen oder vulcanischen Ausbrüchen jene rothen und pfirsichfarbenen Flammen emporgeschleudert werden, welche beständig den Sonnenrand umgeben. Ferner werde ich Ihnen zu zeigen haben, dass diese Chromosphäre ihrerseits noch

von einer dritten, äusseren Atmosphäre umhüllt ist, welche einen grossen Theil der Licht- und Wärmestrahlen der Sonne absorbirt und die bei den totalen Sonnenfinsternissen die glänzende Erscheinung der Corona erzeugt. Zum Schluss werde ich versuchen, Ihnen auseinanderzusetzen, was wir bisher von der Natur und dem Wesen des Sonnenlichtes und der Wärme zu wissen glauben, und wie weit man gelangt ist in der Lösung des interessanten Problems von der Unveränderlichkeit der Sonnenstrahlung, dieser Quelle allen irdischen Lebens.

II.

Allbekannt sind die gewaltige Entfernung, sowie die nicht minder gewaltigen Dimensionen unseres Centralkörpers. Um die Entfernung von 37 Millionen Meilen (von 4 Kilometern) der Vorstellung näher zu bringen, erinnere ich daran, dass dieselbe vom Lichte in 8 Minuten 18 Secunden zurückgelegt wird, während eine Kanonenkugel 13 Jahre und unsere Eisenbahnzüge 440 Jahre gebrauchen würden, um in ununterbrochenem Lauf und mit unveränderter Geschwindigkeit von der Erde zur Sonne zu gelangen. Die Unsicherheit, welche heute noch über diese Fundamentalzahl der Astronomie herrscht, beträgt ungefähr $^1/_{100}$ ihres Werthes, d. h. 370000 Meilen; dieselbe wird ohne Frage noch in diesem Jahre bedeutend vermindert werden durch die Beobachtung des am 9. December stattfindenden Durchganges der Venus vor der Sonnenscheibe, zu welcher schon jetzt zahlreiche Astronomen aller Länder sich vorbereiten. Es ist aller Grund vorhanden zu hoffen, dass unsere Zeitgenossen in der Ausnützung dieser seltenen, alle Jahrhundert nur zweimal eintretenden Erscheinung glücklicher sein werden, als die Astronomen des 18. Jahrhunderts, und dass

damit die Sonnenentfernung, diese Einheit des Weltraumes, die man als den kosmischen Meter bezeichnen könnte, mit ausreichender Genauigkeit bestimmt werden wird.

Da bei einer solchen Entfernung die Sonnenscheibe einen scheinbaren Durchmesser von 32′ 3,″64 zeigt, so lässt sich leicht berechnen, dass der wirkliche Durchmesser der Sonnenkugel 346000 Meilen beträgt, und dass der körperliche Gehalt dieser Kugel denjenigen unserer Erde 1280000 mal übertrifft. Selbst sämmtliche Planeten unseres Systems zusammengenommen bilden nur den 560sten Theil dieses Volumens, dessen ungeheure Dimensionen am besten durch die Angabe veranschaulicht werden, dass — wenn man sich die Erde im Centrum des hohl gedachten Sonnenkörpers vorstellt — der Mond um dieselbe kreisen könnte, ohne der inneren Oberfläche der Sonnenkugel merklich näher zu sein, als der Erde im Centrum.

Nicht minder gewaltig ist die Masse oder das Gewicht unseres Centralkörpers. Denn indem man die Anziehung, mit welcher die Sonne unsere Erde in ihrer Bahn zurückhält, vergleicht mit derjenigen, welche die Erde selbst auf die an ihrer Oberfläche befindlichen Körper ausübt, gelangt man zu dem Resultate, dass die Masse der Sonne diejenige unseres Planeten 324000 mal übertrifft. Indem man dann dieses Gewicht der Sonne mit ihrem Volumen zusammenhält, findet man, dass die Sonnenmaterie nur ungefähr $^1/_4$ der Dichtigkeit der Erde besitzt, also eine Dichtigkeit, welche etwa derjenigen der Steinkohle entspricht.

Sobald man von einem Gestirn den Halbmesser und die Masse kennt, ist es leicht die Schwerkraft zu berechnen, welche an seiner Oberfläche herrscht; es findet sich, dass die Körper, welche auf der Erde in der ersten Secunde 15 Fuss durchfallen, auf der Sonne in derselben Zeit 430

Fuss zurücklegen, so dass also die Schwerkraft auf der Sonne $27^1/_2$ mal grösser ist als auf der Erde. Ein Mann von mittlerem Gewicht, auf die Sonne versetzt, würde demnach an seinem Körper eine Last von ca. 4000 Pfund zu schleppen haben; Grund genug, neben so vielen anderen triftigen Gründen, um jede Möglichkeit der Existenz organischer Wesen, die den irdischen ähnlich wären, auf der Sonne auszuschliessen.

Indem ich jetzt auf die Bewegungen der Sonne übergehe, errege ich vielleicht bei Manchem ein gewisses Erstaunen: „Wie?" höre ich fragen, „die Sonne selbst ist also auch nicht unbeweglich, wie man es uns in der Schule als einen wichtigen Satz des Copernicanischen Systems gelehrt hat?" Nein! Die Sonne ist so wenig unbeweglich, wie alle anderen Sterne, welche man fälschlich Fixsterne zu nennen pflegt; vielmehr zeigen alle Sterne, welche man lange genug beobachtet hat, beträchtliche Bewegungen von meist grosser Geschwindigkeit. Wie denn überhaupt die moderne Wissenschaft den Begriff der absoluten Ruhe nicht zugeben kann; wir kennen in der That im ganzen Universum kein materielles Atom, von dem sich eine absolute und dauernde Unbeweglichkeit nachweisen liesse. Vielmehr ist die Bewegung eine der Materie innewohnende Eigenschaft, und die Ruhe ist immer nur eine relative oder ein vorübergehender Zustand. Die Materie ist nicht todt; die Welt ist vielmehr in ewiger Bewegung. Das hässliche Wort der „Trägheit", als Grundeigenschaft der Materie, ist nur als Beharrung in dem gegebenen Zustande, sei es der Bewegung, sei es der momentanen Ruhe, zu verstehen, so lange als keine Ursache vorhanden ist, diesen Zustand zu ändern. Die sogenannten Kräfte sind nichts anderes als diese Veränderungsursachen, die aber nicht ausserhalb und unabhängig von

der Materie, sondern als derselben innewohnend zu denken sind.

Die Sonne also, welche nichts anderes als ein Stern ist, hat auch in dieser Beziehung kein Privilegium vor den anderen Sternen voraus; auch sie ist in beständiger Bewegung. Nicht nur dreht sie sich, wie auch die Planeten, um den Schwerpunkt des ganzen Systems, der in der That gewöhnlich im Inneren des Sonnenkörpers zu liegen kommt, sondern die Sonne mitsammt ihrer ganzen Gefolgschaft von Planeten, Satelliten und Kometen stürmt mit einer Geschwindigkeit von 50 Millionen Meilen im Jahre durch den Weltraum dahin in einer Richtung, die gegenwärtig auf das Sternbild des Hercules zustrebt; mit dieser Geschwindigkeit würden wir in 130000 Jahren einen Weg zurücklegen, gleich der Entfernung des nächsten Fixsterns (α Centauri), und in 300 Millionen Jahren bis an die äussere Grenze der Milchstrasse gelangen, in deren Mittelpunkt etwa wir uns gegenwärtig befinden. Solche Zeiträume genügen den Anforderungen der modernen Geologie für die allmälige Bildung der verschiedenen Schichten der Erdoberfläche, so dass unsere verschiedenen Gebirge entstanden sein mögen, während die Erde sich in ganz anderen Gegenden des Weltraumes befand. Auf diese Weise wird es möglich, die grossen klimatischen Veränderungen, welche offenbar auf der Erde stattgefunden haben, zum Theil dadurch zu erklären, dass unser Planet mit dem ganzen Sonnensystem sich früher in einem Theile des Weltraumes bewegt haben kann, wo eine minder entsetzliche Kälte geherrscht haben mag, als die, welche wir genöthigt sind dem Raume zuzuschreiben, in dem wir gegenwärtig weilen (ungefähr —150°).

Doch zurück von diesen Hypothesen zu den Bewe-

gungen der Sonne! Die dritte Bewegung, die wir an der Sonne wie an der Erde, dem Monde, sowie an allen grösseren Planeten erkennen, ist die Umdrehung um eine 83° gegen die Ekliptik geneigte Axe, welche Umdrehung sich in einem Zeitraum von 25 Tagen 5 Stunden 38 Minuten vollzieht.

III.

Wie war es aber möglich, eine solche Axendrehung an der Sonne zu erkennen, die sich unseren Blicken unter der Form einer glänzenden, durchaus gleichförmigen Scheibe darstellt? Wie konnte man an einer solchen Scheibe eine Drehung wahrnehmen? — Diese Möglichkeit liegt einfach darin, dass die Sonne, im Fernrohre betrachtet, keineswegs als gleichförmige Scheibe erscheint, sondern vielmehr zahlreiche, dunkle Flecken zeigt, welche man an dem östlichen Sonnenrande eintreten, sich allmälig der Mitte nähern und nach 14 Tagen am Westrande verschwinden sieht, um nach weiteren 14 Tagen abermals am Ostrande zu erscheinen. Während ihres Umlaufes, der sich für manche Flecken 3 oder 4 mal wiederholt (Schwabe hat im Jahre 1840 gar eine achtmalige Wiederkehr eines Flecks beobachtet) zeigen dieselben meist bedeutende Veränderungen in Form und Grösse; zuweilen sieht man Flecken sich nach einigen Tagen völlig auflösen.

Diese seltsame Erscheinung verdient eine etwas nähere Beschreibung: Wenn man die Sonne in einem guten Fernrohr betrachtet, so erscheint sie als leuchtende Scheibe, deren Glanz am Rande merklich schwächer ist als gegen die Mitte, und die mit einer zahllosen Menge kleiner Lichtkörner übersäet ist, alle von ungefähr gleicher Grösse, in mannigfachen Formen, unter denen das längliche Oval vor-

herrscht. Die feinen Zwischenräume, welche diese Lichtkerne trennen und Poren heissen, bilden eine Art dunkles, doch keineswegs schwarzes Netz. Es ist schwer einen irdischen Gegenstand zur Vergleichung zu finden; am ehesten gleicht der Anblick demjenigen, welchen etwas ausgetrocknete Milch unter dem Microscop darbietet.

Diese Körner nun vereinigen sich öfter zu kleinen Gruppen, deren ovale Form den Vergleich mit Reiskörnern oder Weidenblättern hervorgerufen hat; weit zutreffender ist die Aehnlichkeit mit der kleineren Form unserer sogenannten Haufen-Wolken. Aus diesen hellen Wölkchen, die in beständiger Bewegung sind, bilden sich dann in Folge stürmischer Vorgänge grössere leuchtende Massen, welche Fackeln genannt werden, und in ihrer Mitte oft weite, dunkle Löcher — die Flecken. Diese letzteren zeigen die mannigfachsten Formen und Verwandlungen; wenn sie zu völliger Entwicklung gelangt sind, zeigen die meisten nach der Mitte zu einen rundlichen, dunklen, durch den Contrast schwarz erscheinenden Kern, welcher in der Regel von einem weiteren, unregelmässigen Kreise von grauem Tone, dem sogenannten Hof umgeben ist. Dass die Flecken uns wesentlich nur durch den Contrast mit der leuchtenden Sonnenfläche dunkel erscheinen, geht aus der Messung ihrer Lichtstärke durch Zöllner hervor, welcher dieselbe noch immer 400000 mal stärker als das Licht des Vollmondes gefunden hat.

Diese wundersamen Gebilde erreichen überdem gewaltige Dimensionen; so zeigte ein Fleck, der Anfangs September 1850 dem blossen Auge sichtbar wurde, einen Durchmesser von 300 Secunden; wenn Sie nun bedenken, dass unsere Erde, auf die Sonnenscheibe projicirt, daselbst nur einen Kreis von 18″ einnehmen würde, so finden Sie für

den Fleck von 1850 einen Durchmesser, der den unserer Erdkugel um das 17fache übertrifft. — Der berühmte Sonnenfleckenbeobachter, Schwabe in Dessau, sah im Jahre 1851 13 mit blossem Auge sichtbare Flecken, welche sämmtlich die Grösse der Erde 4—5 mal übertrafen. Wohlverstanden, die Flecken mit ihren Höfen; denn die Kerne sind beträchtlich kleiner, in der Regel im Verhältniss von 3:8. — Noch gewaltiger hingegen sind die Dimensionen der Fleckengruppen, welche — wie dies im Juni 1847 der Fall war — zuweilen ein Drittel des ganzen Sonnendurchmessers bedecken. — Auch die Sonnenfackeln erreichen eine bedeutende Grösse, welche der unseres Erdkörpers gleichkommt. *)

Ungeachtet dieser gewaltigen Dimensionen zeigen die Flecken bedeutende und schnelle Wandlungen; kommt es doch vor, dass ein Fleck in einem einzigen Tage seine Ausdehnung um 30000 Meilen ändert und zwar so zu sagen unter den Augen des Beobachters; tritt einige Tage schlechtes Wetter ein, welches am Beobachten hindert, so hält es oft schwer, die indessen transformirten Flecken wieder zu erkennen. Oefter sieht man im Innern des Kernes eine lichte Linie (eine sogenannte Brücke) sich bilden, welche nach und nach den Flecken in zwei Theile schneidet. Umgekehrt vereinigen sich öfter benachbarte Flecken zu einem einzigen; bald bildet sich um einen Kern nach und nach ein Hof, bald sieht man von einem Flecken zunächst den Kern und schliesslich auch den Hof verschwinden.

Ausserdem sind die Flecken keineswegs unbeweglich auf der Sonnenoberfläche; vielmehr zeigen sie, auch abge-

*) Fig. I zeigt die Sonnenscheibe bedeckt mit mehreren Gruppen von Flecken und Fackeln; Fig. II eine Flecken-Gruppe, unter bedeutender Vergrösserung gesehen.

sehen von ihrem aus der Sonnenrotation folgenden Umschwunge, eigene, zum Theil höchst complicirte Bewegungen, um deren Studium namentlich Herr Carrington in England und Spörer in Anklam sich grosse Verdienste erworben haben. Ich muss mir versagen, hier näher in diese schwierigen, noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen einzugehen. Ich füge nur noch hinzu, dass man bei vielen Flecken auch eine rotirende Bewegung beobachtet, welche — zusammengehalten mit der spiralförmigen Structur mancher Flecken — das Vorhandensein heftiger Wirbelstürme in der Photosphäre der Sonne anzeigt, die besonders von Faye als wesentliche Ursache der Sonnenflecken angesehen werden.

Bei Gelegenheit der Sonnenfleckenbewegung ist noch zu erwähnen, dass dieselben sich nicht gleichförmig auf der Sonnenoberfläche vertheilt finden, sondern vielmehr auf zwei Zonen beschränkt sind, welche auf beiden Seiten des Aequators sich von ungefähr 10° bis 32° und zuweilen bis 46° Breite erstrecken; ein einziges Mal hat man einen Flecken bei 50° nördlicher Breite beobachtet. Diese Fleckenzonen der Sonne erinnern also an die Streifen des Jupiter und in einem gewissen Sinne auch an die Zone der Passatwinde auf der Erde. Uebrigens ist die an Flecken reichste Zone nicht unveränderlich, sondern ändert langsam ihre Lage auf der Sonnenkugel.

Wie räumlich an gewisse Zonen, so sind die Flecken auch zeitlich an gewisse Perioden gebunden. Schon Schwabe machte die Bemerkung, dass gewisse Jahre sehr reich, andere sehr arm an Flecken sind und fand für ihre Häufigkeit eine Periode von ungefähr 10 Jahren, in dem Sinne, dass alle 10 Jahre ein Maximum und 5 Jahre später etwa ein Minimum der Fleckenzahl zu sehen wäre. Diese Ent-

deckung hat sich seither durchaus bestätigt. Mein College, Professor Wolf in Zürich, der sich mit diesem Gegenstande unausgesetzt seit 1852 beschäftigt, hat mit unermüdlichem Fleisse sämmtliche seit 112 Jahren publicirten Sonnenfleckenbeobachtungen zusammengestellt und aus dem Studium dieser Masse von 20000 Beobachtungen das Resultat gewonnen, dass die Häufigkeit der Flecken an eine Periode von $11\frac{1}{9}$ Jahren gebunden ist, so dass also gerade 9 Perioden auf ein Jahrhundert kommen; und zwar trifft auf den Anfang jedes Jahrhunderts (1700, 1800) ein Minimum. Das letzte Maximum fand im Jahre 1870 statt und jetzt nähern wir uns bereits merklich dem Minimum.

Diese merkwürdige Periodicität in der Häufigkeit der Flecken gewinnt noch an Interesse durch die auffallende Thatsache, dass die gleiche Periode von 11 Jahren auch für die Erscheinungen des terrestrischen Magnetismus besteht, und zwar stimmen die Perioden beider Erscheinungen so völlig überein, dass in denselben Jahren, wo die Sonne die meisten Flecken zeigt, auf unserer Erde die Variationen der magnetischen Elemente am stärksten und die magnetischen Störungen am häufigsten sind; der Zusammenhang ist so eng, dass Herr Wolf im Stande ist, jedes Jahr nach dem Stande der Sonnenflecken die Variation der magnetischen Declination für eine Anzahl Orte voraus zu berechnen, und dass die so erhaltenen Zahlen regelmässig von den später publicirten Beobachtungen der magnetischen Observatorien bestätigt werden. Sicherlich ein höchst auffallender Zusammenhang zwischen zwei anscheinend so verschiedenen Phänomenen, welche in einer Entfernung von 37 Millionen Meilen vor sich gehen! So sicher das Factum selbst festgestellt ist, so wenig sind wir noch im Stande, eine genügende Erklärung dieses geheimnissvollen Zusammen-

hanges zu geben. Man glaubt, dass die magnetischen Erscheinungen der Erde von electrischen Strömen abhängen, welche auf der Erdoberfläche und in der Atmosphäre kreisen. Es wäre möglich, dass die Fleckenbildung auf der Sonne von intensiven electrischen Vorgängen begleitet wäre, welche die Erdströme und somit den Erdmagnetismus beeinflussen könnten. Diese Vermuthung wird unterstützt durch die Entdeckung des Herrn Wolf, wonach die gleiche Periode von 11 Jahren sich auch in der Häufigkeit der Nordlichter wieder findet, welche nach der Hypothese von De la Rive ebenfalls durch die atmosphärische Electricität bedingt sind, die von dem Aequator durch die obern Luftschichten nach den Polen strömt.

Und, um auf die Flecken zurück zu kommen, so ahne ich wohl, dass die Frage auf Aller Lippen liegt: „Was sind aber nun diese Sonnenflecken, über welche wir so merkwürdige Dinge vernommen?“ — Vor Allem gestehe ich offen, dass ich Ihre berechtigte Neugierde in dieser Beziehung nicht ganz zu befriedigen vermag. Die Natur der Sonnenflecken ist noch jetzt Gegenstand der Forschungen und Discussionen der Astronomen. In populären Vorträgen aber soll man viel mehr trachten, die Thatsachen der Wissenschaft darzulegen, als noch streitige Theorien zu entwickeln; und vor Allem soll man sich hüten, im Geiste der Zuhörer mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen mit völlig erwiesenen Thatsachen zu vermischen. Ich werde mich daher begnügen, kurz den jetzigen Stand der Frage zu schildern, ohne des Nähern in den Streit einzugehen zwischen den Anhängern der alten durch Kirchhof erneuerten Idee Gallilei's, wonach die Flecken in der Sonnenatmosphäre schwebende und durch locale Abkühlung erzeugte Wolkengebilde sind, und zwischen der Ansicht von Wilson,

Herschel, Secchi, Faye etc., welche die Flecken als, sei es durch vulcanische Eruptionen, sei es durch Wirbelstürme erzeugte, Risse und Vertiefungen in der Photosphäre der Sonne betrachten.

Der erste Gedanke Scheiners, welcher im Jahre 1611 die Sonnenflecken entdeckt hat, wonach dieselben um die Sonne kreisende Satelliten wären, wurde schon von Gallilei durch die Bemerkung widerlegt, dass in diesem Falle die Zeit, während welcher dieselben vor der Sonnenscheibe vorbei gehen, bei weitem kürzer sein müsste, als der übrige Theil ihrer Umlaufszeit. Die zweite Hypothese Scheiners, wonach die Flecken solide, auf der stürmisch bewegten Oberfläche der Sonne schwimmende Körper wären, ist neuerdings von dem geistvollen Leipziger Astronomen Zöllner wieder aufgenommen, welcher die Flecken für eine Art Schlacken hält, die auf der feurigflüssigen Masse der Sonne durch locale Temperaturerniedrigung entstehen. Aber nicht nur die beständigen und oft plötzlichen Formveränderungen der Flecken streiten gegen diese Hypothese, sondern namentlich scheint die, wie wir sehen werden, auf der Sonne herrschende, ausserordentlich hohe Temperatur jeden Gedanken an die Möglichkeit fester Körper in der Photosphäre auszuschliessen.

Die von der grossen Autorität Kirchhofs modificirte und vertheidigte Hypothese Gallilei's hat auf den ersten Blick etwas Plausibles, da ja die Sonnenflecken in der That die Beweglichkeit und Veränderlichkeit mit unsern Wolken gemein haben. Indessen stösst auch diese Ansicht auf ernste Schwierigkeiten; denn nicht nur ist Kirchhof, um Hof und Kern zu erklären, zu der seltsamen Annahme gezwungen, dass über jeder Kernwolke eine zweite, minder dichte Wolke sich bilde, welche dann während mehrerer

Sonnenrotationen sich über einander erhalten; sondern der hauptsächlichste Einwurf gegen jede Hypothese, welche die Flecken als über der Photosphäre schwebend ansieht, liegt in der alten, seitdem vielfach wiederholten und bekräftigten Beobachtung Wilsons, wonach die Flecken, wenn sie sich dem Sonnenrande nähern, und also durch die Wirkung der Perspective eine Formverschiebung erleiden, den Hof auf der dem Centrum zu liegenden Seite allmälig verengern und schliesslich ganz einbüssen. (Siehe Figur III, IV, V.) Mit andern Worten, während in der Mitte der Sonnenscheibe Kern und Hof meist ungefähr kreisrund und concentrisch sich darstellen, lässt nahe am Rande die seitliche Perspective den Kern fast immer auf der Seite des Sonnencentrums und den Hof auf der Seite des Randes erscheinen. Einiges Nachdenken zeigt aber, dass eine solche Erscheinung sich nur durch die Annahme erklären lässt, dass die Sonnenflecken eine Art Höhlungen oder konische Vertiefungen sind, deren tiefer als die allgemeine Sonnenoberfläche gelegener Boden den Kern, und deren seitliche Wandungen den Hof darstellen.

Unter den zahlreichen Beobachtungen, welche diese Wilson'sche Ansicht bekräftigen, will ich nur noch das ingenieuse Mittel des bekannten Himmelsphotographen Warren de la Rue erwähnen, welcher zwei in passender Entfernung aufgenommene Photographien desselben Sonnenflecks im Stereoscop zeigte und damit die directeste demonstratio ad oculos für die Vertiefung des Sonnenflecks lieferte. Auch hat man in einigen Fällen bei bedeutenden Flecken, wenn sie durch die Rotation an den Rand der Sonne traten, in diesem Rande einen merklichen Ausschnitt erzeugen sehen, wie eine bedeutende Vertiefung sie erzeugen muss.

Nach alledem kann man als wohlbegründetes Factum

hinstellen, dass die Sonnenflecken Vertiefungen in der Photosphäre sind, deren Tiefe sich im Mittel auf 8″, d. h. etwa auf 5700 Kilometer angeben lässt, also nicht viel weniger als der Erdhalbmesser. Der äussere Rand des Hofes ist fast stets von einem glänzenden, höheren Ringe oder einer Art Krone umgeben, welche von über die allgemeine Sonnenoberfläche hervorragenden Fackeln gebildet wird, so dass das Ganze dann eine Art Aehnlichkeit mit gewissen Mondkratern gewinnt. (Siehe Fig. III und IV.)

Man hätte sich demnach die Flecken als eine Art Trichter vorzustellen, welche in der aus leuchtenden Nebeln bestehenden Photosphäre sich bilden in Folge heftiger Ausbrüche von aus dem Innern hervorbrechenden Gasströmen. Die halb condensirten Metalldämpfe, aus denen die Photosphäre besteht, würden unter dem Einfluss solcher überhitzten Gasströme unsichtbar oder relativ dunkel erscheinen, weil sie durchsichtig würden, so dass also die Flecken nicht als das Resultat einer Abkühlung zu betrachten wären, sondern im Gegentheile wegen ihrer höheren Temperatur und dadurch bedingten Durchsichtigkeit dunkel erscheinen würden. — Diese Anschauungsweise des Pater Secchi schwebt schon deshalb nicht ganz in der Luft, weil die Gasausbrüche, die sie voraussetzt, wie wir alsbald sehen werden, wirklich in einem colossalen Grade auf der Sonne stattfinden, an deren Rande sie sich als rothe Protuberanzen darstellen. Wir werden sehen, dass diese ungeheuren Wasserstoffflammen, welche bis zu einer Höhe von vielen tausend Meilen emporgeschleudert werden, in einem offenbaren Zusammenhange mit den Flecken stehen.

Ehe ich aber zu den Protuberanzen übergehe, welche wir mit Hülfe des Spectroscops beobachten, muss ich Ihnen einige Erklärungen über dieses wichtige Instrument und

über die Methode der Spectralanalyse geben. Ich werde so kurz als möglich die verschiedenen Sternspectra und namentlich das der Sonne mit seinen zahllosen schwarzen Linien besprechen, welche durch die grundlegende Entdeckung Kirchhofs mit den für die verschiedenen irdischen Stoffe charakteristischen Spectrallinien haben identificirt werden können.

IV.

Es ist allgemein bekannt, dass die Farben des Regenbogens durch die Zersetzung des weissen Sonnenlichts entstehen, welche bei der Brechung der Sonnenstrahlen in den Wassertropfen stattfindet. Die gleiche Lichtzerstreuung erhält man, wenn ein Sonnenstrahl durch ein Glasprisma geleitet wird: Grimaldi und Newton haben zuerst auf diese Weise das Sonnenspectrum erzeugt, in welchem wir von Roth und Orange, durch Gelb, Grün und Blau bis zum Indigo und Violet sämmtliche Farbentöne erblicken, für welche die Netzhaut unseres Auges überhaupt empfänglich ist. Ich muss es mir versagen, an diesem Orte die Wellentheorie des Lichtes zu entwickeln, welche in so bewunderns-werther Weise von sämmtlichen Lichterscheinungen Rechenschaft gibt, wie die Gravitationstheorie von den Bewegungen der Himmelskörper. Ich will nur daran erinnern, dass die verschiedenen Farben einfach durch die verschieden grosse Anzahl der Lichtwellen entstehen, welche in einer Secunde stattfinden, dass das rothe Licht der kleinsten Anzahl (478 Billionen in der Secunde) und das violette Licht der grössten Anzahl Wellen (700 Billionen) entspricht. Das weisse Licht besteht nun aus der Gesammtheit aller dieser Farbentöne, d. h. also setzt sich aus sämmtlichen Schwingungen zusammen, die zwischen den Grenzen von

478 und 700 Billionen Wellen per Secunde liegen. Wenn dieses so zusammengesetzte Licht dann gebrochen wird, indem es aus einem beliebigen Mittel in ein anderes von verschiedener Dichtigkeit übergeht, so werden die einzelnen Farbenstrahlen verschieden stark abgelenkt, die violetten am meisten und die rothen am schwächsten, was zur Folge hat, dass man dieselben neben einander ausgebreitet aus dem Prisma austreten und so den farbigen Streifen bilden sieht, welchen man Spectrum nennt.

Mehr als hundert Jahre, nachdem Newton das Spectrum durch ein Prisma erzeugt, kam 1802 der englische Physiker Wollaston auf den Gedanken, das Sonnenlicht durch einen engen Spalt auf das Prisma fallen zu lassen, und entdeckte so zuerst, dass das Sonnenspectrum senkrecht auf seine Länge von einer Anzahl dunkler Linien durchzogen wird. Im Jahre 1815 untersuchte der grosse Münchener Optiker Frauenhofer diese dunklen Linien genauer, mass ihre Abstände mit dem Theodolithen und gab eine Liste von 576 durch ihn gemessenen Linien heraus, die seither seinen Namen tragen. Frauenhofer fand ausserdem noch, dass andere Lichtquellen, wie z. B. das electrische Licht, Kerzenlicht etc. von dem Sonnenspectrum ganz verschiedene Spectra zeigen, welche von leuchtenden und nicht von schwarzen Linien in verschiedener Zahl und Lage durchsetzt sind. Wheatstone fand im Jahre 1855, dass das Spectrum des electrischen Funkens sich ändert, je nach den Metallen, zwischen welchen er überspringt. Andere Physiker untersuchten das Spectrum künstlicher Flammen, in denen man verschiedene Substanzen verbrannte; und Fox Talbot zeigte schon 1854, dass man durch dieses Mittel die schwächsten Spuren solcher Substanzen mit grosser Sicherheit nachweisen könne. Besonders aber waren es zwei

deutsche Physiker, Kirchhof und Bunsen, welche im Jahre 1859 und 1860 diese Methode in einem hohen Grade vervollkommnet und ihr die reichsten Früchte abgewonnen haben, indem sie dem Instrument, das sie Spectroscop nannten, seine jetzige vervollkommnete Form gaben.

Man hat mit Recht gesagt, dass dieses Instrument die Eigenschaften des Microscops und des Telescops theilt; mit ersterem hat es gemein, dass es fast unendlich kleine Theile der Materie nachzuweisen vermag; als Beweis diene unter Anderem, dass die beiden Heidelberger Gelehrten mit Hülfe des Spectroscops zwei neue Metalle (das Cäsium und das Rubidium) in einem Mineralwasser entdecken konnten, obwohl eine Tonne dieses Wassers nur 0,2 Gramm jener Metalle enthält. Mit dem Telescop ist das neue Instrument verwandt, indem es gestattet, nicht nur die Photosphäre der Sonne, sondern auch das Licht der Sterne und der fernsten Nebel zu analysiren, in welchen es uns das Vorhandensein des Wasserstoffs, des Eisens, des Natriums etc. verräth.

So hat sich denn in unserer Zeit auf die unerwartetste und fruchtbringendste Weise der alte, phantastische Traum der Astrologen und Alchimisten von dem geheimnissvollen Zusammenhange zwischen den Gestirnen und den Metallen erwahrt. Die Beziehungen zwischen Chemie und Astronomie, welche von den Priestern dieser beiden noch in der Kindheit befindlichen Wissenschaften geahnt wurden, treten heute in der Chemie der Himmelskörper als glänzende Thatsache hervor.

Das Spectroscop besteht nun im Wesentlichen aus drei Theilen: 1) einer engen Spalte mit parallelen Rändern, welche das zu analysirende Licht hindurchlässt, dessen Strahlen alsdann durch eine Linse parallel gemacht

werden; Beides, Spalte und Linse, befinden sich in einer Röhre, welche der Collimator heisst; 2) aus einem Prisma, oder einem System hinter einander liegender Prismen, welche das Licht zerstreuen und das Spectrum erzeugen; 3) aus einem kleinen Fernrohr, mit dem man das Spectrum beobachten und die Entfernungen zwischen dessen hellen und dunklen Linien mittelst eines Micrometers messen kann.

Es kann mir nicht beifallen, in einer flüchtigen Stunde Ihnen alle Entdeckungen mitzutheilen, die wir dem Spectroscop verdanken; ich werde nur berühren, was unentbehrlich ist, um seine Enthüllungen über die chemische und physikalische Beschaffenheit der Sonne zu begreifen.

Man unterscheidet also drei verschiedene Arten von Spectren; 1) Die erste Classe besteht aus den sogenannten continuirlichen Spectren, bei welchen die Reihe der neben einander liegenden Farben sich nirgends, weder durch helle noch durch dunkle Linien, unterbrochen zeigt. Diese Art Spectrum verdankt seine Entstehung dem Lichte der undurchsichtigen Körper und lässt fast mit Sicherheit darauf schliessen, dass die Lichtquelle ein fester oder flüssiger Körper ist. Ein solches Spectrum belehrt uns in Nichts über die chemische Beschaffenheit des glühenden Körpers; Eisen, Kalk, Magnesium etc., wenn sie zwar glühend, aber noch fest oder flüssig sind, zeigen alle das gleiche Spectrum.

2) Die zweite Art der Spectren zeigt an verschiedenen Stellen des farbigen Bandes helle, glänzende Linien; dieses Spectrum kommt nur von glühenden Gasen. Jedem chemisch einfachen oder zusammengesetzten, gasförmigen Körper, der leuchtend wird ohne sich zu zersetzen, ist eine Anzahl heller, farbiger Linien eigenthümlich, welche sich an ganz be-

stimmten Stellen seines Spectrums zeigen. Zwar ändert sich das Spectrum eines Körpers merklich je nach der Temperatur und dem Drucke, unter denen der leuchtende Körper sich befindet; aber diese Umstände modificiren nur die Intensität, die Form und höchstens die Anzahl der hellen Linien, aber niemals ihre Lage im Spectrum. Man begreift also, dass — wenn wir durch Versuche die charakteristischen Spectrallinien für die einzelnen irdischen Stoffe ermittelt haben, — das Auftreten gewisser Linien in dem Spectrum eines unbekannten Lichtes, z. B. in dem eines Fixsternes, ohne Weiteres das Vorhandensein des betreffenden Stoffes, dem diese Linien angehören, in dem Sterne zu behaupten gestattet.

3) Die dritte Klasse endlich umfasst die Spectren, bei welchen das farbige Band nicht durch helle, sondern durch schwarze Linien unterbrochen wird; gerade dieser Art ist das Spectrum der Sonne und einer Anzahl anderer Sterne.*) Nun hat Kirchhof die wichtige Entdeckung gemacht, dass — wenn man zwischen dem leuchtenden Körper und dem Auge die Dämpfe unserer irdischen Stoffe verbreitet, in dem Spectrum jenes Körpers dunkle Linien auftreten, und dass die Gruppe der dunklen Linien, welche bei dem Durchgang des Lichts durch den Dampf irgend eines Stoffes erzeugt werden, der Anzahl und der Lage nach identisch sind mit der Gruppe der hellen Linien, welche entstehen, sobald der betreffende Dampf selbst leuchtend wird.

Wenn wir zum Beispiel das Spectrum des Lichtes der electrischen Lampe, deren Kohlen Natrium enthalten, auf

*) Fig. VII, VIII zeigt das Sonnenspectrum mit seinen zahlreichen dunkeln Linien.

einen Schirm werfen, so sehen wir in dem continuirlichen Spectrum der Kohlen eine glänzende gelbe Linie, welche dem Natrium eigenthümlich ist. Wenn wir alsdann in die electrische Lampe ein Stückchen Natron legen, das alsbald durch die Hitze verdampft, so absorbiren die alsdann die Lampe erfüllenden Natrondämpfe gerade diejenigen Lichtstrahlen, welche diese Dämpfe aussenden, sobald sie selbst leuchten; daher erblickt man dann eine dunkle Linie genau an derselben Stelle des Spectrums, wo man vorher die gelbe Linie hatte glänzen sehen. Daraus folgt also, dass ein dampfförmiger Körper von dem durchgehenden Lichte gerade diejenigen Strahlen absorbirt oder auslöscht, welche er selbst aussendet, sobald er leuchtet.

Man begreift ohne Weiteres, dass Kirchhof durch diese Entdeckung der Interversion des Spectrums in Folge der Absorption durch die Dämpfe, die Erklärung der Frauenhofer'schen Linien geliefert hat und uns zugleich das Vorhandensein einer Anzahl irdischer Stoffe in der Photosphäre der Sonne hat nachweisen können. Man hat sich demnach die Atmosphäre der Sonne mit den Dämpfen einer gewissen Anzahl Stoffe angefüllt zu denken, deren charakteristische Spectrallinien wir in Form der Frauenhofer'schen dunkeln Linien sehen, weil hinter dieser Dampfatmosphäre die leuchtende Photosphäre oder der glühende Sonnenkörper sich befindet. Durch sorgfältige Vergleichung nun der zahlreichen Frauenhofer'schen Linien (wir kennen deren jetzt mehr als 5000) mit den Spectrallinien der verschiedenen irdischen Stoffe haben Kirchhof und seine Nachfolger das Vorhandensein folgender 14 Stoffe in der Sonne nachgewiesen: Wasserstoff mit 4 Linien, Natrium mit 9, Barium mit 11, Calcium mit 75, Magnesium mit 4, Aluminium

mit 2, Eisen mit 460, Mangan mit 57, Chrom mit 18, Kobalt mit 19, Nickel mit 33, Zink mit 2, Kupfer mit 7, Titan mit 200 Linien.

Kürzlich hat der ausgezeichnete englische Spectralanalyst Norman-Lockyer ausserdem die Spuren folgender sechs Stoffe gefunden: Cadmium, Strontium, Cäsium, Uranium, Blei und Kalium.

Hingegen hat man bisher die charakteristischen Linien folgender Metalle noch nicht aufgefunden: Silber, Quecksilber, Zinn, Antimon, Arsen und Lithium. Im Zweifel endlich ist man noch betreff des Goldes, des Siliciums und des Sauerstoffes.

Diesen Angaben über die chemische Zusammensetzung unseres Centralkörpers möchte ich gleich noch beifügen, dass die meisten der Sonnenstoffe, welche ich soeben aufgezählt habe, von den Chemikern ebenfalls in den Meteorsteinen gefunden sind, die bekanntlich kleine, aus dem Himmelsraum auf unseren Planeten gefallene Weltkörper sind; die Analyse dieser Aerolithen hat ausserdem noch das Vorhandensein von Phosphor, Schwefel, Chlor und Kohlenstoff in denselben nachgewiesen, welche Stoffe bisher noch nicht in der Sonne durch ihre charakteristischen Spectrallinien haben gefunden werden können, was jedoch die Möglichkeit nicht ausschliesst, dieselben dort später zu entdecken.

Wie dem auch sein mag, so brauche ich wohl kaum die grosse Bedeutung noch besonders hervorzuheben, welche die eben erwähnten Thatsachen für die ganze Weltanschauung haben, indem sie offenbar einen Beweis für die materielle Einheit des Sonnensystems, ja sogar des Universums, enthalten.

In der That haben wir soeben gesehen, dass eine

ziemliche Anzahl unserer irdischen Grundstoffe, namentlich Metalle, sich auch in der Sonne vorfinden; andererseits — obwohl im gelben Theile des Sonnenspectrums in der Nähe der Natriumlinien eine mit D_3 bezeichnete Linie sich findet, welche die Spectralisten noch nicht mit der charakteristischen Linie eines irdischen Stoffes haben identificiren können — kann man doch behaupten, dass — in dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse — man noch nicht in sicherer und definitiver Weise das Vorhandensein irgend eines auf der Erde sich nicht vorfindenden Stoffes in der Sonne hat nachweisen können. Daraus schliessen wir mit Recht, dass unsere Erde (und wahrscheinlich auch die übrigen Planeten) aus denselben Stoffen besteht, welche auch den Centralkörper des Sonnensystems bilden. Offenbar liegt in dieser Thatsache eine gewaltige Stütze für die von Kant und Laplace aufgestellte Kosmogonie, wonach die Planeten sich nach und nach von dem durch Concentration aus dem Urnebel gebildeten und rotirenden Centralkörper losgelöst haben.

Dem ist noch hinzuzufügen, dass die Spectralanalyse der Sterne und Nebelflecken diese materielle Einheit nicht nur auf die Körper unseres Sternsystems, sondern sogar auf die übrigen Welten, die wir in den Nebelflecken ahnen, auszudehnen scheint. Wenigstens in denjenigen Sternen, welche bisher mit dem Spectroscop untersucht worden sind, hat man eine gewisse Anzahl irdischer Stoffe, wie Eisen, Wasserstoff, Natrium, Magnesium, Calcium entdeckt. Die Spectralanalyse des schwachen Lichtes der Nebelflecke ist dermassen schwierig, dass es bisher nur für wenige derselben gelungen ist, einige helle Linien ihres Spectrums mit den charakteristischen Linien irdischer Stoffe zu identificiren; so hat z. B. der englische Spectroscopist Huggins

erkannt, dass von den drei hellen Linien des Orionnebels die eine dem Wasserstoff und eine andere dem Stickstoff angehört.

Im Allgemeinen darf man also behaupten, dass die Spectraluntersuchungen, je mehr sie sich entwickeln, um so mehr Beweise für die materielle Einheit des Universums zu liefern scheinen. Auf der andern Seite hat sich aus dem Studium der Doppelsterne ergeben, dass die Bewegungen dieser fernen Weltsysteme sich nach demselben Gravitationsgesetze vollziehen, welches die Bewegungen in unserem Sonnensystem regelt. Man ersieht daraus, dass in einem gewissen Sinne die moderne Astronomie die uralte Idee von der Einheit der Welt bestätigt, welcher man, in mehr oder minder phantastischer Form, in den meisten Schöpfungsgeschichten und Religionen, sowie in den Speculationen der Philosophen begegnet.

V.

Kehren wir nun zur Sonne zurück, um, nach Darlegung ihrer chemischen Zusammensetzung, kurz auseinander zu setzen, was sonst die Spectralbeobachtung uns über ihre physische Beschaffenheit zu erkennen gestattet.

Wir sahen bereits, dass die Quelle des Lichts und der Wärme der Sonne in der Photosphäre zu suchen ist, welche man sich als eine Atmosphäre leuchtender Nebel oder Wolken vorzustellen hat, die wesentlich aus metallischen Dämpfen bestehen. Die Mehrzahl der Forscher theilt diese Anschauung, im Gegensatz zur Zöllner'schen Hypothese, wonach sich die leuchtende Sonnenoberfläche im feuerflüssigen Zustande befinden würde, hauptsächlich wegen der ausserordentlich hohen Temperatur, die auf der Sonne

herrscht. Wie wir sehen werden, wird diese Temperatur von Pater Secchi auf mehrere Millionen Grade geschätzt, und nach den bescheidensten Schätzungen von Zöllner selbst beträgt dieselbe immerhin noch mehrere Hunderttausend Grade. Bei einer solchen Temperatur aber, für die wir auf der Erde keinerlei Analogie haben, können metallische Stoffe selbst unter dem hohen Druck, der auf der Sonne herrscht, schwerlich im flüssigen Zustande sich befinden. Denn schon bei 3000°, der stärksten Hitze, die wir in unseren Laboratorien erzeugen können, werden nicht nur sämmtliche Metalle in Dampf verwandelt, sondern alle irdischen Stoffe befinden sich im Zustande der Dissociation, in welchem jede chemische Verbindung derselben unmöglich ist.

Es ist demnach fast unmöglich, sich eine auch nur annähernde Vorstellung von dem auf der Sonne und in ihrer Photosphäre herrschenden Molekularzustande zu bilden; man denkt sich die Sonne als eine ausserordentlich heisse Masse, die aus Gasen und besonders aus Metalldämpfen besteht, die um ihre Axe sich dreht und die an ihrer Oberfläche von gewaltigen, auf- und absteigenden Strömungen und in Folge dessen von Wirbelstürmen von ausserordentlicher Heftigkeit bewegt wird, welche, indem sie die Photosphäre aufwühlen und zerreissen, die Flecken und Fackeln erzeugen.

Die Photosphäre ist dann von einer absorbirenden Dampfhülle umgeben, welche, weil sie vom Mittelpunkt entfernter der Strahlung in den Weltraum mehr ausgesetzt ist, eine niedrigere Temperatur als die innern Schichten der Photosphäre besitzen wird. In dieser absorbirenden Dampfhülle findet nach Kirchhof die Interversion des Sonnenspectrums statt, d. h. verwandeln sich die leuchtenden

Spectrallinien der Sonnenstoffe in die dunkeln Frauenhofer'schen Linien. Man wandte früher oft gegen diese Ansicht von Kirchhof ein, dass eine solche Absorptionsatmosphäre bei Gelegenheit der totalen Finsternisse, wenn der Mond die dahinter liegende Photosphäre vollständig bedeckt, mit ihren alsdann hellen Linien sichtbar werden müsste. Dies ist nun in der That bei der Sonnenfinsterniss vom Jahre 1870 geschehen, wo zwei amerikanische Beobachter, Professor Young und Mr. Pye, einige Secunden nach Eintritt der Totalität das Feld ihres Spectroscops plötzlich durch zahllose helle Linien erleuchtet sahen, genau an der Stelle der dunklen Linien im gewöhnlichen Spectrum. Da dieser glänzende Anblick nur ein bis zwei Secunden dauerte, so würde daraus folgen, dass diese Dampfschicht die für Sonnenverhältnisse sehr geringe Dicke von etwa 1500 Kilometer besitzt, und dass dieselbe als zwischen der Photosphäre und der Chromosphäre der Sonne befindlich zu denken wäre.

Von der letzteren, der Chromosphäre, können wir mit grösserer Bestimmtheit sagen, dass dieselbe eine mächtige, die ganze Sonne einhüllende, wesentlich aus glühendem Wasserstoffgas bestehende Schicht ist, aus welcher sich, in Folge heftiger Ausbrüche, auf allen Seiten ungeheure Flammen bis zu der colossalen Höhe von 650000 Kilometer und mit einer Geschwindigkeit von 300 Kilometer per Secunde erheben. Ueber dieses merkwürdige Phänomen werden einige Details willkommen sein:

Bei der Sonnenfinsterniss am 8. Juli 1842 wurde zum erstenmale die Aufmerksamkeit der Astronomen von eigenthümlichen rothen Hervorragungen oder Protuberanzen erregt, welche an mehreren Stellen des die Sonne bedeckenden Mondrandes wie gewaltige Flammen oder Bergspitzen im Fernrohre sichtbar wurden. Die Ueberraschung war so

gross, dass keine genauen Beobachtungen gemacht wurden und daher ziemlich grosse Verschiedenheiten unter den Berichten der einzelnen Beobachter hervortraten. Noch verschiedener waren die Hypothesen über das Wesen dieser Protuberanzen, in welchen die Einen Sonnenberge, die Andern nur rein optische, auf Diffraction beruhende Täuschungen sahen. Man wartete daher mit Ungeduld auf die Finsterniss von 1851, wo Airy und andere Astronomen in Schweden theils hakenförmige, theils ganz vom Sonnenrande getrennte, wolkenförmige Protuberanzen und ausserdem einen über 170° des Mondrandes sich erstreckenden purpurrothen Streifen sahen. Da konnte dann freilich nicht mehr von Bergen die Rede sein; besonders wichtig aber war die Beobachtung, dass die Protuberanzen auf der Seite, welche die Mondscheibe verliess, wuchsen und hingegen abnahmen auf der Seite, wohin der Mond vorrückte; denn damit war erwiesen, dass diese seltsamen Gebilde nicht dem Monde, sondern der Sonne angehörten.

Doch blieben noch manche Widersprüche und Räthsel bestehen, deren Lösung erst von der Beobachtung künftiger Sonnenfinsternisse zu hoffen war. Bei der Finsterniss des Jahres 1860 gelang es Warren de la Rue und dem Pater Secchi, die verfinsterte Sonne mit zahlreichen Protuberanzen zu photographiren. Die vollständige Uebereinstimmung der an zwei um 100 Meilen aus einander gelegenen Stationen erhaltenen Photographien widerlegte für immer den Gedanken, es könne sich da um optische Illusionen handeln.

Doch war noch immer die chemische und physische Beschaffenheit dieser rothen Hülle und ihrer Hervorragungen zu enträthseln, was bei der Finsterniss von 1868 in Indien mit Hülfe des Spectroscops gelang. Dort sahen die

Beobachter im Spectrum der Protuberanzen eine gewisse Anzahl heller Linien, von denen die glänzendsten mit den Frauenhofer'schen Linien F und C übereinstimmten. Da diese Linien aber dem Wasserstoff angehören, so wusste man nun, dass die Chromosphäre und ihre Protuberanzen wesentlich aus Wasserstoffgas bei hoher Temperatur und schwacher Dichtigkeit bestehen. So erklärt sich auch die rothe Farbe der Protuberanzen; denn Wasserstoff, wenn er verdünnt in Geissler'schen Röhren durch den electrischen Funken erleuchtet wird, glüht in feinem Roth. In einer seiner letzten Abhandlungen hat Zöllner nachgewiesen, dass die Temperatur der Chromosphäre auf etwa 60000° geschätzt werden kann und dass ihre Dichtigkeit eine so geringe ist, dass, wenn man sich eine Kugel von der Grösse der Erde mit solchem Wasserstoffgas erfüllt denkt, die Gesammtmasse nur derjenigen von 84 Cubikmeter Wasser entsprechen würde.

Während der Finsterniss von 1868 fehlte die Zeit, auch die übrigen Spectrallinien der Protuberanzen zu bestimmen; das weitere Studium dieser Gebilde schien also auf die späteren Finsternisse verschoben, als eine glückliche Eingebung des französischen Physikers Janssen die Gelehrten von dieser Geduldsprobe entband, indem sie die Protuberanzen dem Studium jedes Augenblickes zugänglich machte.

Frappirt von dem Glanze der Spectrallinien der Protuberanzen während der Finsterniss, schien es Herrn Janssen, dass man dieselben auch bei hellem Tage müsse sehen können, wenn man die enge Spalte des Spectroscops tangentiell zum Sonnenrande stellte. Leider bedeckte sich der Himmel in Gontoor alsbald nach dem Ende der Finsterniss; am andern Morgen aber hatte Janssen die grosse Ge-

nugthuung, seine Vermuthung bestätigt zu sehen und die Protuberanzen am ganzen Sonnenrande beobachten zu können. — Dieselbe nützliche Entdeckung wurde zu gleicher Zeit von dem englischen Physiker Norman-Lockyer gemacht, welcher mit Zöllner und dem Pater Secchi die Methode im hohen Grade vervollkommnet hat, so dass seit den letzten Jahren die italienische Gesellschaft der Spectroscopisten regelmässige Abbildungen des gesammten Sonnenrandes mit sämmtlichen darauf sichtbaren Protuberanzen veröffentlicht.*) Durch diese systematischen und gewissenhaften Beobachtungen, für welche namentlich Pater Secchi, Tachini und Respighi bedeutende Verdienste haben, wissen wir jetzt, dass die Chromosphäre eine zusammenhängende, etwa 1800 Meilen tiefe Hülle bildet und dass die Protuberanzen nichts Anderes sind, als herauf geschleuderte und oft ganz abgesonderte Theile dieser Wasserstoffatmosphäre. Diese Massen haben oft erstaunliche Dimensionen, welche das Volumen der Erde um das Hundertfache übertreffen, und doch bewegen sich dieselben oft in wenigen Minuten um mehrere Tausend Meilen und ändern ihre Form vollständig. (Siehe Fig. IX und X, welche dieselbe Protuberanz in einem Zwischenraum von 1 Stunde darstellen.) Diese Formen sind ausserordentlich mannigfaltig und oft von graziösester, an unsere Pflanzen- und Wolkengebilde erinnernder Art; neben compacten Massen sieht man konische Strahlen, Flammen und Büschel, feine und auf zierlichen Stielen hängende Wedel, und Wolken aller Art, die öfter

---

*) Den durch Inhalt wie künstlerische Ausstattung gleich ausgezeichneten Abhandlungen der „Societa degli spettroscopisti Italiani“ sind die beiliegenden Abbildungen entnommen, mit Ausnahme von Fig. IX und X, die nach Zöllner's Zeichnung abgebildet sind.

wie einen Feuerregen zur Sonnenoberfläche hinabfallen lassen. (Siehe die Figuren VI, IX und X.)

Anzahl und Grösse der Protuberanzen scheinen mit der Thätigkeit der Sonne, wie sie sich in den Flecken offenbart, zusammenzuhängen; die Beziehungen zwischen diesen beiden Phänomenen sind mannigfach und unverkennbar. Die hellsten Sonnenfackeln entsprechen stets eben so schönen Protuberanzen; wenn man eine helle Fackel nahe am westlichen Rande der Sonne gesehen hat, kann man sicher sein, Tags darauf an der entsprechenden Stelle des Randes eine Protuberanz erscheinen zu sehen; und umgekehrt, eine am östlichen Rande erschienene Protuberanz wird bald darauf als von Fackeln umgebener Fleck auf der Scheibe sich zeigen. Man schliesst daraus mit Recht, dass man es hier mit heftigen Gasausbrüchen zu thun hat, welche aus dem Innern der Sonne emporbrechend zunächst die Photosphäre zerreissen und dort Flecken und Fackeln erzeugen, und die schliesslich auch die Chromosphäre durchbrechen, deren Wasserstoff sie zu fabelhaften Höhen emporschleudern, wobei sie natürlich auch einige Dämpfe der Photosphäre mit hinauf reissen, worunter man namentlich die von Eisen, Natrium, Magnesium, Nickel, Barium und einigen anderen Metallen erkannt hat. Man stelle sich die Kräfte vor, welche in Thätigkeit sein müssen, um solche Massen in einigen Minuten bis zu 100000 Meilen emporzuschleudern!

VI.

Die Chromosphäre mit ihren Protuberanzen, welche sich über der Photosphäre befindet, ist ihrerseits noch von einer gasförmigen und durchsichtigen Atmosphäre umhüllt, welche bei den totalen Sonnenfinsternissen als leuchtende

Corona rings um die verfinsterte Sonne sichtbar wird. Die Existenz dieser äussern Atmosphäre zeigt sich ausserdem in der bedeutenden Absorption, welche die Lichtstrahlen sowohl als die Wärme- und chemischen Strahlen der Sonne bei dem Durchgang durch dieselbe erleiden. In der That zeigen die Beobachtungen, dass das Licht sowohl als die Wärme, von der Mitte der Sonnenscheibe nach dem Rande zu, sehr merklich abnehmen, welche Abnahme Sie auch auf der Ihnen vorgelegten Photographie der Sonne bemerken können. — Bereits im Beginn der Sonnenstudien erkannte Lucas Valerius von der Academia dei Lincei, dass das Sonnenbild im Centrum merklich heller sei als am Rande. Moderne photometrische Messungen haben gezeigt, dass in der Entfernung einer Minute vom Rande die Lichtstärke nur noch 22 Procent von der im Centrum beträgt; und der Pater Secchi fand, indem er ein sehr empfindliches electrisches Thermoscop den Strahlen der verschiedenen Theile des Sonnenbildes aussetzte, dass die Intensität der Wärme nahe am Rande nur etwa die Hälfte der im Mittelpunkte der Scheibe herrschenden ist. Da sich nun aber nachweisen lässt, dass eine glühende und leuchtende Kugel ohne absorbirende Hülle in der Entfernung sich als eine Scheibe von überall gleichförmiger Intensität darstellt, so können die eben erwähnten Thatsachen nur durch eine die Sonne rings umgebende Atmosphäre erklärt werden, welche die vom Rande ausgehenden Strahlen natürlich auf eine bedeutend längere Strecke zu durchsetzen haben, als die vom Mittelpunkte ausgehenden; woraus dann folgt, dass die Randstrahlen in bei weitem höherem Grade abgeschwächt werden müssen. Unter dieser Annahme lässt sich aus den Beobachtungen sogar theoretisch berechnen, dass im Centrum der Sonnenscheibe die Atmosphäre 62 Procent sämmt-

licher Strahlen absorbirt, und dass die Gesammtwirkung auf die sichtbare Sonnenhalbkugel bis zu 88 Procent steigt, so dass also nur 12 Procent der ursprünglich ausgesandten Licht- und Wärmestrahlen aus der umhüllenden Atmosphäre heraustreten. Mit andern Worten, wenn die Sonne diese äussere absorbirende Atmosphäre nicht besässe, so würde sie uns 8 mal heller und heisser erscheinen, als es wirklich der Fall ist. Natürlich wäre bei einer solchen Intensität des Lichts und der Wärme jedes organische Leben auf der Erde unmöglich; und anderseits begreift man, dass eine solche Atmosphäre, indem sie die Strahlung bedeutend abschwächt, dazu beiträgt, der Sonne ihre hohe Temperatur zu bewahren.

Uebrigens ist es nicht zu verwundern, dass eine Atmosphäre, deren Höhe nach Carrington ¼ des Sonnenhalbmessers beträgt und deren Dichtigkeit 8—10 mal grösser als die der unsrigen ist, die Sonnenstrahlen so bedeutend abschwächt, da ja unsere verhältnissmässig niedrige und dünne Erdatmosphäre sogar in der senkrechten Richtung ¼ der auf ihre äussere Oberfläche fallenden Strahlen absorbirt.

Wie schon bemerkt, erscheint diese Sonnenatmosphäre bei den totalen Finsternissen in Form der glänzenden Corona. Diese prächtige, schon seit 1239 bekannte Erscheinung wurde von den ältern Beobachtern einer Mondatmosphäre zugeschrieben. Heute wissen wir, dass eine solche nicht existirt und dass die Corona der Sonne angehört, da sie während des Verlaufs der Finsternisse der Sonne und nicht dem Monde concentrisch bleibt. Die bildliche Darstellung, welche Sie vor Augen haben, enthebt mich weiterer Beschreibung. Ich erwähne nur, dass man drei Theile der Corona unterscheidet: 1) eine innere, ringförmige, etwa

3—4 Minuten breite Zone von Silber- oder Perlmutterähnlichem Glanz, die Leucosphäre genannt wird; alsdann eine zweite, breitere, bis auf 1/4 des Sonnendurchmessers sich erstreckende Zone, deren Licht sich allmälig in den Himmel verliert; und endlich mehr oder minder zahlreiche, oft den doppelten Durchmesser der Sonne erreichende, unregelmässig gruppirte Strahlen, ähnlich dem conventionellen Bilde des Heiligenscheins. Während die innere Zone allgemein als ein Theil der Sonnenatmosphäre angesehen wird, scheint es, dass die Form der Glorie und ihre Strahlen nicht nur durch den unregelmässigen Rand des Mondes, sondern auch durch die auf der Erde herrschenden atmosphärischen Verhältnisse beeinflusst werden. Wenigstens zeichnen die Beobachter an den verschiedenen Stationen die Glorie ein und derselben Finsterniss meist in sehr verschiedener Weise, und sogar die Photographien, welche man von derselben zu nehmen vermochte, stimmen nicht völlig überein. Während der Finsterniss von 1870 ist es einigen Astronomen gelungen, in dem schwachen Spectrum der Corona mehrere mit gewissen Frauenhofer'schen Linien zusammenfallende Spectrallinien zu beobachten, welche dem Wasserstoff und dem Natrium angehören, wodurch die Sonnenzugehörigkeit der Corona bestätigt wird.

Ich muss mir versagen, auf nähere Details einzugehen, und bemerke nur noch, dass, wenn auch die schliessliche Erklärung dieser Erscheinungen und namentlich der oft gar seltsam geformten Glorie erst von der Beobachtung künftiger Finsternisse zu erwarten steht, doch die Mehrzahl der Astronomen die Corona der totalen Finsternisse als von der äussern Sonnenatmosphäre herrührend betrachten.

VII.

Ich sehe mit Bedauern, dass mir die Zeit nicht mehr erlaubt, den letzten Abschnitt meines Vortrages, in welchem von der Temperatur der Sonne und von dem Ursprunge und der Erhaltung ihrer Wärme die Rede sein soll, mit derjenigen Ausführlichkeit zu behandeln, welche dieser interessante Gegenstand verdient. Ich muss mich darauf beschränken, kurz die wichtigsten Resultate der neueren Untersuchungen hierüber mitzutheilen.

Das Problem, die Sonnentemperatur zu bestimmen, ist auf verschiedene Weise zu lösen versucht worden; indessen die Unsicherheit der empirischen Daten, welche zu diesen Rechnungen nöthig sind, ist noch so gross, dass wir vorerst uns mit ungefähren Schätzungen begnügen müssen, mehr geeignet, unsere Ideen über die allgemeine Rangstufe der betreffenden Grössen festzustellen, als uns die genaue Anzahl Temperaturgrade kennen zu lehren, welche auf der Sonne herrschen. Doch sind auch schon diese ungefähren Resultate von unverkennbarer Bedeutung und geeignet, die Einbildungskraft mächtig zu erregen.

Denn obwohl die 10 Millionen Grade, zu welchen Pater Secchi für die Sonnentemperatur gelangt war, heute nicht mehr aufrecht erhalten werden können, nachdem Herr Soret in Genf durch Versuche nachgewiesen, dass die von Secchi zu Grunde gelegte Hypothese, wonach die Strahlung der Körper ihrer Temperatur proportional wäre, unrichtig ist; so ist doch Zöllner durch eine ganz andere Methode dazu gelangt, die Temperatur der Sonnenoberfläche auf 270000 Grade zu schätzen, und gibt dieser phantasiereiche Physiker, der — wie Keppler — die wildesten Producte seiner Einbildungskraft der Controle des streng ma-

thematischen Calculs zu unterwerfen pflegt, zu, dass bei einer Tiefe von $^1/_{40}$ des Sonnenhalbmessers die Temperatur der Sonnenmasse bereits 1 Million Grade erreichen muss. Und ganz kürzlich ist auch der Pater Secchi, indem er die Sonnenwärme mit der in der electrischen Lampe entwickelten Wärme verglich, zu einem ähnlichen Resultate, nämlich zu 170000 Graden gelangt.

Weniger unsicher, als in Bezug auf die Temperatur, sind wir in der Abschätzung der mechanischen Kraft, welcher die Gesammtstrahlung der Sonne entspricht: man findet da die entsetzliche Zahl von 470 Trillionen Pferdekräften. Die Sache wird etwas greifbarer, wenn ich Ihnen sage, dass die Sonne in jeder Minute eine Wärmemenge ausstrahlt, die genügt, 5 Billionen Cubikkilometer Wasser um einen Grad zu erwärmen, wobei hinzugefügt sein mag, dass dieses Volumen dasjenige der Erdkugel 5 mal übertrifft. Wenn man sich vorstellt, dass die ganze ungeheure Masse der Sonne aus den besten, in voller Verbrennung begriffenen Steinkohlen bestünde, so würde sie doch nur im Stande sein, die soeben als in einer Minute von der Sonne ausstrahlend angegebene Wärmemenge erst in 46 Jahrhunderten zu liefern. Eine ähnliche Rechnung zeigt, dass die Sonne in einer einzigen Secunde 8 mal so viel Wärme ausstrahlt, als die totale Verbrennung sämmtlicher auf der Erde vorhandenen Steinkohlen zu liefern im Stande wäre.

Aus diesen Vergleichungen geht mit Evidenz hervor, dass die Wärmequelle der Sonne unmöglich in einem Verbrennungsprocess oder in irgend einer sonstigen chemischen Verbindung gesucht werden kann. — Wo sonst aber kann alsdann die Quelle dieser unglaublichen Sonnenwärme gefunden werden?

Die Antwort liegt in der Verbindung der modernen Theorie des mechanischen Wärmeäquivalents mit der von Kant aufgestellten und von Laplace mathematisch begründeten Schöpfungstheorie. Gemäss der Letzteren nimmt man heutzutage an, dass unser Sonnensystem aus der Concentration einer kosmischen Nebelmasse entstanden ist. Wenn man davon ausgeht, dass die gesammte Materie, aus welcher die Weltkörper unseres Systems bestehen, einst den ganzen Raum innerhalb der Neptunbahn ausgefüllt, und dass sie sich alsdann zu einem Centralkörper (die Sonne) zusammengezogen hat, so muss diese Concentration die Molekule der gesammten Masse in thermische Schwingungen versetzt und eine colossale Wärmemenge erzeugt haben. Man hat berechnet, dass diese Wärme die Temperatur der ganzen Masse auf 500 Millionen Grade gebracht haben muss. Von dieser ursprünglichen Sonnenwärme wäre also die jetzige Sonnentemperatur (einige Millionen Grade im Centrum) nur noch ein schwacher Rest. — Dabei ist noch zu bemerken, dass diese Erklärung keineswegs die Annahme einer plötzlichen, stossweisen Concentration erheischt; im Gegentheil, die Verdichtung des kosmischen Nebels zu einem Centralkörper mag sich in äusserst langen Zeiträumen vollzogen und muss trotzdem die oben berechnete Wärmemenge erzeugt haben.

Aus derselben Quelle hat man offenbar auch die innere Wärme der Planeten und unserer Erde insbesondere abzuleiten.

Aus der obigen Darstellung wird nun Mancher geneigt sein, beängstigende Folgerungen zu ziehen: „Wenn die Temperatur der Sonne im Laufe der Jahrtausende von 500 auf einige Millionen Grade gesunken ist, so befindet sich also die Sonne in einem Abkühlungsprocess; sie ist ein

Stern, der allmälig erlöscht, wie die Astronomie es von andern Sternen erzählt, und mit ihr wird alle Wärme und alles Leben auf den Planeten ersterben?“

In der That lässt sich principiell nicht läugnen, dass — wie colossal auch immer der Reichthum an lebendiger Kraft sein mag, welcher in der Sonnenwärme aufgespeichert liegt, — dieselbe sich doch schliesslich durch die unausgesetzte Strahlung der Sonne nach allen Richtungen des Weltraumes, welche die Temperatur der Sonne in jedem Jahre um ungefähr 1 Grad vermindert, erschöpfen muss. Doch braucht man sich über diese Aussicht noch nicht allzu sehr zu entsetzen; denn die Natur hat in der Abkühlung der Sonne selbst eine mächtige Wärmequelle gefunden, welche eine fast völlige Constanz der Sonnentemperatur für eine fast unbegrenzte Zeit sicher zu stellen scheint. Wir verdanken diese tröstliche und geistreiche Idee dem berühmten Physiker und Physiologen Helmholtz, dessen Theorie sich kurz ungefähr so darstellen lässt: Man weiss, dass die Körper, indem sie sich abkühlen, sich zusammenziehen, d. h. an Volumen abnehmen; wenn also die Oberfläche der Sonne sich durch beständige Strahlung abkühlt, so muss sie sich zusammenziehen und also auf die inneren Schichten des Sonnenkörpers einen Druck ausüben, welcher nothwendig Wärme erzeugen muss, und zwar um so mehr Wärme, als der Druck selbst intensiver ist. Helmholtz hat nach diesem Princip und nach den Regeln der mechanischen Wärmetheorie berechnet, dass die Zusammenziehung um einige Fuss, welche die Sonne im Jahre erlitte, hinreichen würde, ihre gesammte Jahresausgabe an Licht und Wärme zu decken. Aber, wird man einwenden, zeigt sich denn eine solche Verminderung des Sonnendurchmessers wirklich in den Beobachtungen? Keineswegs; ebenso wenig

aber widersprechen die Beobachtungen derselben, und zwar einfach aus dem Grunde, weil ein Schwinden von einigen Fuss im Jahre den scheinbaren Sonnendurchmesser erst in 100000 Jahren um die merkliche Grösse von einer Secunde vermindern würde. Im Anfange meines Vortrages habe ich erwähnt, dass die Dichtigkeit der Sonne nur $1/4$ der mittleren Erddichtigkeit beträgt; wenn nun in Folge der oberflächlichen Abkühlung und der damit verbundenen Zusammenziehung die Dichtigkeit der Sonne allmälig sich zu derjenigen der Erde steigerte, so würde aus dieser Verdichtung allein eine Wärmemenge entstehen, welche den Gesammtverlust durch Strahlung während eines Zeitraumes von 17 Millionen Jahren zu decken vermöchte.

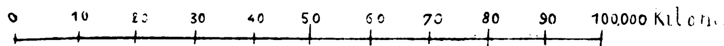
Sie werden aus alledem ersehen, dass die jetzigen Bedingungen der Wärme und des Lebens noch auf eine Zeitdauer gesichert erscheinen, welche die der früheren geologischen Epochen übertrifft. Wir ziehen daraus den tröstlichen Schluss, dass das Menschengeschlecht noch Zeit genug vor sich hat, um seiner höchsten Aufgabe, die Geheimnisse der Natur stets tiefer zu ergründen, nachzukommen.

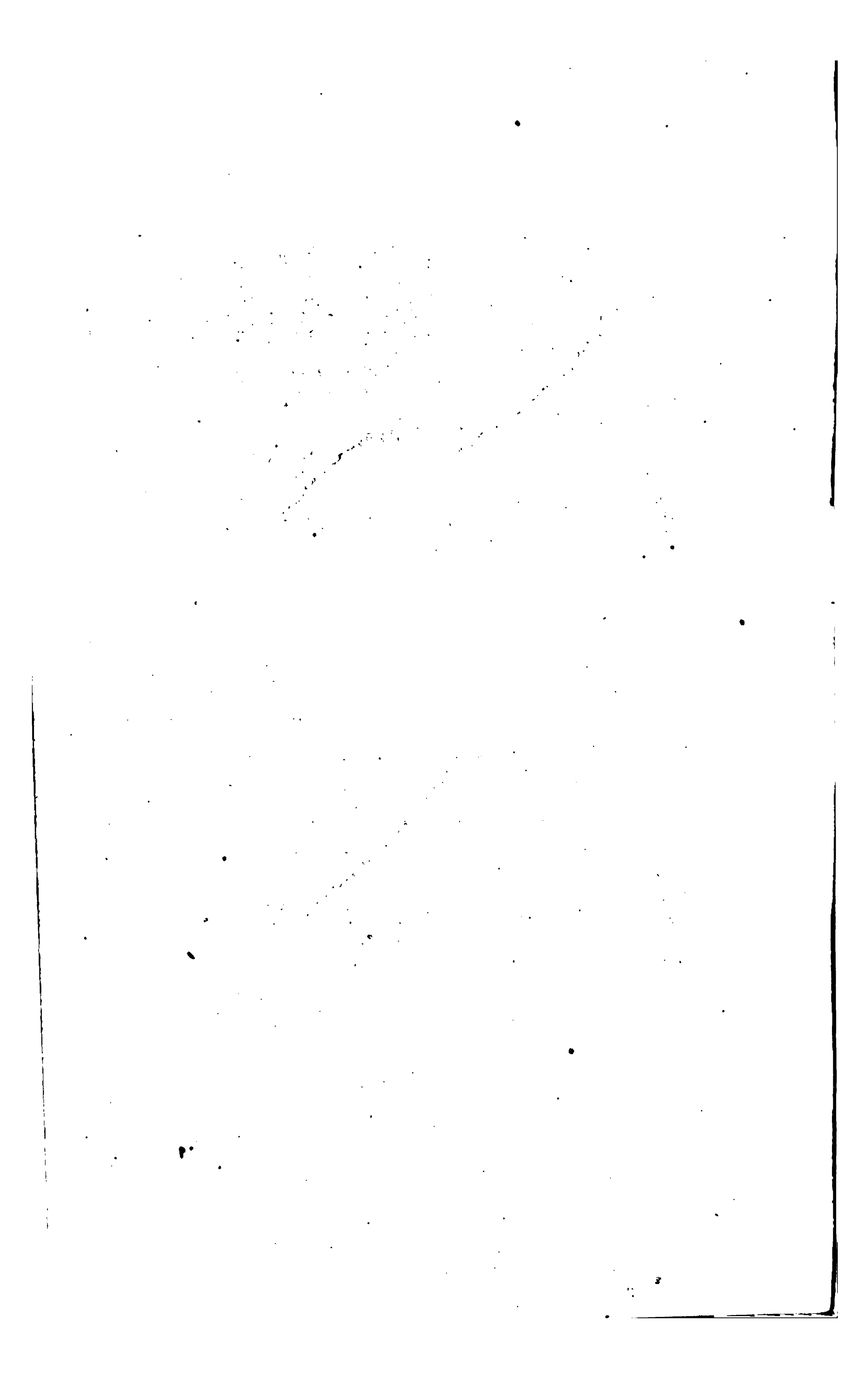
Die Sonne wird hoffentlich nicht verlöschen, bevor es dem Menschen gelungen sein wird, sich von ihrem Wesen volle Rechenschaft zu geben.



IX

X





Ueber Vulkane.

VORTRAG

von

Carl Vogt,
Professor in Genf.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1875.

Vortrag, gehalten in Lyon am 21. August 1873, bei Gelegenheit der Sitzung der französischen Gesellschaft für Fortschritt der Wissenschaften.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Die Wissenschaft hat nicht allein die Aufgabe, Wahrheiten aufzufinden, zu verbreiten und anzuwenden, sie hat ausserdem auch noch die edle Pflicht, Irrthümer zu widerlegen, Vorurtheile auszurotten und den Aberglauben zu bekämpfen. Manche dieser Irrthümer und Vorurtheile lasten Jahrhunderte hindurch auf der Menschheit und gelten für um so ehrwürdiger und unantastbarer, je älter sie sind. „Die Aufgabe der Wissenschaft (so hat sich wenigstens dem Sinne, wenn auch vielleicht nicht dem mir eben nicht zur Hand liegenden Wortlaute nach einer unserer Altmeister, Carl Ernst v. Bær, ausgedrückt), die Aufgabe der Wissenschaft besteht nicht sowohl in der Aufführung neuer Gebäude, als in der Säuberung des Bodens, auf welchem sich die neuen Gebäude erheben sollen, und der zur Stunde noch mit den Trümmern der alten Ruinen überschüttet ist, welche festgekittet am Boden haften."

Wenn ich heute vor Ihnen das Wort nehme, um Einiges über die Vulkane zu sagen, so geschieht es eben in der Ueberzeugung, dass hier noch Vieles in dem angedeuteten Sinne zu thun ist, dass zahlreiche Irrthümer zu widerlegen, viele falsche Ansichten zu verbessern sind, ja dass sogar manche Theorien durchaus auf den Kopf gestellt werden müssen, welche sich um so tiefer eingewurzelt haben, als sie von bedeutenden Autoritäten des Faches vorgebracht wurden.

Fast könnte ich sagen, dass die Frage der Vulkane

von Kindheit auf meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe. In einer Gegend geboren, die von Basaltkegeln starrt, konnte ich mich früh mit der Form dieser ausgebrannten Vulkane vertraut machen, deren gigantische Säulen auf den Gipfeln die glücklicherweise in Ruinen zerfallenen Raubnester der edlen Wegelagerer aus den Zeiten der Kreuzzüge tragen, zu deren staatlichen Einrichtungen, blutigen Sitten und frommen Glaubensanschauungen man uns heutigen Tages zurückbringen möchte. Den freilich flüchtigen und anderen Zielen zugewendeten Eindrücken der Knabenzeit folgten dann ziemlich ausgedehnte Reisen, die mich in den Stand setzten, sowohl die früher bekannten genauer zu studiren, als auch persönlich einige thätige Vulkane Europa's zu besuchen.

Einige Jahre nach der in dieser Beziehung fruchtlosen Reise des Prinzen Napoleon, dessen Yacht wegen Mangels an Kohlen in Mitten grosser Treibeismassen umkehren musste, gelang es meinen Gefährten und mir im Jahre 1861, glücklicher Weise ohne grosse Schwierigkeiten, auf einem kleinen von uns ausgerüsteten Segel-Schooner, die wenig gekannte Insel Jan Mayen zu erreichen, welche an der Grenze des nordischen Eismeeres meist von stürmendem Treibeise und dichten Nebeln umgeben, nur selten den Seefahrern ihren jetzt vergletscherten Gipfel zeigt, der bis vor Kurzem noch ein thätiger Vulkan war, welcher sich mit steilen Wänden bis zur Höhe von fast 7000 Fuss aus der tosenden Brandung emporschwingt. Zwanzig Gletscher vielleicht, zerrissen und zerklüftet wie diejenigen der Schweiz, steigen von diesem prachtvollen Kegel in das Meer hinab, eingeschlossen zwischen steilen, zackigen Lavarippen, die bald schwarz wie Kohle, bald roth wie Backsteine, zwischen den Eisnadeln und Gletscherschründen in die Luft starren.

Wir hatten das Glück, meine Gefährten und ich, an mehreren Punkten dieses unwirthlichen Eilandes landen zu können, das nur von blauen Füchsen und unzähligen Seevögeln bewohnt ist. Wir konnten im Einzelnen einige Seitenkegel mit ihren leeren Kratern untersuchen, was um so leichter war, als keine Vegetationsdecke irgend einer Art ein Hinderniss der geologischen Untersuchung bildet, denn die wenigen verkümmerten Blüthenpflanzen und die spärlichen Flechten, welche hie und da einzeln an geschützten Stellen sich angesiedelt haben, können höchstens Zeugniss dafür ablegen, dass auch hier noch nicht alles Pflanzenleben erstorben ist.

Während derselben Reise ward uns die Gelegenheit geboten, einen Theil Islands, jener grossen vulkanischen Insel, zu durchstreifen, deren Oberfläche fast einem Dritttheile von Frankreich an Grösse gleichkommt und die riesigsten Lavaströme aufweist, welche überhaupt auf der Erde geflossen sind. Dort konnte ich das wundervolle Thal von Thingwalla untersuchen und mich nicht ohne Erstaunen überzeugen, dass das ganze Thal durch die Senkung der Mitte eines Lavastromes hervorgebracht wurde, die etwa auf einer Länge von zwanzig Kilometern Statt hatte, so dass der Thalboden nur durch einige halsbrechende Fusssteige erreichbar ist, welche gleich Treppen an den senkrechten Abstürzen der Spalten hinab sich winden, die durch die Senkung grösser wurden. Aber mit diesem grossartigen, in seiner Art einzigen Thale endet der ungeheure Lavastrom noch nicht — die Senkung setzt sich weiter fort und bildet den Boden eines See's, der etwa die Grösse des Genfersee's haben mag, und der Lavastrom findet erst seine Grenze an dem Ufer des Meeres in einem weit vorspringenden Vorgebirge.

Im Süden Europa's habe ich ebenfalls einige Vulkane erstiegen und mehrfache Besuche dem Vesuv abgestattet, jenem „Cabinets-Vulkan," wie ihn Spallanzani nannte, im Gegensatz zu der „Tragsäule des Himmels," dem Etna, der an der sicilischen Küste sein weitragendes Haupt erhebt.

Fast sieht es aus, als hätten in den letzten Jahren die vulkanischen Erscheinungen, so wie diejenigen Phänomen, welche man ihnen gewöhnlich beigesellt, ihre Thätigkeit verdoppelt, um sich der erhöhten Aufmerksamkeit, die sie erregen, und der vielseitigen Studien, welche sie hervorrufen, würdig zu bezeigen und ein gewisses Entgegenkommen kund zu geben. Muss ich, um dies zu beweisen, an die schrecklichen Ausbrüche erinnern, welche seit Anfang des Jahres 1866 im Innern des Golfes von Santorin, einer Insel des griechischen Archipels, wütheten, die sich noch heute nicht gänzlich beruhigt haben und in Folge deren mitten in diesem Golfe und im Zusammenhange mit einigen schon früher auf dieselbe Weise entstandenen Inselchen, der Vulkan Giorgios und der Krater Aphroëssa aus der Tiefe des Meeres auftauchten? Soll ich auf den jüngsten Ausbruch des Vesuvs am 26. April 1872 hinweisen, der zugleich einer der bedeutendsten war, welchen dieser unruhige Nachbar Neapels in seiner Geschichte aufzuweisen hat? Ist es nöthig, das entsetzliche Erdbeben von Arequipa, an der Westküste von Südamerika, zu erwähnen, welches vom 13. August bis zum 15. September 1868 diese Küstengegend in einer Länge von 16 Breitengraden erschütterte, zahlreiche Städte und Dörfer dem Boden gleich und Millionen von Menschen unglücklich machte? Diese wenigen Beispiele sollten, meine ich, genügen, um die Aufmerksamkeit der grossen Menge und nicht nur der Gelehrten und Naturforscher allein zu wecken, und um

hier in Lyon, im gegenwärtigen Augenblicke von diesen Erscheinungen zu reden, bedürfte es kaum der Erdbeben, die vor kurzer Zeit in dem benachbarten Departement der Drôme die Einwohner in Unruhe und Schrecken versetzten. Glücklicher Weise bieten dieselben keine Gefahr mehr — hat ja doch die Regierung eine Untersuchungscommission, mit einem General an der Spitze, hingeschickt, um Ruhe und Ordnung herzustellen!

Kann man aus den so zahlreichen und so vielfach wechselnden Erscheinungen, welche die vulkanischen Ausbrüche bieten, gewissermaassen einen Normaltypus ausscheiden, um welchen die mehr oder minder seltenen und aussergewöhnlichen Vorgänge, welchen man hie und da begegnet, sich in ähnlicher Weise wie Varietäten um eine bestimmte Art gruppiren? Ich glaube allerdings, dass dieses thunlich ist; man kann einige allgemeine Züge, die bei jedem Ausbruche wiederkehren, zusammenfassen und hervorheben, darf aber dabei nicht vergessen, dass diese Normalerscheinungen in sehr verschiedenem Grade sich entwickeln und häufig durch die Localerscheinungen theilweise oder gänzlich verdeckt werden.

Vulkanische Ausbrüche kündigen sich meist dadurch an, dass der Rauch, welcher der Kratermündung entquillt, stärker wird, dass die Sublimationen an den Lippen der Spalten, welche den Kraterboden oder den Auswurfskegel durchsetzen, zunehmen und dass leichte Stösse und Erschütterungen auftreten, welche allmälig an Stärke zunehmen und häufig mit unterirdischen Geräuschen vergesellschaftet sind, die zuweilen dem Donner des groben Geschützes gleichen. Die Stösse und Erschütterungen kommen unzweifelhaft vom Mittelpunkte des Vulkans her; die Bewohner im Süden des Berges fühlen die Richtung der Stösse

nach der Linie von Nord nach Süd, während die Anwohner im Norden die Bewegung als von Süd nach Nord gehend empfinden. Die Ausdehnung der Wellenschwingungen, welche von diesen Stössen an der Erdoberfläche erzeugt werden, ist nur bei sehr grossen Ausbrüchen bedeutend — in den meisten Fällen überschreitet sie die Basis des Berges nicht einmal. Neapel, das doch dem Vesuv so nahe liegt, hat dennoch nur in seltenen Fällen grössere Schäden an seinen öffentlichen Gebäuden durch die vom Berge erzeugten Stösse erlitten. — Die Stösse werden heftiger, der Rauch stärker, die Geräusche steigern sich bis zu lautem Gebrüll und endlich werden durch eine letzte Kraftanstrengung die erhärteten Lavagesteine, welche den Krater verstopften, in die Höhe geschleudert. In demselben Augenblicke erscheint auch über dem Auswurfskegel eine Lichtsäule, leuchtend wie eine Flamme, aber unbewegt und stets senkrecht über dem Krater stehend. Diese vulkanische Lichtsäule ist in der That auch keine Flamme. Ihr oberes Ende verliert sich in einer gewaltigen Wolke, die in ihren oberen Theilen schneeweiss und licht, in ihren unteren schwarz und dicht erscheint. Tausende von Raketen feuerglühender Stoffe schiessen in der Flammensäule bis zu einer Höhe von mehreren tausend Metern empor. — Nur selten hat man bei den vulkanischen Ausbrüchen wahre Flammen, das heisst brennende Gase beobachtet; die Feuersäule, welche wie ein Stiel die Wolke zu tragen scheint, die sich in der Höhe bildet, ist nichts anderes als der Wiederschein der Oberfläche der Lava, die im Innern des Kraters bis zur Weissglühhitze erwärmt und geschmolzen ist. Diese weissglühende Oberfläche spiegelt sich in den Massen von Wasserdampf, welche der Krater ausstösst und die sich in der Höhe der Atmosphäre zu einer Wolke verdichten, in wel-

cher lebhafte electrische Entladungen Statt haben. Der Berg brüllt in der Tiefe, der Donner rollt in der Höhe; Büschel von feurigen Raketen, Bomben, Rapillis, Schlacken, Sand und Asche schiessen in die Luft, um als Feuerregen niederzufallen, Blitze durchzucken die Wolke, deren charakteristische Form schon von dem jüngeren Plinius mit derjenigen der italienischen Pinie verglichen wurde. Unter diesem unaufhörlichen Getöse erhebt sich die Lava im Innern des Kraters, übersteigt dessen Rand und strömt an den Gehängen des Berges nach abwärts. Der feurige Strom bewegt sich, bald schnell und in plötzlichen Sprüngen, bald langsam und majestätisch, aber immer unregelmässig, denn er erkaltet und erstarrt an den Rändern und auf der Oberfläche, während die flüssige glühende Masse beständig grosse Mengen von Dämpfen ausstösst, die häufig sogar secundäre Auswurfsöffnungen herstellen, aus denen Aschen- und Schlackenmassen in die Luft geschleudert werden. Ein Lavastrom fliesst in der That nicht so wie ein Strom von Wasser oder flüssigem Pech — er strömt eher wie ein Fluss beim Eisgange im Frühjahre, indem er, wie der Fluss Eisschollen, so Schollen und Blöcke erstarrter Lava mit sich wälzt, die gegen einander prallen, sich stauen und oft in solcher Menge die Oberfläche bedecken, dass man einen in Bewegung befindlichen Lavastrom von einem Blocke zum andern springend überschreiten kann — freilich immer unter der Gefahr, in einen Feuerschlund zu fallen oder sich wenigstens die Füsse zu verbrennen. Ein solcher Lavastrom schafft sich selbst hundertfältige Hindernisse; er häuft an seinem Ende wie längs seiner Seiten oft hohe und feste Dämme aus erstarrten Lavablöcken auf, durch deren Spalten man die Gluth der flüssigen Masse im Innern sieht und die zuweilen plötzlich durchbrochen wer-

den, wenn das Gewicht der sich stauenden Masse den Widerstand des Dammes überwindet. Im Herbst 1871, einige Monate vor dem schrecklichen Ausbruche vom 26. April 1872 sah man am Vesuv aus einer auf dem nordöstlichen Abhange des Kegels gelegenen Seitenöffnung einige kleine Bächlein geschmolzener Lava hervorquellen, klar und flüssig wie geschmolzenes Silber. So flossen sie ruhig auf einem Aufwurfe von Lavablöcken weiter, dessen Stirnrand wenigstens hundert Fuss hoch war und den sie selbst nach und nach aufgethürmt hatten. Die Masse der Bächlein erkaltete nach und nach beim Fliessen und von Zeit zu Zeit sah man von unten einen noch rothglühenden Lavablock, der über den Rand des Abhanges vorgeschoben wurde und als letztes Ende des Lavabaches in die Tiefe kollerte.

Dieses regelmässige Fliessen der Lavabäche ist selten. Meist beobachtet man Wechselzustände und Intermittenzen. Die Insel Stromboli, eine der Liparischen Inseln im Süden Neapels, besitzt einen seit mehr als zweitausend Jahren geöffneten und thätigen Krater. Die Alten nannten diesen ewig brennenden Inselberg den „Leuchtthurm des Tyrrhenischen Meeres.“ Der Krater ist in der Weise gespalten, dass man von oben herab in die Krateröffnung selbst hinein sehen kann, wenn man sich am Rande der Spalte auf den Bauch legt und den Kopf über den senkrechten Absturz vorstreckt. Die flüssige Lava kocht in der Krateröffnung, sie steigt aus der Tiefe des Kamins herauf, glänzend wie geschmolzener Stahl; sobald dieser glänzende Gussspiegel die Höhe der Oeffnung erreicht hat, platzt er mit lautem Geräusch und lässt einen Gasstrahl austreten, der sich unmittelbar in der Luft zu einer kugelförmigen, dichten, blendendweissen Wolke zusammenballt. Zugleich wird eine

Sprührakete glühender Schlacken ausgeworfen und nachdem in dieser Weise Dampf und feste Stoffe hinausgeschleudert sind, fällt das Niveau der Lava tief in das Innere des Kamins zurück, so dass der Blick in diesen Schlot hinabreicht. Aber nicht lange! Schon steigt die Oberfläche der Lava auf's Neue im Innern, glänzend wie zuvor, und dasselbe wechselnde Pumpenspiel mit Ausstossung von Wasserdampfblasen und Aschenraketen beginnt abermals. Von Zeit zu Zeit gibt es einen stärkeren Ausbruch; der Kraterrand, auf dem man liegt, wird erschüttert, eine weit grössere Gasblase tritt aus, eine stärkere Schlackenrakete, deren Stücke oft über die Köpfe der Beobachter hinwegsausen, wird höher in die Luft geschleudert, die Lava selbst tritt über den Rand der Krateröffnung hinüber und ergiesst sich auf den Boden der erwähnten Spalte — so dauert dieses Spiel ohne Unterbrechung seit den ältesten Zeiten fort!

Wenn in vielen Fällen die Lava in der That über den Kraterrand hinüber quillt, indem sie ihn nur an der Austrittsstelle gewissermaassen benagt und einschneidet, so muss man doch zugestehen, dass namentlich bei den grossen Ausbrüchen, wo mächtige Lavaströme ausgespieen werden, die Lava aus Rissen oder Spalten austritt, welche den Vulkan durchsetzen und häufig von dem Gipfel bis zu seiner Basis einschneiden. Um Ihnen ein Beispiel der Bildung einer solchen feuerspeienden Spalte zu geben, brauche ich Sie nur an den letzten grossen Ausbruch des Vesuvs zu erinnern. Der Vulkan war in den letzten Jahren etwas thätiger gewesen. Ein kleiner seitlicher Auswurfskegel hatte sich an der Seite des grossen Hauptkegels gebildet und im Grunde des Kraters, der sich in diesem Schmarotzerkegel befand und zum Theil zusammengestürzt war, entsprangen jene Lavabächlein, die ich Ihnen beschrieb. Für

jene eigenthümliche Bevölkerung des Vesuvs, die vom Vulkane lebt, und Tag und Nacht auf dem Berge der Fremden harrt, die sie führen, auf den Kegel hinauf schleppen und um so viel Geld als möglich prellen, war es Milch und Honig, das da floss! Ein wahrer Himmelssegen war für diese Bursche das Lavabächlein, dem man sich ohne Gefahr nähern konnte, um mittelst langer Zangen flüssige Lava heraus zu nehmen und Medaillen daraus zu prägen mit den Bildnissen aller möglichen heiligen und weltlichen Personen, Stück für Stück zwei Sous für Denjenigen, der sich auf's Handeln legte! Seit einigen Tagen aber zeigte der Vulkan grössere Aufregung; der kleine Auswurfskegel fing wieder zu speien an; der grosse Hauptkrater brüllte lebhafter und reichliche Lavabäche ergossen sich über den grossen Kegel herab. Hunderte von Neugierigen waren Tags über hinauf gestiegen, um dies grossartigste aller Naturschauspiele in der Nacht bewundern zu können, und die meisten befanden sich am 26. April gegen 3 Uhr Morgens im Atrio del Cavallo, einem halbkreisförmigen Ringthale, welches den uralten Krater der Somma von dem heutigen Eruptionskegel trennt, als plötzlich dieser letztere sich in der Richtung nach Nordosten spaltete. Mit Blitzesschnelligkeit riss die Spalte bis in das Atrio del Cavallo durch und spie dort, an ihrem unteren Ende, mit Heftigkeit gewaltige Lavamassen aus. Auf dem Gipfel des Vesuvs öffneten sich zu gleicher Zeit zwei gewaltige Krater, welche zahlreiche glühende Bomben auswarfen und das Atrio mit brennender Asche überschütteten. Dieser Aschenregen hüllte die unglücklichen Touristen ein, welche verzweifelt zwischen den Bomben und den Lavaströmen umherirrten, die fast unter ihren Füssen ausbrachen — einige wurden von diesen Gluthbächen fortgerissen, andere verbrannt,

viele von den Bomben schwer und selbst tödtlich verwundet.

Lassen wir diese Scenen des Schreckens und kehren wir zur Untersuchung der Erscheinungen zurück. Ich sagte, dass die Zerreissung des Berges fast immer mit grossen Ausbrüchen verbunden ist. Im vorigen Jahrhundert studirte der Abbé Spallanzani, einer der berühmtesten Naturforscher seiner Zeit (man konnte damals Naturforscher, berühmter Naturforscher und dennoch Abbé sein), den Etna von Catania aus. Er war Zeuge eines Ausbruches jenes gewaltigen Vulkans, der dreimal grösser als der Vesuv ist, und sah den Berg von oben bis unten sich spalten, als hätte man, sagt er, ihn mit einem grossen glühenden Messer durchschnitten. Die Spalte schloss sich wieder an ihrem oberen Theile, aber an ihrem unteren Ende brach die Lava am Fusse eines Auswurfskegels hervor, den sie selbst mit den in die Luft geworfenen Schlacken- und Aschenmassen aufschichtete, wie dies stets in solchem Falle geschieht.

Ich habe Ihnen kurz die in freier Luft stattfindenden Ausbrüche beschrieben, welche von Zeit zu Zeit bei den Vulkanen mit Kratern, d. h. offenen oder während des Ausbruches gebildeten Mündungen eintreten, aus welchen Laven, Bomben, Schlacken und Aschen ausgespieen werden, die sich um die Krateröffnung herum aufschütten und dort den Auswurfskegel bilden. Aber die Ausbrüche können auch unter ganz verschiedenen Bedingungen stattfinden — wir kennen in der That eine Anzahl von untermeerischen Ausbrüchen, während welcher ein wüthender Kampf zwischen den beiden feindlichen Elementen, dem Feuer und dem Wasser, stattfindet, und wo durch das umgebende Medium selbst ganz andere Existenzbedingungen für den gebildeten Vulkan ge-

geben sind, die von der Natur der an die Oberfläche gebrachten Materialien abhangen.

Im Jahre 1831 sah man plötzlich an der Südostküste Siciliens und in der Nähe der kleinen Stadt Sciacca, den Strand mit todten Fischen sich bedecken, welche von den Wellen an das Land gespült wurden. Am Horizonte sah man Tags über einen Rauchwirbel, Nachts eine Feuersäule. Glücklicherweise fand sich ein trefflicher Geologe, Friedrich Hofmann von Berlin, in der Nähe. Nach Ueberwindung einer Menge von Schwierigkeiten, welche Furcht und Aberglauben der Einheimischen ihm in den Weg legten, konnte er sich dem Vulkan nähern, der mitten im Meere, acht Meilen von der Küste entstanden war und gewaltige Dampfwolken, Aschenmassen und Rapillis auswarf. Wir verdanken diesem Beobachter eine prachtvolle Beschreibung dieses Ausbruches, der nach einer Dauer von etwa 6 Wochen in der Mitte des Monats August erlosch. Der Ausbruch hatte einen Kegel von etwa 200 Fuss Höhe aufgeworfen, der wenigstens einen Kilometer im Umfange hatte und in dessen Mitte ein Krater sich zeigte, der mit schwefligem Wasser erfüllt war. Die Academie der Wissenschaften in Paris beauftragte den berühmten Geologen Constant Prévost mit der Untersuchung des neuen Vulkans, derselbe langte am 28. September an und fand die kreisförmige Insel aus abwechselnden Schichten schwarzer vulkanischer Aschen und Schlackenstücke von zwei bis drei Zoll Grösse zusammengesetzt; sie war schon stark von den Wellen angefressen. Im December war sie verschwunden und zwei Jahre später liess das Senkblei keine bemerkbare Erhöhung des Meeresgrundes an der Stelle entdecken, wo die Insel sich erhoben hatte. Der ganze Kegel war weggeschwemmt und die losen Massen, aus welchen er ursprünglich aufge-

schüttet wurde, waren ohne Zweifel auf dem Grunde des Meeres in Gestalt einer Schicht von vulkanischem Tuff ausgebreitet worden. Die Geschichte der Insel Julia ist die aller untermeerischen Vulkane, welche aus losen Materialien, Schlacken, Rapillis, Aschen und Sanden aufgeschüttet wurden — sie werden von den Wellen benagt und in kürzester Zeit weggeschwemmt. Ein aus losen Materialien aufgeschütteter Vulkan kann nur an freier Luft bestehen — er wird zerstört, sobald er unter Wasser kömmt.

Dieser Punkt, meine Herren, ist wohl in das Auge zu fassen. Die erloschenen Vulkane Europa's, in der Auvergne, dem Velay, dem Vivarais und an den Ufern des Rheins sind grossentheils von losen Massen aufgeschüttet; sie zeigen heute noch in unversehrtem Zustande ihre Krater, ihre aus Aschen und Schlacken zusammengehäuften Kegel; mit Ausnahme der durch die Regengüsse bedingten Auswaschungen sind diese Kegel noch ebenso wohl erhalten, wie sie zur Zeit ihrer Bildung waren; sie wurden also an freier Luft aufgeschüttet und sind bis zum heutigen Tage unter denselben Existenzbedingungen fortbestanden. Aber diese Vulkane haben in der Tertiärzeit gearbeitet, zu einer Zeit, wo der Mensch noch nicht auf der Erde existirte, wie das aus der Untersuchung der Schichten hervorgeht, und über welche die von ihnen ausgespieenen Laven hinweggeflossen sind. Dieser Umstand und ihre treffliche Erhaltung beweist, wie Sir Charles Lyell richtig geschlossen hat, dass seit der Zeit ihrer Bildung das Wasser die Erde nicht bis zu den höchsten Gipfeln, ja nicht einmal bis zu der Höhe der Plateaux der Auvergne bedeckt haben kann, die verhältnissmässig niedrig sind. Die diluviale Strömung der allgemeinen Sündfluth, die man früher annahm, welche die ganze Erde bedeckt und eine Geschwindigkeit

besessen hätte, gross genug, um in ihrem Schlamme die gewaltigen Findlingsblöcke der Alpen schwebend zu erhalten und zu transportiren — diese Sündfluth hätte die losen Auswurfskegel weggeschwemmt bis zu ihrem Fusse und keine Spur davon übrig gelassen!

Es gibt freilich Vulkane untermeerischen Ursprungs, welche dem Schwall der Wogen und der Auswaschung durch die Wellen widerstehen können, aber dann müssen sie entweder ganz oder doch in ihrer Grundlage aus festen Massen construirt sein, aus zähflüssigen Laven, die bei ihrer Erhärtung feste, dichte Gesteine liefern. Die merkwürdige Inselgruppe von Santorin im griechischen Archipel kann uns dafür als Beispiel dienen. Die Insel Thera, wie die Alten sie nannten, bildet mit den kleinen Inseln Therasia und Aspronisi einen ungeheuren Krater, dessen Ränder nur aus dem Wasser hervorragen, während der Kraterschlund selbst mit Seewasser erfüllt ist. Dieser alte Krater, dessen Wände aus abwechselnden Schichten harter und dichter Lava und loser Rapillis zusammengesetzt sind, auf welchen nach Aussen hin mächtige Lager von Bimssteintuff ruhen, der fast zu Pulver zerrieben ist, dieser Krater bildet heute einen Binnengolf von elliptischer Gestalt und beträchtlicher Tiefe, der weit genug wäre, um alle Panzerflotten Europa's aufnehmen zu können. Im Mittelpunkte dieses Golfes erheben sich einige niedere Inselchen, welche seit Solons Zeiten durch wiederholte Ausbrüche einer schwarzen, festen Lava vergrössert wurden und die man die „Kaimeni“ (die Verbrannten) nennt. Während eines Zeitraums von anderthalb Jahrhunderten, wo kein Ausbruch stattgefunden hatte, war auf einer dieser Inseln ein Dorf mit einem Hafen und einer Art Badanstalt zur Benutzung der warmen, dort sprudelnden Salzquellen ent-

standen. Im Januar 1866 beginnt das Dorf sich zu senken, die Häuser am Strande gleiten langsam in das Wasser hinein, das Meer wird warm, Blasen von entzündbarem Gase brodeln aus der Tiefe hervor, entzünden sich und tanzen als Irrlichter auf der Oberfläche, Blöcke von schwarzer Lava steigen auf, schwellen an und drängen das Meer zurück; die Lava wird glühend, breitet sich aus, und im Anfang Februar tritt der Vulkan in offene Thätigkeit. Man nennt ihn Giorgios, nach dem Namen des regierenden Königs von Griechenland, und die Regierung schickt zur Untersuchung ein Dampfkanonenboot, die Aphroëssa, mit einer wissenschaftlichen Commission, an deren Spitze sich der Director des astronomischen Observatoriums zu Athen, Dr. Schmidt, befindet, der früher schon treffliche Beobachtungen am Vesuv angestellt hat. In der Mitte Februar ergiesst sich ein neuer Lavastrom auf der entgegengesetzten Seite von Neo-Kaimeni und bildet schliesslich ein Lavafeld mit einem kleinen Krater. Man gibt dieser Neubildung den Namen des Kanonenbootes. Der Donner des Giorgios wird am 20. Februar von einem seltsamen Pfeifen begleitet, das schrill und scharf tönt wie die Dampfpfeife einer Locomotive. Das Kanonenboot nähert sich der Insel, um die Naturforscher zu landen, die gegenüber dem Giorgios auf eine benachbarte Höhe steigen, in der Absicht, die brennenden Dampfstrahlen, welche aus den Rissen und Spalten des Vulkans hervorbrechen, genauer zu beobachten. Das Kanonenboot hat neben einem Kauffahrer, einer Brigg, Anker geworfen. Eine furchtbare Explosion lässt sich hören; Bomben von entsetzlicher Grösse, Schlacken und Aschenmassen werden bis zu einer Höhe von zehntausend Fuss in die Luft geschleudert und fallen als Feuerregen zu Boden. Die noch nicht vom Meere verschlungenen

Häuser der Insel werden vom Feuer verzehrt; eine Bombe von 9 Kubikmetern Inhalt zerstört die katholische Kapelle; eine andere fällt auf die Brigg, tödtet den Kapitän und steckt das Schiff in Brand; eine dritte schlägt durch das Deck des Kanonenbootes in den Raum und hält nur wenige Zoll über der Pulverkammer still; kein Mann an Bord des Schiffes, der nicht verwundet wäre! Die Mitglieder der Commission werden am Lande von diesem Feuerregen überschüttet; Dr. Schmidt sucht Anfangs unter einem überhängenden Lavafelsen Schutz, der aber durch die Bodenerschütterung in das Wanken geräth; er stürzt sich mit brennenden Haaren und Kleidern den Abhang hinunter in das Meer, das aber auch anfängt heiss zu werden. Aus der peinlichen Situation rettet ihn endlich ein vom Schiffe gesandtes Boot. Das Schiff selbst hat seine liebe Noth, um nach Sammlung seiner Naturforscher aus der Nähe des Vulkans wegzukommen, der fortfährt, Flammen und Bomben zu speien.

Nun, meine Herren, dieser neugebildete Giorgios wird dem Wogenschwalle widerstehen, wie die Kaimeni ihm widerstanden haben! Er ist aus festem Material gebildet — man hat ihn seither bestiegen, obgleich er sich noch immer nicht beruhigt hat; er gehört sogar zu einer höchst merkwürdigen Classe von Vulkanen ohne Krater! Die Dämpfe und Gase brechen aus den Rissen und Spalten zwischen den ungeheuern schwarzen und compacten Blöcken hervor, zu welchen die Rinde der zähen Lava erstarrt, die nach den Ausdrücken von Dr. Schmidt, den ich selbst darüber sprechen hörte, ähnlich wie ein gährender Brodteig quillt, sich aufbläht und endlich berstet, um aus den Spalten und Rissen die Gasstrahlen und Bombenwürfe zu entsenden, welche der Expedition so gefährlich wurden.

Ich halte mit diesen Beschreibungen inne, meine Herren, obgleich ich sie noch unendlich vervielfältigen könnte. Was ich besonders hervorheben wollte, lässt sich jetzt schon erblicken, nämlich die allgemeinen Erscheinungen, die aus der Fülle der verschiedenen und verschieden gearteten Fälle sich losschälen, und wenn ich in diesem Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit auf die grosse Unregelmässigkeit in dem Auftreten der grösseren Ausbrüche lenke, so geschieht dies, weil gerade diese unregelmässige Wiederkehr der Ausbrüche mir für die allgemeine Theorie der Vulkane von Wichtigkeit scheint. Sie finden in der That in der Geschichte aller Vulkane öfter abwechselnde Perioden von erhöhter Thätigkeit und scheinbarer Ruhe und die Beruhigungszeiten verlängern sich oft so ungemein, dass die Menschen selbst die Erinnerung an die verflossene Thätigkeit verlieren und den Vulkan wenigstens für vollkommen erloschen halten. Mehr als irgend eine andere kann hier die Geschichte des Vesuvs als Beispiel dienen; — die Alten hielten ihn für vollständig erloschen, bis der fürchterliche Ausbruch, in welchem Stabiæ, Pompeji und Herculanum untergingen, sie in schrecklicher Weise eines Anderen belehrte.

Wenn aber die Ausbrüche nur das periodische und unregelmässige Erwachen scheinbar schlummernder Kräfte darstellen, so dürfen wir uns wohl fragen, welches denn die Kräfte sein mögen, die in den Vulkanen thätig sind und so ungeheure Wirkungen hervorbringen?

Betrachten wir, um uns einer Lösung der Frage zu nähern, die Producte der Vulkane.

Sie sind äusserst mannigfaltig. Gasförmige Producte und vor allen Dingen ungeheure Massen von Wasserdampf, welche Wolken bilden; diese Ausströmungen sind es, welche einen fliessenden Lavastrom, bei Tage und aus einiger Ent-

fernung gesehen, einem Eisenbahnzuge ähnlich erscheinen lassen, der aus arbeitenden Locomotiven zusammengekoppelt, in der ganzen Länge seines Laufes Dampf auspustet; Säuren, Gase, flüchtige Salze von sehr verschiedener chemischer Natur, in welchen aber die Chlor- und Schwefelverbindungen vorherrschen; zuweilen flüssiges Wasser in ungeheuren Quantitäten und schliesslich jene feuerflüssigen Ströme, die wir Laven nennen. Die Bomben, Schlacken, Rapillis, Sande und Aschen sind weiter nichts, als mehr oder minder fein zertheilte und zerriebene Lavamasse; sie unterscheiden sich von dieser nur dadurch, dass sie durch die Gasexplosionen zerrieben und in die Luft geschleudert werden, während die eigentliche Lavamasse, auf Kosten deren sie gebildet wurden, eine mehr oder minder zähe Flüssigkeit im geschmolzenen Zustande bildet.

Mögen aber nun diese feuergeschmolzenen Massen aus Spalten oder Kratern hervorgeflossen oder mögen sie sich nach ihrer Gestalt und Schwere aufgeschüttet haben, indem sie aus den oft sehr bedeutenden Höhen herabfielen, bis zu welchen sie geschleudert wurden, einerlei — immerhin steht so viel fest, dass der Vulkan sich nur durch die Aufschüttung dieser Materialien bildet, dass er der Sohn seiner eigenen Werkthätigkeit ist und dass bei sonst gleichen Verhältnissen ein Vulkan sich immer mit einer Grösse darstellt, welche der Quantität der Materialien entspricht, die er an die Oberfläche gebracht und dort aufgehäuft hat.

Dieser Fundamentalsatz tritt uns aus allen neueren Beobachtungen klar entgegen. Man hat lange genug von Erhebungskratern gesprochen, man hat auch Beispiele dafür angeführt, wie z. B. den Xorullo in Mexiko, den Monte

nuovo bei Puzzuoli, und man hat aus den Erzählungen von Augenzeugen ein Aufblähen der Erde herauslesen wollen, die sich wie eine Blase erhoben und endlich auf dem Gipfel geplatzt wäre, um so den Krater herzustellen. Auch aus der Gestalt einiger Krater von aussergewöhnlich grossen Dimensionen, wie der Inseln von Santorin und der Caldera der Insel Palma (Canarien) hat man schliessen wollen, dass sie durch Erhebung und nicht durch Aufschüttung gebildet worden seien. Alle neueren Beobachtungen widersprechen diesen Anschauungen, die doch lange genug in der Wissenschaft gäng und gäbe und selbst von Einigen zur Höhe von Glaubensartikeln aufgeblasen worden waren; — heute, meine Herren, wenn irgend ein Beobachter jenen Monte nuovo untersucht, den ich mehrmals besucht habe, so begreift er kaum, wie es möglich war, sich über den Ursprung der abwechselnden Schichten von Tuff und Asche zu täuschen, die den Kegel zusammensetzen und den Krater umwallen. Noch niemals — man muss nicht müde werden, dies laut zu sagen — noch niemals hat man gesehen, dass die vulkanische Thätigkeit wirklich Schichten emporgehoben hätte; ja man hat selbst noch nicht einmal beobachten können, dass die Ränder der Spalten und Risse, durch welche die Lava und die Dämpfe entwichen sind, in Gestalt von Gewölben oder Domen erhoben worden wären, wie die Gebirgsschichten — diese vulkanischen Risse sehen ebenso aus wie Risse in einem Gewebstoffe und bilden sich auch in ähnlicher Weise. Die Kräfte, welche die Vulkane aufgeschüttet haben, stehen demnach in gar keiner Beziehung zu den Kräften, welche die Gebirge gehoben haben. Aber ich muss mich begnügen, auf diese Thatsachen hingewiesen zu haben, ohne sie weiter ausführen oder begründen zu können.

Man kann keinen Augenblick über die Kraft im Zweifel sein, welche in den vulkanischen Ausbrüchen arbeitet. Es ist die Spannung des überhitzten Wasserdampfes. In dieser Hinsicht sind die Vulkane in der That ungeheure Dampfmaschinen, welche ungeheure Massen flüssig gemachter Stoffe aus einer gewissen Tiefe hervorheben, um sie auf der Oberfläche auszugiessen und aufzuschütten.

Die Beweise für diese Behauptung sind leicht zu liefern. Wir haben das Spiel der Laven in solchen offenen Kratern, wie Stromboli, beobachtet und gesehen, dass bei jedem Pumpenstosse gewissermaassen eine dicke Dampfblase an der Oberfläche der Lava austritt und mit Geräusch platzt; wir kennen diese Entbindungen und Explosionen von Dampf an der Oberfläche der noch fliessenden Lavaströme; wir haben jene Fumarolen, jene Ausströmungen von Wasserdampf beobachtet, welche noch in den grösstentheils erkalteten Lavaströmen Platz greifen; wir wissen, dass jene gewaltige Gewitterwolke, die sich über dem im Ausbruche befindlichen Vulkane bildet, schreckliche Blitze nach allen Seiten sendet und verheerende Platzregen entladet, aus Wasserdämpfen gebildet ist, welche sich in der Höhe der Atmosphäre verdichten. Ebenso wissen wir, dass die Lava, durch welche hindurch die Dämpfe sich entbinden, in feuerflüssigem Zustande sich befindet. So bleibt uns denn, nach Zusammenstellung dieser verschiedenen Factoren, nur der Schluss, dass es überhitzter Wasserdampf sein muss, der in den Schloten der Vulkane arbeitet und die losen Materialien in die Luft schleudert.

Aber die Spannkraft, welche der Wasserdampf entwickeln kann, ist nicht unbegrenzt. Sie nimmt mit der Hitze zu, wird aber vernichtet, sobald der Gegendruck, den sie überwinden soll, eine gewisse Höhe erreicht hat. Wir

können uns also fragen, welches die grösste Höhe sei, bis zu welcher Wasserdampf von einem bestimmten Erhitzungsgrade eine Lavasäule emporheben kann?

Wir wissen, dass diese Höhe als ziemlich bedeutend erscheint, wenn man sie mit der Höhe der Gebirge vergleicht; aber nur als sehr gering, wenn man die Masse der Erdkugel in Vergleichung zieht; die kleinen Vulkane lassen meist die Laven an ihrer Spitze austreten, wie dies z. B. gewöhnlich bei dem Vesuv der Fall ist, der etwa tausend Meter hoch ist; der 3000 Meter hohe Etna hat immerhin noch einige Laven aus seinem Krater, aber die meisten aus Seitenspalten geliefert; bis zum letzten Jahre glaubte man, der Vulkan Klutscheff auf Kamtschatka, der eine Höhe von 4700 Metern erreicht, sei der höchste Krater, der noch einen Lavastrom geliefert habe. Man glaubte namentlich auf die Versicherung Humboldts und vieler älterer Reisenden hin, dass die hohen Vulkangipfel Südamerika's keine Laven aus ihren Kratern hätten austreten lassen. Die Besteigung des Cotopaxi, welche Dr. Reiss im vorigen Jahre ausführte, hat diesen Irrthum bei Seite geschafft. Herr Reiss hat in der That nachgewiesen, dass aus dem Gipfelkrater dieses 6000 Meter hohen Vulkans ein Lavastrom ausgetreten und über den Rand des Kraters hinüber geflossen ist, statt sich durch eine Seitenspalte den Weg zu bahnen.

Die Spannung des auf 100° C. erhitzten Wasserdampfes wird durch einen Druck von 830 Atmosphären, also in runder Summe, durch den Druck einer Wassersäule von 8300 Metern Höhe vernichtet — denn eine Atmosphäre hält etwa einer Wassersäule von 10 Metern Höhe das Gleichgewicht. (Ich gebe hier nur sehr abgerundete Zahlen, wie es in einem öffentlichen Vortrage vor Tausen-

den von Zuhörern aller Stände nicht anders möglich ist. C. V.)

Man kann, ohne einen allzu grossen Fehler zu begehen, annehmen, dass die Hitze der Lava 1270 Grade des hunderttheiligen Thermometers nicht übersteigt und dass das mittlere specifische Gewicht der Lava etwa dreimal grösser als dasjenige des Wassers ist.

Eine auf diesen Grundlagen ausgeführte Rechnung gibt uns als Maximum der Höhe, bis zu welcher die Spannkraft überhitzter Dämpfe eine Lavasäule heben kann, eine Höhe von etwa 30 Kilometern.

Wir nennen „vulkanischen Heerd" den Punkt, von welchem aus die Laven in die Höhe gehoben worden sind.

Für den 6000 Meter hohen Cotopaxi kann also der vulkanische Heerd, von welchem aus seine Laven gehoben wurden, höchstens 24 Kilometer unter dem Niveau des Meeres liegen — für eine Lava, welche wie diejenige der Aphroëssa bei Santorin am Meere selbst fliesst, kann der Heerd bis zu 30 Kilometern Tiefe gesetzt werden.

Dreissig Kilometer! das ist etwa die dreifache Höhe des höchsten Berges der Erde, des Mount Everest im Himalaya (9250 Meter) oder 6½ mal die Höhe des Montblanc (4811 M.), des höchsten europäischen Gipfels.

Das ist ohne Zweifel viel — vergleicht man aber die Maasse mit denjenigen der Erdkugel, so schwinden sie bedeutend zusammen. Der mittlere Erd-Radius misst mehr als 6000 Kilometer — die grösstmögliche Tiefe, in welcher ein vulkanischer Heerd gesucht werden kann, beträgt also nicht einmal den zweihundertsten Theil des Erd-Radius.

Man muss also sagen, dass in Bezug auf die Dimensionen der Erde die vulkanischen Heerde nur höchst ober-

flächlich sein können; statt sich dem Mittelpunkte der Erde zu nähern, wie man anzunehmen gewohnt ist, haben die vulkanischen Erscheinungen im Gegentheile ihren Sitz hart an der Oberfläche, in der Erdrinde selber, die nach den astronomischen Berechnungen von Hopkins wenigstens 1300 Kilometer dick sein muss und sogar, wenn man von der Hitze der Lava allein ausgehen wollte, wenigstens 40 Kilometer Dicke haben müsste.

Aber, wirft man mir ein, was wird aus dem Centralfeuer, aus dem feuerflüssigen Erdkerne? Was wird aus den allgemein angenommenen Definitionen der Vulkane? Hat nicht Alexander von Humboldt gesagt, dass die Vulkanicität die Reaction ist, welche der feuerflüssige Kern unseres Planeten gegen seine erstarrte Aussenrinde ausübt? Hat nicht Leopold von Buch die Vulkane in seiner Definition Canäle genannt, welche eine offene und permanente Verbindung der Atmosphäre mit dem feuerflüssigen Erdkerne herstellen?

Gewiss, meine Herren, sind diese Definitionen aufgestellt, allgemein angenommen und überall wiederholt worden, in allen Handbüchern, allen Vorlesungen und vielen Specialschriften. Folgt daraus auch, dass sie richtig sind?

Einer der gewissenhaftesten neueren Forscher, der sich das Studium der Vulkane und ganz besonders dasjenige des Vesuvs zur Aufgabe gemacht hat, C. Fuchs, hat neuerdings eine andere Definition gegeben: „Ein Vulkan, sagt er etwa, ist eine beständige oder zeitweise Verbindung zwischen einem vulkanischen Heerde, den dort befindlichen gluthflüssigen Gesteinsmassen, Dämpfen u. s. w. und der Atmosphäre, und vulkanische Erscheinungen sind solche, welche unter der uns geognostisch bekannten Erdrinde ihren Ursprung nehmen, sich mit einer gewissen Gewaltsamkeit äussern und

mehr oder weniger auffallende Veränderungen an der Erdoberfläche hervorrufen."

Bemerken Sie den Unterschied! Die Permanenz des Zusammenhanges, welche L. von Buch verlangte, wird von Fuchs bei Seite geschoben und der feuerflüssige Erdkern wird durch einen vulkanischen Heerd ersetzt, der in der Meinung des Herrn Fuchs durchaus nicht allen Vulkanen gemeinsam, sondern für jeden von ihnen oder für jede Gruppe genäherter Vulkane specialisirt ist. Der Glaube des Herrn Fuchs an das Centralfeuer steht, wie mir scheint, auf sehr wankenden Füssen.

Mein Glaube daran schwankt nicht nur, offen gestanden, schon seit langer Zeit, sondern ist auch neuerdings gänzlich abhanden gekommen. Ich will Ihnen die Gründe angeben, auf welchen meine Zweifel fussen.

Man hat dreierlei verschiedene Beweise für die Existenz eines Centralfeuers vorgebracht.

Man könnte die erste Gruppe den astronomischen Beweis nennen. Man stützt sich dabei auf die Theorie von Laplace, wonach unser Planet Anfangs ein Nebelfleck war, der durch eine ungeheure Hitze zuerst ausgedehnt war, allmälig aber erkaltete und sich verdichtete. Während dieser Verdichtung muss unsere Erde durch den Zustand einer geschmolzenen Kugel hindurch gegangen sein, auf der sich durch fortdauernde Erkältung die feste Erdrinde niederschlug, während im Innern der Kern noch feuerflüssig war. Gewiss würde es den Astronomen nicht viel ausmachen, anzunehmen, die ganze Erde sei schon bis zum Mittelpunkte erkaltet — aber man nimmt den feuerflüssigen Kern an, weil man beim Eindringen in den Boden bis zu einer gewissen Tiefe eine gewisse Zunahme der Wärme constatirt und darauf hin den Grundsatz aufstellt, dass

diese Zunahme immer in derselben Weise anhalten und nach Innen sich anhäufen müsse. Diese Progression aber bestreite ich gerade. Wenn sie nicht existirt, wie ich zu beweisen hoffe, so bleibt gar kein Grund weiter, um die Annahme abzulehnen, dass die Erde schon im Ganzen am Ziele ihrer Erkaltung und ihrer definitiven Verdichtung angekommen sei. Die Theorie von Laplace verträgt sich vortrefflich mit einer schon bis zu dem Mittelpunkte der Erdkugel vorgeschrittenen Erkaltung, denn nach dieser Theorie selber muss dieser Zustand das Ende des ganzen Processes sein und ist als solcher vorgesehen.

Eine zweite Beweisgruppe wird von den Vulkanen und der Hitze der Laven hergeleitet. Hier dreht man sich nun gar ohne Aufhören in einem fehlerhaften Cirkelschluss. Die Lava, sagt man, ist heissflüssig, weil sie aus dem feuerflüssigen Erdkerne aufsteigt und der feuerflüssige Erdkern existirt, weil die Lava heissflüssig ist. Wir wissen zwar wohl, dass Schlüsse dieser Art Nichts beweisen, aber das hindert die Vulkanisten nicht, sich beständig in demselben Kreise herumzudrehen und beständig ihren Schluss zu wiederholen, der doch nur die Thatsache durch die Thatsache beweist.

Eine dritte Gruppe von Beweisen wird aus den Beobachtungen hergeleitet, die man in Bergwerken, artesischen Brunnen und tiefen Bohrungen gemacht hat, wo man von der Tiefe von 30 Metern an eine constante Erhöhung der Temperatur des Bodens mit zunehmender Tiefe findet. Bis zu der angegebenen Tiefe reichen die stets weniger bemerkbaren Schwankungen der Temperatur, welche von den Jahreszeiten herrühren — in der Tiefe von 30 Metern erst hält sich das Thermometer jahraus, jahrein unbeweglich und gibt die mittlere Temperatur des Bodens an, von wel-

cher man ausgehen muss. Dieses ist die einzige Art von Beweisen, die in der That ernsthaft ist und einer genaueren Discussion bedarf.

Die tiefsten artesischen Brunnenbohrungen reichen nicht ganz auf anderthalb Kilometer in die Tiefe. Man findet eine Temperaturzunahme von 1 Grad des hunderttheiligen Thermometers auf je 30 Meter Tiefenzunahme in runden Zahlen. Die Messungen von Grenelle bei Paris, Speerenberg bei Berlin, Mondorf und Neusalzwerk in Westphalen weichen nur wenig von diesem Mittel ab. Aber man hat dennoch weit grössere Abweichungen constatirt und während ein in Artern am Thüringer Walde in crystallinischen Gesteinen aufgesetztes Bohrloch erst auf eine Tiefenstufe von 40 Meter 1 Grad Zunahme aufzeigt, gibt ein bis zur Tiefe von 385 Metern getriebenes Bohrloch in Neuffen in Württemberg, das fast nur eisenkieshaltige Liasschiefer durchsetzt, die ungeheure Zunahme von 1 Grad C. auf je 10,5 M. Tiefe. Woher kommt dieser enorme Unterschied?

Die Bergwerke bieten noch grössere Abweichungen. Im Erzgebirge, das doch wahrlich keine grosse Flächenausdehnung zeigt, sind die extremen Resultate 16 Meter einerseits und 118 Meter anderseits, und eine Menge anderer Bergwerke, in welchen man Beobachtungen angestellt hat, die freilich nicht so consequent durchgeführt wurden, als die Beobachtungen Reichs im Erzgebirge, schwanken zwischen diesen beiden extremen Punkten.

Gestatten Sie mir hier eine vorläufige Bemerkung. Man spricht immer von der mittleren Temperaturzunahme wie von einer constanten Mittelzahl, die aus gleichwerthigen Beobachtungen entnommen wäre. Nun behaupte ich aber, dass der Physiker, welcher sich in seinen Beobachtungen Resultaten gegenüber findet, die so ungemein in

ihren Extremen abweichen, gar nicht berechtigt ist, daraus eine Mittelzahl zu berechnen; er muss sich im Gegentheile sagen, entweder dass ein verborgener Fehler in seinen Beobachtungen steckt, oder dass er wenigstens mit zwei Factoren zu thun hat, von welchen der eine unbeständiger und wechselnder Natur ist und durch seine Beimischung das gemeinsame Resultat fälscht und ändert.

Geht man nun von dieser letzteren Ansicht aus, die besonders deshalb vorwiegt, weil die Beobachtungen mit aller nur erdenklichen Vorsicht angestellt sind, so sieht man bei genauerer Kritik sogleich, dass in allen Minen und Bohrlöchern, welche nicht durch Schichten von Thon, Mergel, Sand und Kies gehen, wie dies gewöhnlich bei artesischen Brunnen der Fall ist, die Wärme in um so bedeutenderem Maasse zunimmt, als die chemischen Umsetzungen, welche in den benachbarten Schichten vor sich gehen, bedeutender sind. Die Vermehrung der Wärme erreicht den höchsten Grad in den eisenkieshaltigen Schiefern, die zugleich noch von Naphtha, Bergöl und ähnlichen Stoffen durchdrungen sind und sich häufig sogar an freier Luft von selbst entzünden durch die gegenseitige Einwirkung der Schwefelmetalle und der Kohlenwasserstoffverbindungen, welche sie enthalten; unter den Bergwerken sind es die Kohlengruben, in welchen so vielfache chemische Processe sich abspielen, welche die stärkste Wärmezunahme zeigen, während in den Gneissen und Graniten, die in chemischer Hinsicht fast unbeweglich geworden sind, auch nur ein Minimum von Zunahme sich findet.

Diese Zusammenstellung der Beobachtungen nach der Natur der Schichten, in welchen die Beobachtungen angestellt wurden, beweist demnach auf den ersten Blick, dass die chemischen Processe wenigstens einen Factor in der

Hervorbringung der innern Bodenwärme darstellen, ja selbst, dass dieser Factor gerade der bedeutendere sein muss, weil er im Stande ist, die Entfernung von 118 Metern, welche im äussersten bis jetzt beobachteten Falle nöthig ist, um eine Temperaturerhöhung von 1 Grad C. herbeizuführen, auf 10,50 M. zu verringern, wie es in den Liasschiefern beobachtet wurde. Die Hitze, welche aus einem angenommenen feuerflüssigen Erdkerne, aus dem Centralfeuer ausstrahlen könnte, wäre also jedenfalls im Endresultate ein Factor von geringer Bedeutung gegenüber der Wärme, welche durch die chemischen Processe im Innern der Erdschichten erzeugt wird.

Aber eine genauere kritische Zerlegung der in tiefen artesischen Bohrlöchern gemachten Beobachtungen führt zu noch negativeren Schlüssen. Die Wärmezunahme wird in dem Maasse, als man in bedeutendere Tiefe gelangt, geringer oder, mit andern Worten, je mehr man abwärts kömmt, eine desto grössere Zahl von Metern muss man durchbohren, um eine Temperaturzunahme von 1 Grad C. zu finden. Der Brunnen von Grenelle zeigt in den ersten 226 Metern seiner Tiefe eine Zunahme von 1 Grad C. auf je 27 Meter, während die letzten 246 Meter nur das Verhältniss von 1 Grad auf je 41 Meter zeigen! In andern Bohrlöchern, die mehr als 300 Meter Tiefe haben, zeigen sich ähnliche Verhältnisse.

Ganz neuerdings ist in Speerenberg bei Berlin ein Bohrloch bis zu der ungeheuern Tiefe von 4052 Fuss niedergebracht worden und sehr zahlreiche, mit allen möglichen Garantien umgebene Beobachtungen sind dort von Herrn Duncker angestellt worden. In 100 Fuss Tiefe war die constante Bodentemperatur 11 Grad Réaumur — in 4042 Fuss betrug sie 38,5 Grad R., die mittlere Zunahme

betrug also 1 Grad R. auf 150 Fuss. Aber während in den ersten 1900 Fuss die Vermehrung von 1 Grad R. auf je 123,4 Fuss entfiel, betrug sie in den 2000 folgenden Fussen nur 1 Grad R. auf je 168,7 Fuss. Die Wärme nimmt also nach unten zu, aber in stets verminderter Proportion!

Wäre ein solches Resultat möglich, meine Herren, wenn im Innern der Erde eine constante Wärmequelle existirte? Wie will man dem einfachen gesunden Menschenverstande gegenüber behaupten, man müsse beim Annähern des Fingers an eine Lichtflamme stets grössere Entfernungen durchmessen, je näher man der Flamme kömmt, um mehr Wärme zu empfinden? Eine Wärmequelle hätte also eine um so grössere und um so intensivere Wirkung, je weiter sie entfernt ist und ihre Wirkung verminderte sich in dem Maasse, als man sich ihr nähert? Ist es nicht klar, dass, wenn man die oben angegebene Zahlenreihe weiter nach Innen fortsetzte, man zu der nicht nur unwahrscheinlichen, sondern selbst unmöglichen Schlussfolgerung gelangen müsste, dass man in der Nähe des feuerflüssigen Erdkerns, jener colossalen Wärmequelle, die Alles zu einer feurigen Kugel zusammengeschmolzen hat, dass man in deren Nähe sogar Tausende von Metern durchmessen müsste, um einen Grad Wärmezunahme zu finden?

Ich weiss sehr wohl, dass diese negativen Schlüsse allgemein angenommene Theorieen vor den Kopf stossen; aber ich weiss auch, dass Beobachtungen ähnlicher Art im Pulte verschlossen geblieben sind, weil die Beobachter sie nicht zu veröffentlichen wagten, indem sie wohl einsahen, dass die aus den Beobachtungen abzuleitenden Schlüsse der Theorie vom Centralfeuer schnurstracks entgegen liefen. Aber was muss in der Wissenschaft weichen, die Theorie oder die Thatsache?

Nein, meine Herren, machen wir uns selbst das Zugeständniss, dass die Theorie vom Centralfeuer solchen Thatsachen gegenüber nicht mehr haltbar ist. Wenn man sie beibehielt, so geschah das grösstentheils aus andern Gründen. Alle Religionen ohne Ausnahme haben einen Ort nöthig, wo man die armen Sünder foltert, quält, kocht und bratet, und Alle haben diesen Ort in den Eingeweiden der Erde gesucht. Das Centralfeuer passt vortrefflich zu dieser religiösen Gerechtigkeitspflege. Lassen wir also diese alte, aus der Mythe des Tartarus herübergenommene Schmiedeesse des hinkenden Gottes da, wo sie hingehört, und suchen wir die Wärmequelle, deren Wirkungen im Innern erkennbar sind, in jenen chemischen Processen und Reactionen, die überall Statt haben, und deren Resultate uns in den unaufhörlichen Umgestaltungen und Metamorphosen vor Augen liegen, welchen die festen Materialien, aus denen die Schichten unserer Erdrinde aufgebaut sind, beständig unterworfen sind. Setzen wir kühn die Wärmequellen der tieferen Schichten der Erde in diese Schichten selbst, statt sie von anderswoher kommen zu lassen, nämlich vom Erdinnern, dessen Bildung uns vollständig unbekannt ist; und wenn die Vermehrung der Wärme innerhalb der oberflächlichen Schichten bedeutender ist, so wollen wir auch zugestehen, dass die chemischen Processe dort viel intensiver auftreten. Die in diesen Schichten durch die chemische Arbeit der Umbildung und Metamorphose erzeugte Wärme muss sich aber nothwendig nach Innen hin anhäufen und sammeln, während nach Aussen, nach der Oberfläche hin, stets eine Abkühlung durch Ausstrahlung in den Raum stattfinden muss. Ich kann hier im Augenblicke in keine Einzelnheiten eingehen; verfolgt man aber die Thatsachen und ihre Verknüpfung näher, so kommt man zu dem Schlusse, dass

die Quelle der innern Wärme besonders in jener wenig tiefen Zone der Erdrinde zu suchen ist, bis zu welcher die von Aussen eindringenden Sickerwässer gelangen und dass sogar die Wärme durch diese Wässer selbst in sofern erzeugt wird, als sie es sind, welche die chemischen Processe und Umsetzungen ermöglichen.

Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit, meine Herren, dass die heutige Wissenschaft uns ganz andere Ideen über die Natur der Materie und der Kräfte in die Hand gegeben hat, als diejenigen, welche noch vor kurzer Zeit angenommen waren. Wenn man früher schon mit der Wage in der Hand nachweisen konnte, dass die Materie, der Stoff nur einheitlicher Natur ist, unzerstörbar, ewig und unerschaffbar, und dass dieser Stoff nur die Form, nicht aber die Quantität ändern kann, — so wissen wir heute ausserdem, dass dieser Stoff nicht von einer gewissen Anzahl einander bekämpfender Kräfte beherrscht wird, sondern dass auch die Kraft nur eine, untrennbar von der Materie, unzerstörbar, unvermehrbar, ebenso ewig als die Materie selbst ist; dass wir diese beiden Dinge nicht von einander trennen können, dass Stoff und Kraft eins sind und dass der früher angenommene Dualismus sich nimmer behaupten lässt. Der Stoff wechselt die Form; die Kraft setzt sich um. Wärme, Bewegung, Anziehung, Schwere, Electricität, sind nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben Kraft, die unveränderlich in ihrer Quantität, von dem Stoffe untrennbar ist. Nennen wir einen Vorgang chemische Verbindung, so sagen wir damit Bewegung der Molekule, Einhalten dieser Bewegung durch den Vollzug der Verbindung und Umsetzung der gesammten Bewegung in Wärme! Bewegung und Wärme, Wärme und Bewegung, wir messen heute ihre relative Quantität, denn wir kennen das mechanische Aequivalent der Wärme.

Nun wohl, meine Herren, wenden wir diese theoretischen Grundsätze auf die Theorie der Vulkane an. Diese oft riesigen Berge sind das Resultat der Aufschüttung von Materialien, die an der Oberfläche ausgespieen wurden und aus Spalten und Kratern austraten. Darüber ist man einig. Aber wo kommen diese Materialien her? Aus der Tiefe, wo sie Räume ausgefüllt haben müssen, die ihrem Volumen entsprechen. Die Herausbeförderung dieser Massen muss also leere Räume geschaffen haben — und welche Räume?

Die drei Lavaströme, welche durch die Ausbrüche des Vesuvs von 1794, 1855 und 1872 geliefert wurden, können zusammen auf eine Masse von 126 Millionen Kubikmeter geschätzt werden. Das Volumen des Monte nuovo, der in der Nähe von Puzzuoli im Laufe eines einzigen Ausbruches und zwar grösstentheils in dem Zeitraum von zweimal 24 Stunden, vom 29. September bis 1. October 1583, aufgeschüttet wurde und dessen regelmässige Form eine ziemlich genaue Berechnung gestattet, ist auf 1240 Millionen Kubikmeter geschätzt worden. Das in dieser Beziehung grossartigste Beispiel hat der Ausbruch des Vulkan Tomboro, 8500 Fuss hoch, geliefert, der auf der Insel Sumbava, einer der kleinern Sunda-Inseln, sich befindet. Der Ausbruch begann am 15. April 1815 mit heftigen Erdstössen, die von starkem Gebrüll begleitet waren. Man spürte diese Erdstösse im ganzen Umfange eines Kreises, der 200 geographische Meilen Halbmesser hatte. Die Erscheinungen nahmen schrittweise an Intensität zu und erreichten ihren Höhepunkt am 10. April. Der ganze Berg schien zuerst im Feuer zu stehen; dann umhüllte er sich mit einem schwarzen und so dichten Rauche, dass der Tag einer vollständigen dunklen Nacht wich. Die Explosionen waren so furchtbar, dass die Mauern der Häuser auf der Insel davon

sprangen, und das Gebrüll so fürchterlich, dass man es auf enorme Entfernungen hin vernahm. Um Ihnen eine Idee von diesen glaublich bezeugten Distanzen zu geben, brauche ich nur zu sagen, dass man den Vesuv, wenn er ähnliches Getöse machte, durch ganz Europa durch bis zum Nordkap hin hören würde. Trotz vollkommener Windstille erhob sich das Meer in einer ungeheuern Woge, die sich über die Erde hinwälzte, Dörfer umriss, Wälder auswurzelte und grosse Schiffe weit auf das Land hinauf warf. Aber an demselben Tage erhob sich Abends ein ungeheurer Wirbelwind, ein aufsteigender Typhoon, der ohne Zweifel durch die vom vulkanischen Feuer ausgehende Aspiration erzeugt war, Alles umwarf und Menschen, Balken, Bäume mit sich in die Höhe riss, so dass sie in der Luft umherwirbelten wie Strohhalme. Ungeheure Massen von schwammigen, glühenden Schlacken und brennenden Aschen fielen wie ein Platzregen nicht nur auf dem Berge, sondern auch auf der ganzen Insel, wo sie die Dächer der Häuser eindrückten, auf das Meer und auf die benachbarten Inseln, besonders die Insel Lombock, wo sie noch eine Schicht von zwei Fuss Mächtigkeit bildeten. Zwölftausend Menschen wurden auf der Insel Sumbava erstickt; in der Stadt gleichen Namens blieben nur 26 am Leben. Die Vegetation, das Vieh, Alles war zerstört und erstickt und eine furchtbare Hungersnoth brach aus, die noch 40,000 Menschen das Leben kostete.

Am 8. April wurde ein englischer Kreuzer von Java aus dem Kanonendonner entgegen geschickt, denn man glaubte dort, dass in der Richtung gegen Sumbava hin ein Gefecht mit Seeräubern im Gange sei. Nach viertägiger Fahrt sah man von dem Schiffe aus am Morgen am Horizont ein schwarzes Gewölk, welches stets mehr gegen den

Zenith aufstieg und dabei eine röthliche Farbe annahm. Um 11 Uhr begann der Aschenregen. Um Mittag herrschte stockfinstere Nacht. Aschenregen und Finsterniss dauerten ohne Unterbrechung ganze 18 Stunden hindurch. Der Kapitän schätzte die Menge der auf das Verdeck seines kleinen Schiffes gefallenen Aschenmassen auf mehrere Tonnen. Das Meer war in der Nähe von Sumbava von einer mehrere Fuss mächtigen Schicht von Bimssteinen und Asche bedeckt, welche die Bewegung der Schiffe hinderte.

Es ist unmöglich, die Menge der bei Gelegenheit dieses furchtbaren Ausbruches hervorgeschleuderten Aschenmassen mit einiger Sicherheit zu berechnen. Eine kreisförmige Fläche von wenigstens hundert geographischen Meilen im Halbmesser war überschüttet worden. Aber wenn man die ungeheure Ausdehnung dieses Ausschüttungsfeldes und die Mächtigkeit der Aschenschichten in Betracht zieht, so kann man wohl behaupten, dass das Volumen dieser Aschenmassen demjenigen des ganzen Gebirgsstockes des Montblanc nicht nur wenigstens gleichkommt, sondern dasselbe weit übertrifft. Der Riese der europäischen Gebirge würde, gepulvert und gleichmässig über ein Areal von der Grösse der Schweiz ausgebreitet, das Niveau dieses Areals kaum um einige Centimeter erhöhen, und doch ist dieses Areal der Schweiz viel kleiner, als das vom Tomboro überschüttete.

Nun frage ich Sie, meine Herren, was kann aus einem leeren Raume von dem Volumen des Montblanc werden, das durch einen einzigen Ausbruch, wie der des Tomboro entstanden ist?

Diese leeren Räume müssen ausgefüllt werden, sei es durch Einströmen von Wasser, sei es durch Senkung der geschichteten Gesteinsmassen, welche sich darüber ausbrei-

ten. Die Ausfüllung durch Einströmen von Meerwasser kann nicht an dem Meere selbst nachgewiesen werden; das Volumen dieser Räume, so gross sie auch sonst sein mögen, ist doch immerhin verschwindend klein gegenüber dem Volumen der Oceane. Aber auf dem festen Lande können die Schichtensenkungen durch Niveauveränderungen nachgewiesen werden.

Nun wohl, wir kennen thatsächlich solche Senkungen der Oberfläche. Ich erinnere Sie an das langsame Hinabgleiten des Dorfes auf Neo-Kaimeni im Golfe von Santorin, welches dem Ausbruche des Giorgios vorher und zur Seite ging. Während des Ausbruches des Imbaburu in der Republik Ecuador, am 16. August 1868, senkte sich die ganze benachbarte Gegend, und an dem Orte, wo früher die Stadt Golachi stand, findet sich jetzt ein grosser See. Dem Ausbruche des Monte nuovo bei Puzzuoli ging eine bedeutende Senkung vorher, deren Centrum, wo eine schwefelhaltige Quelle hervorbrach, sich 13 Fuss unter dem bisherigen Niveau befand. Ja noch mehr — das ganze Hochplateau um die Stadt Quito, das man als das Centrum der grossen Vulkane Südamerika's ansehen darf, senkt sich langsam im Ganzen, wie dies die verschiedenen Höhenmessungen der Stadt Quito selbst beweisen, die seit mehr als einem Jahrhundert ausgeführt wurden. La Condamine bestimmte im Jahre 1745 die Meereshöhe von Quito zu 9596 Fuss, Humboldt im Jahre 1802 zu 9570 Fuss, Orton im Jahre 1867 zu 9520 Fuss — Quito hat sich also innerhalb 122 Jahren um 76 Fuss gesenkt!

Eine Senkung ist ein Fall nach Unten, also eine Bewegung. Eine Bewegung aber, welche gehemmt wird, muss sich in Wärme umsetzen. Man hat sogar, auf diese Wahrheit gestützt, die Vulkane durch die Bewegung zu erklären

versucht. Ein bekannter Physiker und Chemiker, Mohr, hat berechnet, dass eine Schicht Erde von 24 Kilometern Höhe und einem Quadratkilometer Grundfläche bei ihrer Senkung nur um einen Fuss genug Hitze hervorbringen würde, um 2160 Millionen Kilogramm Basalt zu schmelzen, was etwa 28 Millionen Kubikfuss gleichkäme und schon einen ganz respectablen Lavastrom bilden würde, etwa den zehnten Theil des grossen Lavastroms am Vesuv vom Jahre 1855. Man könnte gegen diese Berechnung schwerlich grosse Einwendungen machen, wenn die Senkung ein plötzlicher Fall wäre, in welchem diese Erdschichtensäule von 24 Kilometern Höhe und 1 Quadratkilometer Basis auf die unterliegende Schicht etwa in der Weise niederfiele, wie ein riesiger Dampfhammer auf seinen Ambos; aber ich denke, dass die Senkungen langsam vor sich gehen; dass der Fall der Erdschichten nicht auf einmal und plötzlich, sondern langsam unter beständiger Hemmung vor sich geht und die erzeugte Wärme also Zeit hat, sich zu vertheilen.

Es mag dem sein, wie ihm wolle. Wenn aber meiner Ansicht nach die Bodensenkungen allein durchaus nicht hinreichen, um die vulkanischen Erscheinungen und namentlich die Entwicklung der Wärme zu erklären, so scheinen sie doch eine Hauptrolle in einer andern Reihe von Erscheinungen zu spielen, die man nur zu oft mit den Vulkanen in Verbindung gebracht hat — ich meine die Erdbeben.

Ohne Zweifel gibt es Erdbeben, das heisst wellenförmige Erschütterungen der Erdoberfläche, durch einen Stoss im Innern hervorgebracht, welche von Vulkanen ausgehen. Kein Ausbruch geht ohne solche Stösse vorüber, die bald auf die unmittelbare Nähe beschränkt sind, bald sich weiter ausdehnen, je nach der grösseren oder geringeren Hef-

tigkeit des Stosses. Man fühlt den Eruptionskegel unter seinen Füssen erzittern, selbst wenn nur eine leichte Dampfblase im Innern des Kraters zerplatzt; bei den grossen Ausbrüchen verbreiten sich die Wellen der Stösse ungemein weit und ringförmig vom Vulkane aus.

Ausserdem müssen aber auch in den vulkanischen Gegenden viele Erdstösse vorkommen, welche durch die inneren Senkungen und die Ausfüllung der leeren Räume hervorgebracht werden, die sich unter den Vulkanen durch die Ausbrüche selbst gebildet haben. Wenn die Spannung der Dämpfe, welche die Wölbungen dieser Räume stützte und hielt, durch den Ausbruch selbst nachgelassen hat, so müssen die leeren Räume, die durch den Austritt der Laven, Schlacken und Aschen gebildet wurden, früher oder später wieder ausgefüllt werden, und in den meisten Fällen wird dies durch Bodensenkungen geschehen, da der Zutritt des Meerwassers, wie wir später sehen werden, neue Ausbrüche hervorrufen dürfte.

Aus diesen Thatsachen aber den Schluss ziehen zu wollen, dass alle Erdbeben von vulkanischen Kräften hervorgerufen sein müssen, spricht ebenso sehr gegen die Thatsachen, wie gegen die wissenschaftliche Logik. Ich weiss sehr wohl, meine Herren, dass wir mit dieser Theorie auferzogen und gefüttert worden sind von Kindsbeinen an, dass man eine gewisse geistige Anstrengung nöthig hat, um sich von sogenannten Wahrheiten loszumachen, die uns in den Schulen eingetrichtert wurden und die nach und nach in die Meinungen der grossen Menge übergegangen sind. Von Jugend auf hat man uns belehrt, dass die in dem eingebildeten feuerflüssigen Erdkerne, der von der starren Erdrinde nur wie von einem dünnen Papierblatte überdeckt sein soll, eingeschlossene und erzeugte vulkanische Kraft beständig

im Innern arbeitend umherspaziert, dass der „alte Maulwurf“ diese Erdkruste bald hier, bald da zu durchbrechen sucht, um einen Ausgang zu finden. Hat man ja doch die Vulkane „Sicherheitsventile“ genannt, die auf diesen ungeheuern inneren Dampfkessel aufgesetzt und bestimmt seien, den überhitzten Dämpfen einen Ausgang zu verstatten, die immer im Begriffe seien, die ganze Kruste in Stücke zu zertrümmern!

Man hat, um diese vermeintliche Beziehung zwischen Vulkanen und Erdbeben zu beweisen, sich auf das zeitliche Zusammenfallen zwischen beiden Erscheinungen berufen. Wahrlich, so wie man die Sache angestellt hat, lässt sich Alles beweisen. Es ist sogar unmöglich, keine Beziehungen zu finden, sobald man nur ausserordentliche Erscheinungen von täglich wiederkehrenden will abhängig machen. Ich nehme die Liste der im Jahre 1869 beobachteten vulkanischen Ausbrüche und Erdbeben zur Hand, die von Herrn Fuchs mit möglichster Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit aufgestellt und neuerlich veröffentlicht worden ist — ich zähle zwölf Ausbrüche und hundert Erdbeben. Dabei ist aber wohl in das Auge zu fassen, dass man alle einzelnen Erdstösse, die man an einem bestimmten Orte in der gegebenen Zeit empfand, als ein einziges Erdbeben gezählt hat; so setzt sich das im Mai 1869 in der Gegend von Ragusa gespürte Erdbeben aus 53 einzelnen, ziemlich starken Stössen zusammen, und die mehr als 600 Stösse, welche im Laufe dieses Jahres in Gross-Gerau am Rheine verspürt wurden, sind nur als ein Erdbeben verzeichnet. Nun, meine Herren, wenn man weder die Distanzen (der alte Maulwurf stösst überall), noch geringere Zeitunterschiede in Betracht zieht, so ist nichts leichter, als alle diese Erdbeben mit darauf folgenden Ausbrüchen in

Zusammenhang zu bringen und z. B. zu sagen, dass das Erdbeben von Ragusa durch die Oeffnung eines Sicherheitsventils in dem Vulkan Isalco in den Cordilleren beruhigt wurde, dessen Ausbruch am 19. Mai Statt hatte und dass die vulkanische Kraft, welche am 17. September die Insel St. Thomas in den Antillen erschütterte, sich endlich in dem am 26. September erfolgten Ausbruch des Aetna in Sicilien Luft machte. In neun Tagen kann der alte Maulwurf wohl unter der ganzen Breite des Oceans sich durchwühlen! Sie glauben wohl nicht, dass man sich solchen Phantasiespielen hingegeben habe? Irren Sie sich nicht, meine Herren! Man hat sogar das Erdbeben von Lissabon, das bedeutendste, welches jemals beobachtet wurde, und das am 1. November 1755 Statt hatte, mit dem Ausbruche des Xorullo im Westen Mexiko's in Zusammenhang gebracht, obgleich dieser erst vier Jahre später, am 29. September 1759 Statt hatte!

Nein, meine Herren, wenn irgend ein wissenschaftliches Resultat heute feststeht, so ist es dieses, dass die meisten Erdbeben nicht von vulkanischen Kräften erzeugt werden; dass Erdstösse oft in Gegenden vorkommen, die von allen vulkanischen Gebilden weit entfernt liegen, und dass die Erschütterungen von Senkungen erzeugt werden, die überall eintreten müssen, wo im Boden leicht lösliche Gesteinsschichten existiren, die nach und nach von den Sickerwassern aufgelöst und weggeführt werden, so dass die oben liegenden Schichten, ihrer Stütze beraubt, nachstürzen. Eine sehr einfache Betrachtung kann uns von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Alle atmosphärischen Wässer, welche zur Erde niederfallen, enthalten durchaus keine festen Substanzen in Auflösung — Schnee, Hagel, Thau und Regen sind nichts anderes als verdichteter Was-

serdampf. Dagegen enthalten alle Gewässer, die aus den Eingeweiden der Erde hervorkommen und an der Oberfläche laufen oder nach Innen sickern, eine Menge fester Substanzen aufgelöst. Diese Substanzen sind den Schichten entnommen, welche die Erdrinde zusammensetzen, und ihre Menge ist so bedeutend, dass sie dem Volumen nach ganzen Bergketten entsprechen. Mit den aufgelösten oder aufgeschwemmten Materialien, welche die sämmtlichen Flüsse der Erde während eines Jahrhunderts wegführen, könnte man die Kette des Himalaya oder der Cordilleren construiren. Diesen weggeführten Stoffen müssen, insofern sie aus der Tiefe entnommen und nicht von der Oberfläche weggeschwemmt wurden, leere Räume entsprechen, und diese Räume können nur durch Senkungen ausgefüllt werden.

In Gegenden, wo leicht lösliche Schichten von Gyps, Steinsalz oder andere, leicht wegführbare Substanzen vorkommen, sind solche Senkungen alltägliche Erscheinungen. Sie bilden dort Löcher, Trichter, oberflächliche Abgründe, und die Senkungen selbst finden Statt unter Erschütterungen und Erdstössen, die sich freilich nicht weit erstrecken. Die alten Minengalerien in den Bergwerken schliessen sich nach und nach durch Senkungen unter Erschütterungen, die zwar sehr geringfügig, aber deshalb gerade im Verhältniss zu den gesenkten Massen sind. Man hat mit vollem Rechte hervorgehoben, dass in der Schweiz, die keine Spur von vulkanischen Gebilden aufzuweisen hat, drei Centralpunkte häufiger Erdbeben sich finden, Visp im Wallis, Basel und das kleine Städtchen Eglisau, letztere beide am Rheine gelegen. In Eglisau verspürt man fast täglich leise Erschütterungen ohne weitere Folgen. Aber es unterliegt auch nach der geologischen Structur der Gegend keinem Zweifel, dass Schichten von Steinsalz und Gyps sich unterhalb dieser

Rhein-Städte in gewisser Tiefe befinden, und was Visp betrifft, so ist die Gegenwart von Gyps in der Tiefe sehr wahrscheinlich, da bedeutende Lager dieses leicht löslichen Minerals in der Umgegend und in geringer Entfernung davon im Rhonethal zu Tage treten.

Kehren wir, meine Herren, nach dieser nothwendigen Abschweifung zu dem wesentlichen Gegenstande unseres Vortrages, zu den Vulkanen zurück. Wir kennen die Ausbrüche. Aber wir wissen auch, dass in der Geschichte aller Vulkane mehr oder minder lange Perioden vollständiger Ruhe sich finden, und dass am Ende die Ausbrüche nur Recrudescenzen einer chemischen Thätigkeit darstellen, die wenigstens theilweise oder nur in schwächerem Massstabe, nach dem Verlöschen jeder heftigeren Thätigkeit fortdauert. Wir finden in der That selbst an Vulkanen, die seit einer Reihe von Jahrhunderten erloschen sind, noch bedeutende Ausströmungen von gewissen Gasen, besonders von Kohlensäure. Es gibt Gegenden in der Auvergne, im Velay, in der Eifel am Ufer des Rheins, wo kein unterirdisches Thier existiren kann, wo ein mit dem Stocke in den Boden gestossenes Loch unmittelbar eine Springquelle von Kohlensäure wird, wo die Furchen, welche die Pflugschar zieht, und die Gräben an Wegen und Landstrassen sich am Grunde mit diesem kohlensauren Gase füllen, das, wie Sie wissen, schwerer als die atmosphärische Luft ist. Dieses Gas kann aus der Tiefe nur durch eine stetige und lange andauernde chemische Thätigkeit heraufdestillirt werden, vielleicht, wie Mohr vermuthet, durch die Einwirkung von Silikaten auf kohlensaure Kalke. Anderseits wissen wir auch, dass in den Ruheperioden zwischen den Ausbrüchen die Vulkane beständig eine Menge von Stoffen destilliren und sublimiren, Wasserdampf, schweflige Gase, Chlormetalle

u. s. w. — alles freilich in verhältnissmässig geringer, aber doch genügender Menge, um zu zeigen, dass mächtige chemische Processe im Innern fortdauern. Endlich kennen wir in der Nähe der meisten Vulkane, die zwar erloschen scheinen, aber doch noch chemische Thätigkeit zeigen, eine Menge heisser Quellen, welche uns beweisen, dass die Feuer des unterirdischen Laboratoriums noch nicht gänzlich erloschen sind.

Wir haben die Theorie eines Centralfeuers, eines feuerflüssigen Erdkerns, mit einem Worte, die Theorie eines allgemeinen, im Centrum der Erde gelegenen Heerdes zurückgewiesen, in welchen die Kamine aller in Thätigkeit sich befindenden Vulkane geöffnet sein sollen. Es ist unendlich viel wahrscheinlicher, dass jeder Vulkan oder wenigstens jede Gruppe benachbarter Vulkane ihren besonderen Heerd hat, der in relativ geringer Tiefe sich befindet. Ich kann hier nicht näher auf die Beweise für diese Ansicht eingehen, die man aus der identischen chemischen Zusammensetzung der Laven eines und desselben Vulkans, welche aus der Bausch-Analyse derselben hervorgeht, gegenüber der so wechselnden mineralogischen Zusammensetzung der Laven, herleiten kann, so wie auf diejenigen, die man aus der Unabhängigkeit der Ausbrüche benachbarter Vulkane von verschiedener Höhe entnehmen muss. Wenn das Centralfeuer nicht existirt, so muss man wohl den Vulkanen eigene unabhängige Heerde zuschreiben, gewaltige chemische Laboratorien, in welchen beständig Processe sich abspielen, die eine grosse Hitze erzeugen, gross genug, um eine gewisse Menge von Stoffen in Schmelzung zu erhalten und daraus jene Dämpfe, Gase und Sublimationen zu entwickeln, welche der Vulkan im Zustande der Ruhe liefert.

Welches können nun die Ursachen jener so heftigen Aufwallungen sein, die wir Ausbrüche nennen und die

den relativen Ruhezustand unterbrechen, welchen wir als den Normalzustand der Vulkane betrachten können?

Vielleicht finden wir eine beweisgültige Antwort in einigen beobachteten Thatsachen.

Die hebende Kraft in den Vulkanen ist der Wasserdampf. Die Ausbrüche entladen ungeheure Wassermassen unter der Form von Dampf. Dies Wasser muss irgend woher kommen. Vergebens würden wir unter allen nur irgend denkbaren Stoffen, welche man in den vulkanischen Heerden zusammenbringen könnte, die zur Veranstaltung eines Ausbruches nöthige Wassermenge suchen. Das Wasser muss von Aussen dem Heerde zugeführt werden und diese Zuführung gerade muss die Ursache des Ausbruches sein.

Mit geringen Ausnahmen muss dieses Wasser dem Meere entstammen — die vulkanischen Producte selbst beweisen diesen Satz.

Das Meerwasser enthält, wie Jedermann weiss, eine Menge von Chlorverbindungen in Auflösung, unter welchen das Chlornatrium, das Küchensalz, die wesentlichste Rolle spielt. Die Mineralstoffe im Gegentheile, welche in den Vulkanen zur Bildung von Laven und Aschen zusammentreten, enthalten nur sehr wenig Chlorverbindungen. Dagegen sind wieder die Sublimationen der Fumarolen zum grossen Theile aus Chlorverbindungen gebildet. Diese Chlorverbindungen werden also durch das Wasser von Aussen in den Heerd eingeführt und mit dem Wasserdampfe und den Sublimationen wieder weggeführt. Alle aufmerksamen Beobachter erwähnen einer ganz besonderen Erscheinung, die unmittelbar nach dem Aufhören der Ausbrüche eintritt. Die erkaltenden Laven, die herabgefallenen Aschen bedecken sich mit einem weissen Ueberzuge, der nach einigen Stunden, besonders unter dem Einflusse der vulkanischen Regen-

güsse verschwindet. Der ganze Berg erscheint häufig wie mit feinem Schnee überpulvert. Professor Palmieri hat bei dem letzten Ausbruche des Vesuvs diese Thatsache auf's Neue bestätigt. „Nicht nur der Kegel, schreibt er, sondern die ganze Campagna der Umgegend erscheint während einigen Tagen weiss, wie von frisch gefallenem Schnee bedeckt, der in den Sonnenstrahlen glitzert — es ist das in den Aschen enthaltene Meersalz, welches ausblüht.“ Ja wohl, Meersalz in des Wortes engster Bedeutung! — Das Wasser, welches in die Heerde eindringt, welches durch seine Umwandlung in überhitzte Dämpfe die Ursache der eigentlichen Ausbrüche bildet, dieses Wasser ist in der That Meerwasser. Den angegebenen Thatsachen gegenüber scheint mir dieser Satz unanfechtbar.

Einige wenige und wenig bekannte Binnenvulkane ausgenommen, denen gegenüber vielleicht grosse Binnenseen die Rolle des Meeres übernehmen, liegen alle thätigen Vulkane in der Nähe des Meeres; die meisten sogar auf Inseln oder auf Küsten in solcher Weise, dass das Meer ihren Fuss direct bespült. Es kann demnach leicht ein Zusammenhang zwischen den vulkanischen Heerden und dem Meeresgrunde hergestellt werden. Die Ausbrüche erklären sich auf diese Weise durch Einbrüche des benachbarten Meeres in die vulkanischen Heerde.

Ich gehe weiter. Ich glaube, dass gewisse Vulkane erloschen sind, weil ihre Communicationen mit dem Meere unterbrochen wurden; dass sie ihre geräuschvolle Thätigkeit aufgegeben haben, weil ihr Verhältniss zu dem Meere ein anderes geworden ist, ohne dass sie deshalb der stillen chemischen Thätigkeit, der Destillation von Kohlensäure und anderen Mofetten und der Erzeugung von heissen Quellen ganz entsagt hätten. Ich glaube, dass man das Auf-

hören der Thätigkeit jener Vulkane chronologisch bestimmen kann, indem man die Zeit bestimmt, wo die Meeresbuchten, an welchen diese Vulkane früher lagen, mit Ablagerungen ausgefüllt wurden.

Untersuchen Sie, meine Herren, die Lage der europäischen Vulkane, deren Thätigkeit erst seit verhältnissmässig kurzer Zeit erloschen scheint.

Die erloschenen Vulkane der Auvergne, des Velay und des Vivarais lagen an den Küsten eines Golfes, welcher sich nördlich bis in die Gegend von Lyon wenigstens erstreckte und der nach und nach durch die tertiären, pliocenen und diluvialen Gebilde ausgefüllt wurde; die Vulkane der Eifel und des Siebengebirges lagen am Ufer des rheinischen Golfes, welcher sich bis in die Gegend von Mainz und Frankfurt ausdehnte und auf dieselbe Weise ausgefüllt wurde; die Vulkane der Euganeen im Vicentinischen lagen in der Mitte eines Golfes, der heute durch die neueren Anschwemmungen der Lombardei ausgefüllt ist und von dem Po durchströmt wird; die seit dem Ende der miocenen Periode erloschenen Basaltkegel des Höhgau waren während der Molassezeit an den Ufern des Meeres gelegen. Alle diese Vulkane sind meiner Meinung nach erloschen, weil ihre Verbindungswege mit dem Meere durch die Ausfüllung der Golfe in ihrer Nähe unterbrochen wurden. Wir brauchen nicht zu fürchten, dass sie sich wieder öffnen. So lange das Meer nicht auf's Neue die Buchten überfluthet, die es mit Sedimenten erfüllte, brauchen wir nicht zu fürchten, dass die Puy's und die übrigen Krater, die früher im Innern Frankreichs und Deutschlands Feuer spieen, ihr verderbliches Spiel von Neuem beginnen.

Ich resumire mich, meine Herren, indem ich sage, dass die Vulkane isolirte Heerde besitzen, die von keinem

Centralfeuer abhängen, dessen Existenz durchaus nicht bewiesen ist; dass die Erdbeben nicht nothwendig mit Aeusserungen vulkanischer Kräfte zusammenhängen, dass im Gegentheile sehr viele Erdbeben der Einsenkung der Schichten zuzuschreiben sind, welche durch die Wegführung der unterliegenden Massen und deren Auflösung in den Sickerwassern ihrer Unterstützung beraubt wurden; dass die normale Thätigkeit der Vulkane auf einem beständigen, im Zustande der Ruhe wirkenden Chemismus beruht; dass die Ausbrüche durch plötzliche Einbrüche des Meerwassers in die unterirdischen vulkanischen Heerde bedingt sind und dass die Ausbrüche unmöglich werden, sobald durch die Ausfüllung der Golfe der Zutritt des Wassers in die unterirdischen Communicationscanäle abgeschnitten wird.

Ich habe gesprochen.

Friedrich der Grosse

und

die deutsche Litteratur.

VORTRAG,

gehalten im Rathhaussaale zu Zofingen

im Februar 1874

von

Dr. Daniel Jacoby.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1875.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Wir Deutsche können uns einer zweimaligen Blüthe unserer Litteratur rühmen. Das dreizehnte Jahrhundert gab uns die endgiltige Gestalt der Nibelungen und der Gudrun; des ernsten Wolfram tiefsinniges Gedicht vom Parzival; das ergreifende Gemälde der stärksten aller Leidenschaften, der Liebe Tristans und Isoldens, von der Meisterhand des welttrunknen, formenfrohen Gottfried entworfen; gab uns, um von Anderem zu schweigen, die Minnepoesie, das liebenswürdige Kind einer trotz mancher Schattenseiten lebenswarmen Zeit. Und das vorige hat grosse Denker und Dichter, tiefe und herzergreifende Werke hervorgebracht, welche auf die Nation ihre lebendigste und segensreiche Wirkung fort und fort ausüben und mit dem Geiste wahrer Menschlichkeit ihre Edelsten erfüllen werden.

Gewaltige Kämpfe aber hat es gekostet, ehe nach langer Zeit der Geistesöde und Gemüthsleere der Genius der Deutschen wieder erwachte und die benachbarten Völker zu unwilliger Bewunderung hinriss.

Wenn nach langem Ringen ein Sieg in der Schlacht erfochten wird und die Höhen mit jauchzendem Triumphgeschrei von den ersten Glücklichen erklommen werden, dann denken nur Wenige der vielen treuen und tapfern Kämpfer, die müd und wund in den Gräben liegen geblieben und über die das Getümmel hinweggebraust ist. So mussten auch die Augen so manches edeln Geisteshelden für immer sich schliessen, bevor sie die Morgenröthe einer

neuen und besseren Zeit unserer Litteratur gesehen. Denn nicht viel mehr als hundert Jahre sind es her, dass in Deutschland die Besten wieder an sich selbst und an ihr Volk zu glauben begannen. Noch im Jahre 1748, als eben die ersten Gesänge des Messias erschienen waren, schrieb Ewald v. Kleist an seinen Gleim, indem er ihm von dem Eindruck, den diese Gesänge auf ihn gemacht, berichtet: „Nun glaube ich, dass die Deutschen noch was rechtes in den schönen Wissenschaften mit der Zeit liefern werden; solche Poesie und Hoheit des Geistes war ich mir von keinem Deutschen vermuthend."

Nichts kann beredter als diese Worte dafür zeugen, welchen Anblick der deutsche Parnass im Beginn und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts geboten. Gedrückt und schwächlich, abhängig und würdelos, wie das Gesammtleben der Nation war auch ihre Litteratur.

Konnten die Bemühungen einzelner Männer um die Hebung der deutschen Sprache von dem grossen Leibniz, der seine Gedanken zur Verbesserung derselben den unempfänglichen Mitlebenden anempfahl, dem aufgeklärten Thomasius, der trotz aller Verleumdungen und Anfechtung seiner gelehrten Zunftgenossen in den Hörsälen der Universität Halle statt in lateinischer Sprache deutsch vorzutragen wagte; — konnten diese Bemühungen von ihnen und Anderen an bis auf Gottsched von durchschlagendem Erfolge sein bei der Alles beherrschenden Ueberzeugung, dass nur in der französischen Sprache und Bildung, die man womöglich an der Quelle, das heisst am Hofe des „glorreichen" Ludwig, erlernen müsse, Heil und Rettung zu finden seien?

Wer in Deutschland damals lebte und strebte, dem, lebensvoll und gemüthreich, der Drang, neue Geisteswege zu bahnen, innewohnte, der hatte mit dem verknöcherten

Formelwesen zünftiger Gelehrten, auch denen der Universitäten, die für den künftigen Beruf nur mechanisch abzurichten verstanden, mit der Engherzigkeit des Bürgerthums, der Rohheit und Despotie der Grossen zu kämpfen. Wie eingeschnürt damals jedes menschlich fühlende und leidenschaftlichere Wesen und zwar von früher Jugend an war, das bezeugen viele Schriftsteller. Ich erwähne nur, dass noch E. M. Arndt aus den siebenziger Jahren des vorigen Säculums und dazu von der abgelegeneren Insel Rügen, seiner engeren Heimat, erzählt, dass auch dort „der heuchlerisch wälsch und jesuitisch verzierlichte Schnörkelton" geherrscht habe. „Noch", sagt er, „lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeit gedenke: Langsam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knixungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pächterin mit ihren Töchtern gegen einander" ... Die armen Knaben, erzählt er, litten lange Qual, bis ihnen der Zopf gesteift war; wenn sie in die Gesellschaft traten, mussten sie bei Jedermann mit tiefer Verbeugung die Runde machen, die Hand küssen etc.

Der Zopf war das charakteristische Symbolum jener Zeit.

Durch die galanten Hof- und Festpoeten, welche dem Bedürfnisse der Fürsten, als Ludwige im Kleinen gefeiert zu werden, dienstbereit entgegen kamen, wurde ein echter Dichter in den Schatten gestellt: Christian Günther, der Freud und Leid aus unmittelbarer Empfindung in rührende Lieder ausströmte, ging unter den Nüchternen in Wahrheit einher „einsam mit flammender Stirn."

Ein Dichter zu sein, ohne bürgerlichen Beruf, gereichte eher zur Schande als zur Ehre; von der Macht und Selbstherrlichkeit der Poesie hatte kaum Einer eine Ahnung. Darum wurde nichts aus innerem Drange geschaffen, son-

dern Alles ängstlich fremden Mustern abgesehen. Die Jünger Appolls in jener wässerigen, weitschweifigen Epoche, wie Göthe sie nennt, blieben de- und wehmüthig bis zum Uebermass und hatten wohl „moralische Zöpflein“ die Menge auf dem bedächtigen Haupte, aber kein warmes Dichtergefühl im Herzen. Dem derben Liscow, der schon durch die Anlehnung an die Engländer und die gesunden Alten freieren Sinn bekundete, ward als Sünde angerechnet, wenn er den elenden Scribenten, so klagt er selbst, im Lachen die Wahrheit sagte; er wurde durch Rabener in den Hintergrund gedrängt, dessen Satire gerade so zahm war, wie des biederen und natürlichen deutschen Bürgers Denkungsart. Rabeners Satire, urtheilt Göthe, bezieht sich durchaus auf den Mittelstand. Gewiss; dem Pöbel im goldgestickten Kleide wagte der übrigens grundehrliche Mann nicht beizukommen. Wie sollte auch der vorsichtig-ängstliche Steuerrevisor zu Leipzig den Muth und die Kühnheit eines Satirikers z. B. wie Swift haben, der in einer selbstbewussten stolzen Nation, wie die englische war, erstand? Daher streift Rabener nur, verwundet nie, macht bisweilen einen kräftigeren Anlauf, zieht sich aber bald zurück; er scherzt in allgemeiner und harmloser Weise über die Sucht der Landsleute, Complimente und nichts bedeutende Redensarten zu machen, ironisirt eitle Jünglinge und Gelehrte und führt mit leichtem Spotte den Philistern zu Gemüthe, wie sehr bei ihnen noch „die Kleider Leute machen.“

In solcher Zeit gesunkenen Geisteslebens waren die beliebtesten Dichtarten Sinngedichte, die des attischen Salzes gänzlich entbehrten; lehrhafte Fabeln, die mit den Ermahnungen eines Kanzelpredigers oft zu wetteifern schienen, langweilige Schildereien, denen erst Lessing durch seine

scharfen Ausführungen im Laocoon ein für allemal das Recht, als Poesie zu gelten, absprach.

Die Litteratur ist der Spiegel des Lebens eines Volkes. Nie aber war ein grosses Volk mehr dem öffentlichen Leben abgewandt und in den kleinlichsten Bestrebungen und Verhältnissen befangen, die Geist und Gemüth niederhielten, als damals das deutsche. Die Fürsten hatten das Recht, ohne Recht zu regieren, und in ihren Augen galt jeder Antheil an dem Leben der Nation für eine sträfliche Unbefugtheit. Darf es uns verwundern, dass in den Auszügen, die Danzel aus Gottscheds bändereichem Briefwechsel gemacht hat, kaum drei Anführungen politischen Inhalts vorkommen, obwohl der Professor die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, wenn wir bedenken, dass die bescheidensten Stimmen des Tadels sich nicht ohne Gefahr vernehmbar machen konnten?

War es doch die Zeit, da Beispiele empörender Ungerechtigkeit keinen Laut der Entrüstung oder nur des Unwillens mehr hervorbringen konnten; da ein deutscher Fürst seine eigenen Landeskinder an fremde Völker wie Thiere für die Schlachtbank zu verkaufen wagte! Johann Jacob Moser wurde der Freiheit beraubt, als zwischen den würtembergischen Landständen und dem Herzoge Zerwürfnisse eintraten, auf den Verdacht hin, die Schriften der Landstände gegen den Herzog verfasst zu haben; sein Sohn Friedrich Carl, der in seinem Buche „der Herr und der Diener“ die kleinen und grossen Despoten freimüthig angriff, die Schliche der feilen Dienerseelen kennzeichnete und um so gewichtiger sprach, als er, wie Schlosser bemerkt, selbst aus der Kanzlei heraus schrieb, büsste seine Ehrlichkeit später mit willkürlicher Entlassung. Herb und bekannt genug ist Daniel Schubarts Schicksal, der so lange auf

dem Hohenasperg schmachtete, bis seine Jugendkraft gebrochen war.

Und jener würtembergische Herzog war nicht der Einzige, der jedes freie Manneswort mit Haft und Kerker bestrafte. Das Gewissen, singt Schubart in der „Fürstengruft“, übertäubten sie durch Trommelschlag, durch wälsche Trillerschläge und Jagdlärm; sie, „die Hunde nur und Pferd und fremde Dirnen mit Gnaden lohnten und Genie und Weisheit darben liessen.“ Und wer kann ohne die innerste Bewegung Schubarts „Caplied“ lesen, in welchem er den Abschied der verkauften Landsleute ergreifend darstellt:

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie. — Das sei der Dank
Für Deine Pflege, Speis und Trank
Du liebes Vaterland!

Der gebildete Theil des Bürgerstandes rang in der Stille und noch furchtsam nach freierer Bewegung; der Mangel an allem Gemeingefühl und Gemeinsinn durchzog alle Kreise: die Zeitungen von damals — heute eine Grossmacht, wenn auch nur eine papierene, geworden — berichteten nur über die Gastmähler der hohen Herren, über ihre Reisen, ihre Jagden, über das Auspeitschen der kleinen Diebe, die Hinrichtungen armer Sünder, während sie über die Verbrechen der Grossen schweigen mussten. Die unwürdige Demuth der bürgerlichen Stände ironisirte der vornehme Thümmel ergötzlich genug in seiner „Wilhelmine;“ vor Allem, was mit dem Hofe zusammenhing, beugten sie sich in abergläubischer Verehrung und selbst in ihrem natürlichsten Gefühle, wenn sie ein Weib nehmen wollten, liessen sie sich wie Schulknaben bevormunden.

Aber ein anschaulicheres Bild jener Tage, als es mir zu zeichnen möglich wäre, gibt uns der Musikus Miller in Schillers „Kabale und Liebe," in welchem die Derbheit seiner männlichen und ehrliebenden Natur mit anerzogener Scheu und der zur Gewohnheit gewordenen Unterwürfigkeit gegen Menschen des höheren Standes, so verworfen sie sein mochten, in ergreifender und rührender Weise streitet.

Die Abhängigkeit von allem Fremden bei den Grossen und den sogenannten vornehm Gebildeten zeigte sich selbst noch, als schon Bedeutendes in unserer Litteratur zu erscheinen begann; die gewöhnlichsten Erzeugnisse der französischen Muse mussten immer noch den Massstab für die der deutschen abgeben. „Unseren Grossen," sagt Lessing noch 1767 bei der Ankündigung des Agathon, „unseren Grossen ist freilich der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiss schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indess deutsch gelernt haben, so kommen sie wohl auch einmal über den Agathon."

Viele Franzosen selbst verachteten die deutschen Fürsten, welche ihre eigenen Landsleute erniedrigten. Jeder französische Barbier, erzählt Schlosser, hiess in Deutschland Marquis; von französischen Sprachmeistern wimmelte es, welche hoffähig waren, während der deutsche Dichter den Rang eines Hofkutschers hatte. An den meisten deutschen Höfen kamen die Franzosen sich wie zu Hause vor, da Alles, französische Sitten, französische Conversation, nachgeäfft war. Noch 1750 konnte Voltaire einem Freunde aus Potsdam schreiben: Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux. Freilich Voltaire hatte nur mit den Vornehmen Umgang, die sich der deutschen Sprache schämten.

Lessings Freund, der Franzose Prémontval,*) klagte 1759 noch die kleinen und grossen Höfe Deutschlands an, dass sie die Hauptschuld an dem völligen Zurückbleiben der deutschen Litteratur trügen.

Diese Abhängigkeit von französischem Wesen war eigentlich nur eine Fortsetzung der langjährigen Nachäfferei alles Fremden im siebzehnten Jahrhundert. Damals schon hatten männliche Charaktere die Deutschen deshalb verspottet. Gerade die freieren, in sich selbstständigen Naturen waren immer zugleich auch diejenigen, welche das lebhafteste Vaterlandsgefühl in sich empfanden. Das wird heutzutage freilich Mancher in Deutschland nicht zugeben, so wahr es auch ist.

So geisselte im siebzehnten Jahrhundert der treffliche Moscherosch die Modesucht der Deutschen: „à la mode bringt uns noch unter ein fremd Reich und Joch. Uebel laut't es zwar, doch so ist es wahr.“ „Ihr böse Deutschen,“ ruft der Dichter, „man sollt' euch peitschen, dass ihr die Muttersprach' so wenig acht'.“ Und Friedrich v. Logau, der gegen die heuchlerischen „Hofhunde“ Epigramme schrieb, der „durch Mühe, nicht durch Schmeicheln“ sich durch das Leben kämpfen will, wird nicht müde, die Ausländerei zu bestreiten: „Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei.“

So machten auch im achtzehnten die Männer erst den Anfang zur vollständigen Losreissung von dem geistigen Joch der Fremden, die dem gefügigen Sinne der Mitlebenden in innerster Seele fremd waren. Klopstocks würdevoller, selbstbewusster Charakter, der die Fürsten lehrte, dass sie

*) s. Herder Briefe zu B. der Hum. Schriften 1829. 14, 71, wo er Prémontvals Abhandlung, gelesen in der Academie der Wissenschaften zu Berlin, anführt.

sich nur selber ehrten, wenn sie in ihm die Dichtkunst ehrten; vor Allen der unabhängige Lessing, der, ganz auf sich selbst gestellt, nie des Beifalls noch der Stütze der Grossen begehrte, sie waren es, welche die Blüthe unserer Litteratur begründeten. Ihnen und den Wenigen, die ihnen gleichkamen, ist die Nation zu ewigem Danke verpflichtet. Sie fühlten die Schmach der Abhängigkeit von der Fremde um so tiefer, als sie zugleich im damaligen Frankreich die Vergötterung des Absolutismus sahen, den ihre Freiheitsliebe verabscheute. Nicht Friedrich der Grosse war der erste Erwecker der neuen geistigen Bewegung in Deutschland; aber wahr ist, dass die Thaten, die er vollbrachte, den nationalen Sinn erstarken machten und die geisterbefruchtende Gährung energisch unterstützten, welche die Verkünderin einer bessern Zukunft wurde.

Wie kam es nun, dass Friedrich, der doch bekanntlich die deutsche Litteratur gering schätzte, sich um sie dennoch verdient machen konnte? Zweierlei Umstände müssen wir beachten, um gerecht und unparteiisch zu urtheilen. Es ist wahr, Friedrich kämpfte nicht für Deutschland, er kämpfte für Preussens Grösse, aber ohne seinen Willen, sehr lange gegen sein Wissen, kamen seine Thaten ganz Deutschland zu gute.

Ich habe von der geistigen Abhängigkeit von Frankreich gesprochen: Friedrich selbst hielt die französische Litteratur für die allein musterhafte. Aber Friedrich war kein Schildträger Frankreichs. Die meisten deutschen Fürsten dagegen hatten sich an Frankreich für den möglichst hohen Preis verkauft.

Nur Einzelnes führe ich an: Karl Albert von Baiern, der die deutsche Kaiserwürde erstrebte, wendete sich mit unwürdigen Bitten an den Minister Ludwigs des Fünf-

zehnten, den alten Cardinal Fleury, und entblödete sich nicht, das deutsche Kaiserthum und sich Frankreich zu Füssen zu werfen und zu versprechen, dass er erkenntlich genug sein werde, „die Interessen des Reiches mit denen Frankreichs zu vereinen.“ Der Herzog von Würtemberg, Carl Eugen, der auf Andrängen seines Ministers, des Mathematikers Bilfinger, am Hofe Friedrichs gelebt hatte, wurde nach dem Tode des trefflichen Bilfinger ein Tyrann und unsinniger Verschwender. Er verkaufte sich an Frankreich, und Schlosser berichtet, dass er seit dem Jahre 1752 alle drei Monate über einundachtzig Tausend Livres erhielt. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz bezog in vier Jahren vier Millionen Livres.

Unter solchen Verhältnissen, da die meisten deutschen Fürsten die Söldlinge Frankreichs waren, wie musste ganz Deutschland es freudig empfinden, dass Friedrich den Franzosen nicht unterlag, welche Deutschland wie einen Spielball Jahrhunderte lang behandelt hatten, da sie die Schwäche des Gegners kannten?

Nach langem Schlummer erwachte endlich das Selbstbewusstsein der Nation; dem westlichen Nachbar, der an das stumme Dulden des plumpen Deutschen gewöhnt war, seit des allerchristlichsten Königs Soldaten wilder als die Landsknechte des Mittelalters in deutschen Auen gehaust hatten, — ihm erstarb auf der Lippe der wegwerfende Spott und machte bewundernden Worten Raum.

Zweitens aber, Friedrich war nicht bloss der Einzige, der gegen Frankreich stand, er war auch fast der Einzige, ehe der edle Josef hervortrat, welcher der ringenden Sehnsucht des deutschen Bürgerthums nach grösserer Selbstständigkeit zuerst tröstliche Aussicht auf Erfüllung gab. Freilich war auch in seinem Staate von politischer Frei-

heit, von nur bescheidener Bethätigung des Volkes an seinem eigenen Wohl und Wehe nicht die Rede; galt doch seine Maxime: Raisonnirt, wie viel ihr wollt, aber gehorcht! und erzählt doch Lessings Bruder, dass die anfänglichen Einwendungen gegen die Aufführung der „Minna von Barnhelm" darauf hinaus liefen, man könne zwar über Gott raisonniren, aber nicht über Regierung und Polizei.

Was Göthe in einem Possenspiel seinen Ahasver ironisch sagen lässt, passt offenbar hierauf:

Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen.

Allein wenn wir das auch wahrheitsgetreu erwähnen, Friedrich war doch der erste Fürst, der gegen die Vorurtheile seiner meisten Zeitgenossen, ehe noch die grössere Menge durch ihren Beifall ihn unterstützte, der freien Forschung den Weg geebnet hat.

Während fast überall in Europa roher Aberglaube herrschte, ich erinnere an den unglücklichen Jean Calas, an Paul Sirven in Frankreich, und wurde nicht noch 1756 in Landshut in Baiern ein Mädchen als Hexe verbrannt? — führt Friedrich gleich bei seinem Regierungsantritt aus, was er im „Antimacchiavell" versprochen: laisser à chacun la liberté de conscience; être toujours roi et ne jamais faire le prêtre. Seine Worte über die fanatischen „Pfaffen", die „Mucker", welche unter seinen Nachfolgern leider ab und zu wieder in die Höhe kamen, sind oft derb genug. Mit schöner Freude aber schreibt er 1776 an d'Alembert,*) Dank sei dem Schicksale, dass Deutschland von Tage zu Tage duldsamer wird; jener schädliche Religionseifer erlischt und Niemand fragt die, mit denen er umgeht, von

*) s. J. D. E. Preuss, Friedrich der Grosse III. 339.

welcher Religion sie sind. Und darum verdient Deutschland, dass der Philosoph d'Alembert einen Blick darauf werfe. Und dieser antwortet, Frankreich sei mit allen seinen Philosophen noch eines der abergläubischesten Völker, und „die guten Deutschen, die unsere Herrchen zu verachten sich das Ansehen geben, sind bei weitem nicht so dumm als wir."

Jeder fühlte in Deutschland die Tragweite der Weisung, dass in seinem Staate ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Wie werden dabei die Finsterlinge in Baiern gezittert haben, wo die einzige Universität damals, Ingolstadt, ein Nest der Jesuiten war, wo das ganze Land von Geistlichen regiert war, die das Volk zur knechtischen Angst vor der Hölle, zu Müssiggang und Trägheit anleiteten? Wie viele freigesinnte Männer aber in Deutschland werden gejubelt haben, als Friedrich gleich bei seinem Regierungsantritte den Philosophen Wolf mit Ehren wieder zurück berief, den sein Vater, von den Orthodoxen angestachelt, in roher Art, bei Strafe des Stranges, aus Halle verwiesen hatte.

Ich will mit Jenen nicht rechten, die Friedrich herabzuwürdigen trachten. Er hatte seine Fehler; der Freund der Freiheit und der Menschen wird manche That Friedrichs, namentlich aus späterer Zeit, als er nach dem siebenjährigen Kriege, um die Wunden seines Landes zu heilen, öfter gewaltthätige Mittel anwendete, tief beklagen; und wenn er am Schlusse seines Lebens ausruft: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen, so trägt er selbst zum grossen Theil die Schuld daran, dass er so sprechen konnte. Aber die Angriffe gegen ihn stammen nicht immer aus der lautersten Quelle, sondern gehen meist von jenen Fanatikern aus, denen er im éloge de Voltaire so zürnende Worte sagt.

Man braucht nur einige seiner Schriften gelesen zu haben, um zu wissen, wie tiefe Wurzeln in diesem grossen Geiste die Ueberzeugung gefasst hatte, dass alle Verhetzungen und rachesüchtige Verfolgung Andersgläubiger die Menschheit schänden und entwürdigen. Man fühlt, wie er, der Freidenker, der Pflicht sich bewusst ist, den als Ketzer Verschrieenen beizustehen. Rousseau, der ihm persönlich unsympathisch war, fand durch ihn Schutz und vorübergehende Rast vor seinen grausamen und dummen Verfolgern in einem Dorfe des damaligen Fürstenthums Neuchâtel. Le titre, heisst es im éloge de la Mettrie, de philosophe et de malheureux fut suffisant, pour procurer à M. La Mettrie un asile en Prusse.

Der Pflichten gegen den Staat war er nicht minder sich bewusst. In dieser höheren Auffassung seines Berufes steht damals Friedrich einzig unter den deutschen Fürsten da. Er war der Erste, der das Gesetz zu achten freiwillig sich entschloss; denn wer hätte damals ihn zwingen können? Seine Worte, er sei der erste Diener des Staates, wenn sie auch nicht sofort practisch in Fleisch und Blut übergingen, mussten eine ausserordentliche Wirkung thun, da sonst die Fürsten ihr ärmliches Ich mit dem Staate zu identificiren gewohnt waren.

Wenn man mit Recht bedauern muss, dass Friedrich, in französischer Bildung auferzogen, ein Fremdling in der heimischen blieb, so darf andrerseits der grosse Einfluss von Männern wie Rousseau und Voltaire nicht unterschätzt, darf nicht vergessen werden, dass gerade durch die Vermittlung französischer Freidenker die Gedanken des englischen Philosophen Locke ihm bekannt und vertraut wurden, dessen klar und gemeinfasslich geschriebener „Versuch über den menschlichen Verstand“ die das

achtzehnte Jahrhundert umgestaltenden Ideen im Keime enthielt.

Kant deutet an einigen Stellen seiner späteren Schriften an, welche Eindrücke er in der Jugend von dem Denker auf dem Throne erhalten haben musste. Friedrich reizte den edeln Ehrgeiz der bevorzugtesten Geister schon dadurch, dass er selbst den höchsten Ruhm darin setzte, durch seine Schriften unter den Denkern genannt zu werden.

Einige Worte aus seinem Testamente, das schon 1769 verfertigt war, in ihrer erhabenen Einfachheit sind für Friedrich bezeichnend; sie lauten, wörtlich übersetzt: Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelt, der gütigen Natur zurück, die ihn mir gnädig lieh, und meinen Leib den Elementen, aus denen er gefügt war. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher beerdigt werden, ohne Prunk, ohne Pomp und Gepränge.

Um so frischer und energischer regten sich die Geister, als sie von unerträglichen Ketten der Rohheit befreit wurden. Gerade Berlin bot bei Friedrichs Thronbesteigung einen traurigen Anblick.

Das geistige Leben, das fünfzig Jahre vorher dort zu finden war, war fast erloschen. In einem Briefe, den Ewald Kleist an Gleim schrieb, heisst es, er habe in Zürich, wohin er „auf Werbung“ gegangen war — seltsame Ironie, den Sänger des Frühlings zu diesem barbarischen Geschäft auserkoren zu sehen! — er habe dort gebildete Menschen gefunden, während man in dem grossen Berlin kaum drei bis vier Leute von Geschmack antreffe. In einem andern Briefe vom Jahre 1746 klagt er demselben Freunde, dass es für eine Schande unter den Officieren gelte, ein Dichter zu sein, und er sehnt sich aus dem Soldatenstande heraus,

„wo Menschen von edlem Charakter ziemlich selten zu finden“ seien.

Dass Friedrich die wirksamste Förderung der freien Regung in Deutschland gedankt wurde, bezeugt der Beifall der Besten der Nation, die auf ihn, ehe Josef in Oesterreich wirkte, ihre Hoffnungen bauten, auf ihn, der ein Feind aller Geistesfinsterniss von früher Jugend an war, die ihm selbst von roher Despotie vergällt und verbittert worden.

Georg Forster, der Edelsten Einer, schreibt in seiner Reise um die Welt: Friedrich ruhte von seinen Siegen und opferte den Musen im Schatten seiner Lorberen. Dies waren grosse unerwartete Aussichten, die uns auf einmal eröffnet wurden, die das Glück der Menschheit versprachen.

Entzündete sich an Friedrichs Genie nicht der edle Thatendrang Josefs? Und Göthe erzählt in „Wahrheit und Dichtung“, dass die Persönlichkeit des grossen Mannes auf alle Gemüther Eindruck machte. Auf Göthe hatte Friedrichs Name bekanntlich schon als Kind im elterlichen Hause begeisternd gewirkt. Noch immer, heisst es in der Erzählung seiner Leipziger Studentenjahre, stand Friedrich über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken und es musste mir daher sehr befremdend vorkommen, dass ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig, als sonst in meinem grossväterlichen Hause loben durfte. Ebenso schreibt Lessing 1757 von Leipzig an Gleim, er freue sich, nach Berlin zu kommen, „wo ich es nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten in's Ohr zu sagen, dass Friedrich dennoch ein grosser König ist.“ Es ist nicht übertrieben, wenn Schlosser meint, „der siebenjährige Krieg galt für einen deutschen Heldenkampf gegen fremde Uebermacht, für

einen Kampf der Freisinnigen gegen Finsterlinge jeder Art.“ Und derselbe Historiker, dessen derber, männlicher Mund sich nie mit einem Schmeichelworte befleckt hat, erzählt, er erinnere sich aus seinen Knabenjahren, wie Ostfriesland auf Friedrich stolz war, wie der Ostfriese ihn „seinen König“ nannte, da er auch dort Toleranz und Aufklärung nach Kräften verbreiten liess. Noch 1786 sang Schubart, der auf dem Hohenasperg Misshandelte, einen Hymnus auf ihn, worin es heisst: Als ich ein Knabe noch war und Friedrichs Thatenruf über den Erdkreis scholl, da weint' ich vor Freude, .. als Jüngling nahm ich ungestüm die Harfe, drein zu stürmen sein Lob. Klopstock sang zu Friedrichs Ehren jene Ode, welche er erst später, als er über Friedrich anders zu urtheilen begann, „Heinrich der Vogler“ umtaufte.

Mit dem kräftigeren Herzschlag der Nation ging der ungestüme Forschungstrieb zusammen; zugleich aber regte sich das früher ganz entschwundene Gefühl der Liebe zum Vaterlande. Es traten Männer auf, die Herz und Sinn für ihrer Landsleute Geschick zeigten und das so lange unterdrückte Interesse für die Angelegenheiten ihres Landes anzuregen verstanden. Neben den beiden Moser, von denen ich oben gesprochen, erwähne ich noch den edeln Schweizer Iselin aus Basel, der immer bemüht, seine Mitbürger aus engherzigen Interessen heraus zu politischer Reife heranzubilden, die helvetische Gesellschaft begründete, die so viel für die Förderung des Gemeingefühls unter allen Schweizern that, und besonders Justus Möser, dessen Bedeutung nicht genug gewürdigt wird. Er mit wenigen Anderen hielt sich nicht zu vornehm, für das Volk zu schreiben, da er wusste, dass für dasselbe das Beste gerade gut genug ist. Noch 1762 klagt Mendelssohn in den

Litteraturbriefen, dass man in Deutschland immer noch gewohnt sei, entweder für Professoren oder für Schulknaben zu schreiben. Eben derselbe, der den Juden eine Heimat gab, indem er, wie Danzel bemerkt, sie lehrte, das Land ihrer Geburt als ihr Vaterland zu betrachten, schrieb schon 1757: Deutschland hat sich von seinen Nachbarn den verdienten Vorwurf zugezogen, dass es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei.

In Mösers patriotischen Phantasien haben wir klar und einfach-edel geschriebene Aufsätze vor uns, die über die verschiedensten Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens gesunde Begriffe verbreiten halfen. Wie ganz er von wahrhaft deutschem Geiste — ich gebrauche dies Wort nicht gedankenlos — durchdrungen war, werde ich später zu zeigen Gelegenheit haben. „In Absicht", sagt Göthe über Möser, „in Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüsste ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen."

Und was die Dichter anlangt, so zog mit dem Aufleben ihres Volkes ein höherer Schwung in ihre Gemüther ein. Klopstock, der für Friedrichs Person in späterer Zeit keine Sympathie gefühlt, obwohl er seiner Siege sich freute, Kleist, Gleim, Uz waren die Dichter, in deren Bewusstsein der Begriff Vaterland tiefer wurzelte. Klopstock entlockte kräftige Töne seiner sonst seraphischen Leier; er konnte mit Recht in seiner schönen Ode „Mein Vaterland" sagen: „Früh hab' ich dir mich geweiht! schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug .. Nie war gegen das Ausland ein anderes Land gerecht wie du. Einfältiger Sitte bist du und weise, bist ernstes, tieferes Geistes! Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert! doch

wandelst du gern es in die Sichel.“ Die Bescheidenheit winkt dem Dichter, vom ferneren Ruhme zu schweigen und er sinnt „dem schreckenden Gedanken nach, seiner werth zu sein.“ Ewald Kleist sang am Schluss eines erzählenden Gedichtes:

Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. Wie gern sterb' ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniss ruft.

Bald darauf fiel er bei Kunersdorf, und Uz sang ihm nach: der Musen Liebling ist gefallen, ein Menschenfreund und Held. Uz hatte das deutsche Leben in seinen allgemeinen Verhältnissen vor Augen und seine Gedichte lauteten „an die Deutschen,“ an die „Freiheit,“ an das „bedrängte Deutschland.“ Im letzteren Gedichte ermahnt er zur Eintracht, wie Horaz einst die Römer:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide? . . .
Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fliesset . . .
Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?

Gleim sang seine „Kriegslieder eines Grenadiers,“ und wenn auch nach Lessings treffendem Urtheil in ihnen der Dichter zuweilen durch den Patrioten zu sehr überschrieen wurde, so erfreuten diese Lieder doch, weil hier einmal ein Deutscher über sein Vaterland „echt und brav deutsch gesungen, ohne an eine andere Nation sein Genie zu verpachten.“ So urtheilte Herder, dem die grosse Bedeutung des Volksthümlichen in der Poesie zuerst klar geworden war.

Man sieht, die Dichter dachten an das gemeinsame Vaterland. Sie haben den grösseren Geisteshelden des acht-

zehnten Jahrhunderts vorgearbeitet und ihnen den Weg gebahnt. Gleims patriotische Gedichte machten Lessing aufmerksam, wie viel ein Gedicht durch volksthümlichen Gehalt gewinnen müsse. Daher erregte seine „Minna von Barnhelm“ in ganz Deutschland so grosse Begeisterung, weil ein Dichter zum erstenmal deutsches Leben und deutsche Charaktere auf die Bühne zu bringen wagte, die nicht von fremden Mustern abgeborgt waren. Es fehlte vorher der deutschen Dichtung an Würde und, wie Göthe sagt, ein höherer Lebensgehalt. Unsere Staatsactionen — ich lasse Lessing sprechen — waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz; unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Jetzt hatte die Nation ein Drama, in welchem ihre besten Eigenschaften und zugleich die Geschichte der letzten Jahre sich spiegelten. Welch' einen Gegensatz bietet dies Stück, das mit Kühnheit die jüngsten grossen Ereignisse, denn nur wenige Monde nach dem Frieden zu Hubertsburg spielt offenbar die Handlung, den Mitlebenden vor Auge führte, welch' einen Gegensatz bietet es gegen die früheren Leistungen, da z. B. in einem Lustspiel das Laster des Kaffeetrinkens verspottet werden konnte, weil kein bedeutenderer Stoff die Dichter zur Gestaltung drängte.

Daher urtheilt Göthe von „Minna von Barnhelm“: „Diese Production war es, die den Blick in eine höhere und bedeutendere Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“

Dass man in dem Franzosen Riccaut, den Lessing mit Minna sich unterreden und von seiner vertrauten Freundschaft mit dem preussischen Kriegsminister erzählen lässt, die bei den Grossen und auch bei Friedrich allmächtigen

französischen Grossthuer und Glücksritter allseitig verlachen konnte, war das Ergebniss nicht gewöhnlicher Anstrengungen. Ohne Rossbach wäre das nicht möglich gewesen; der Fluch der Lächerlichkeit, der für den Einzelnen wie für ein Volk so gefährlich ist, raubte den Franzosen ohne Erbarmen den Nimbus, mit welchem sie der gläubige Deutsche umhüllt hatte.

Die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges nennt Göthe das Stück. Feinsinnig bemerkt er, dass durch dasselbe wenigstens im Bilde schon die Versöhnung zwischen den Gemüthern hergestellt wurde, welche der politische Friede nicht gleich herstellen konnte.

Gewiss, Lessing steht in seiner „Minna" gerade ebenso hoch über den politischen Streitigkeiten seiner Zeitgenossen, wie später im „Nathan" über den confessionellen.

Der preussische Major v. Tellheim reicht der feinfühlenden Sächsin die Hand. Mit leiser Ironie weiss Lessing durch den Mund des Wirthes die gereizte Stimmung anzudeuten, die in Preussen gegen Sachsen noch vorherrschte. Auf des Wirthes Frage, woher sie komme, antwortet das Fräulein von Barnhelm: „von meinen Gütern aus Sachsen." Der Wirth: „aus Sachsen? Ei, ei aus Sachsen, gnädiges Fräulein? aus Sachsen?" Franziska: „Nun, warum nicht? Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu sein?" — Am Schlusse des Stückes lässt Lessing den Oheim der Minna sagen, nachdem er Tellheim umarmt hat: „Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe — auf Tellheims Uniform deutend — eben nicht gut. Doch Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag stecken in welchem Kleide er will, man muss ihn lieben."

In der Schilderung des edeln Tellheim ist es mir immer, als habe Lessing seinen Kleist vor Augen gehabt, so viele Züge seines eigenen festen und liebenswürdigen Charakters auch hervorleuchten. Denn gerade so stolzbescheiden, so bis zur Selbstquälerei gewissenhaft, so tapfern und doch milden Sinnes, so zurückhaltend mit seinen tiefsten Empfindungen, so ernst gestimmt, so brav wie jener Mann der Ehre und Pflicht war auch der preussische Major Kleist, dessen geringste Eigenschaften, wie Lessing einmal schreibt, der Dichter und der Soldat waren.

Auch Kleist musste das einsame Selbstbewusstsein seines inneren Werthes — es sind das seine eigenen Worte — trösten. So heisst es im „Geburtsliede,“ das Lessing im vierzigsten Litteraturbrief rühmt: Auch Tugend ist noch nicht verschwunden aus der Welt und Friedrich lebt, der sie belohnt, und sie ist selbst ihr reicher Lohn.

Friedrich hatte für ihn, der von dem „unüberwundenen Heere“ sang, „um das der frohe Sieg die goldenen Flügel schwingt,“ ebenso wenig wie für Lessing Augen, der die Franzosen auf dem unblutigen Felde der Kunst und des Geschmackes noch siegreicher schlug, als er auf dem Schlachtfelde, obwohl Lessings „Minna“ 1768 in Berlin mit dem grössten Beifall aufgenommen wurde. Aber Friedrich nahm, merkwürdig genug, auch von diesem Stück keine Notiz, auch nicht von den Dichtern, die ihn directer rühmten und lobten. Denn mochte Gleim seinen Friedrich fort und fort preisen, dieser bekümmerte sich nicht um ihn und erst ein Jahr vor Friedrichs Tode kam es zu der von Gleim so sehr gewünschten persönlichen Begegnung, die Friedrich bekanntlich Gellert schon 1760 zu Theil werden liess, obgleich dieser ihn nie in seinen Gedichten erwähnt hatte. Ramler ferner, der ihn „herzlich“ besang

und, wie er sagte, keinen Lohn begehrte, weil er nicht gedungen worden sei; Engel trotz seiner „Lobrede“ auf den König, Kästner, die Naturdichterin Karschin und viele Andere wurden übersehen oder gering geschätzt. Klopstock klagte darüber und forderte die „Söhne der Nachwelt zu Richtern auf.“

Friedrich war in seiner Jugendzeit mit französischer Litteratur und Bildung allein vertraut geworden; seines Vaters Rohheit bestärkte ihn gewiss noch in der Abneigung gegen „teutonisches“ Wesen, und was er damals von wirklich deutscher Bildung kennen gelernt hatte, war freilich auch nicht der Art, dass es ihm Achtung abnöthigen musste. Die spätere grossartige Bewegung und jugendliche Erhebung unserer Poesie hat er offenbar nicht hinlänglich verstanden, zum Theil auch eigensinnig gegen ihre Fortschritte sich versperrt.

Sie war jugendlich-kräftig, volksthümlich, unbefriedigt, weil den höchsten Zielen zustrebend, und doch hoffnungsfreudig; die französische Litteratur war, nach Göthe's Ausdruck in „Wahrheit und Dichtung“, bejahrt und vornehm. An die Art der französischen Dichter zu Ludwigs des Vierzehnten Zeit gewöhnt, war Friedrich die erhabene Begeisterung, die der eignen Brust „geheime tiefe Wunder“ offenbart; waren ihm die Kühnheit und Derbheit, die geniale Kraft, die über alle hergebrachte Anschauung und Mittelmässigkeit sich hinwegsetzt, fremdartig und unsympathisch.

Darum zog er in der Unterredung mit Gellert den „polirten“ Virgil dem Homer vor; darum findet er in der sogleich zu besprechenden Abhandlung die älteren und kühneren Franzosen Marot, Montaigne, Rabelais „langweilig und abgeschmackt,“ dieselben, von denen Göthe im

eilften Buche seines Lebens sagt: „Sie waren meine Freunde und erregten in mir Antheil und Bewunderung.“

Wenn Friedrich übrigens, wie oft hervorgehoben wird, dem Herausgeber der Nibelungen, dem Schweizer Müller, voll Aerger schrieb, wahrscheinlich weil er teutonische Abgeschmacktheiten argwöhnte, er halte diese Dinge nicht einen Schuss Pulver werth, so bedenke man doch, dass über unser herrliches Epos nicht viel anders von den meisten Zeitgenossen geurtheilt wurde. Viel auffallender erscheint es, dass Wielands zierliche und graziöse Schreibart, falls Friedrich sie kannte, auch keine Gnade fand.

Die Vorwürfe über seine Gleichgiltigkeit können ihm nicht unbekannt geblieben sein. Wenigstens schrieb er wenige Jahre vor seinem Tode die kleine Abhandlung de la littérature allemande, die öfter angeführt als gelesen wird. Und doch ist sie in jeder Hinsicht anziehend, denn sie zeigt einerseits, dass er von tiefgewurzelten Vorurtheilen betreffs der deutschen Litteratur schwer abzubringen war, dass er bei dem harten Urtheil über die deutsche Sprache noch die pedantischen, ungelenken Schriftsteller vor Augen hatte; sie zeigt aber auch, dass der Fortschritt auf geistigem Gebiete in Deutschland ihm am Herzen lag und dass er in prophetischer Begeisterung von der bessern Zukunft der deutschen Poesie zu reden im Stande war.

Der preussische Minister Herzberg war es, der zu der Schrift Friedrichs den Anlass gegeben; an Möser*) schrieb Herzberg, Friedrich hätte sie eigentlich an ihn gerichtet; „da ich ihm viele mündliche und schriftliche Vorstellungen gethan, um ihm einen bessern Begriff von der deutschen Sprache und Litteratur und auch selbst von seiner Nation

*) Mösers Werke 1798. VIII. 237.

beizubringen." Er ist es daher, an den sich der König gleich zu Anfang wendet: „Ich liebe unser gemeinsames Vaterland ebenso wie Sie;" aber in das Lob über die Fortschritte der deutschen Litteratur könne er nicht einstimmen, bevor sie dieses verdient haben werde. Sonst wäre es, wie wenn man Jemand als Sieger ausrufen wollte, der noch mitten in seiner Laufbahn steht. In der Republik der Wissenschaften seien die Meinungen frei: er sehe nun einmal die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte an. Ein Schriftsteller könne nicht gut schreiben, wenn die Sprache, die er spräche, nicht genug gebildet sei; ein Phidias könne eine Venus von Knidos nur aus einem fehlerlosen Marmorblock bilden. „Ich finde — fährt Friedrich fort — eine halb barbarische Sprache, die sich in ebenso viele Mundarten theilt, als Deutschland Provinzen hat."

Wie übertrieben diese Anklagen gegen die deutsche Sprache auch sind, hätte er Lessings wunderbare, ebenso klare als tiefe Prosa recht gekannt, er hätte anders urtheilen müssen, wahr ist in der That, dass noch gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts keine überall angenommene deutsche Schriftsprache zu finden war.

Alles, was er zugeben könne, meint der königliche Schriftsteller, ohne sich zum Schmeichler seiner Landsleute zu erniedrigen, sei, dass wir einen Gellert im kleinen Genre der Fabel haben; Canitz sei erträglich, weil er, obschon schwach, den Horaz nachgeahmt habe; Gessner sei doch lange kein Tibull oder Properz oder Catull.

Wir sehen, welche Poeten Friedrich anführt: vor Allem lobt er das Gedicht eines Anonymus; dessen Verse nennt er geistreich, sein Ohr wäre durch die klangvollen Töne geschmeichelt worden, deren er unsere Sprache nicht für fähig gehalten habe. Es ist die „Mädcheninsel" von Nicolaus

Götz, welcher sich bei seinem längeren Aufenthalt in Lothringen an französische Dichtart angelehnt hatte. Interessant ist dabei, dass er an diesem mittelmässigen Product den schönen Fluss der aus Dactylen und Spondeen gemischten Verse rühmt. Diese Art hält er „am passendsten für unser Idiom."

Deutschland sei wegen der Kriege gegen andere Völker zurückgeblieben. „Konnte man, als die Türken Wien belagerten oder Mélac die Pfalz ausplünderte, in Wien oder Mannheim Sonette oder Epigramme machen?" Indess bemerke man doch, dass die unteren Stände (le tiers Etat) nicht mehr in so schmählicher Herabwürdigung schmachten, sondern dass in den Geistern der Samen eines edeln Wetteifers zu keimen beginne.

Friedrich macht darauf Vorschläge, wie zu bessern sei: Man müsse sich vor Allem der Klarheit im Sprechen und Schreiben befleissigen; viele unserer Schriftsteller aber schrieben so, dass man eher das Räthsel der Sphinx als ihre Gedanken errathen könne. Die Alten müsse man ferner mehr studiren, aber ohne blinde Nachäffung; von den sechsundzwanzig Millionen Einwohnern, die Deutschland zähle, behauptet er, wüssten kaum Hunderttausend gut das Latein, „besonders wenn sie diesen Priester- und Mönchsplunder (ce fatras de p.) abrechnen, die kaum so viel Latein wissen, um die Syntax nothdürftig zu verstehen." Aus jener Quelle aber hätten gerade Franzosen und Engländer zu ihrem Heile geschöpft. Um unserer Sprache, die er wiederholt schwerfällig und wenig klangreich nennt, aufzuhelfen, bedürfen wir grosser Redner und Dichter. Unsere Schriftsteller sollten ihre Schreibart von den Alten lernen, welche durch gute Uebersetzungen unsere Muster werden müssten. Wie wenig Geschmack aber herrsche noch bei uns! Um

sich davon zu überzeugen, bemerkt er, brauche man nur in's Schauspiel zu gehen: „dort werden sie die abscheulichen Stücke Shakespeare's, in unsere Sprache übertragen, aufführen und das ganze Auditorium wie ausser sich vor Freude sehen, beim Anhören dieser lächerlichen Farcen, die der Wilden von Canada würdig seien und welche — hätte Friedrich doch Lessings hamburgische Dramaturgie gelesen! — gegen alle Regeln des Theaters sündigen."

So urtheilt er über Shakespeare, dessen Genius in seiner ganzen Herrlichkeit, nach Anderer Vorgang, unser Lessing wiederholt gerühmt hatte. Ist es zu verwundern, dass Göthe's Götz von Berlichingen, der von Shakespeare beeinflusst war, keiner bessern Würdigung genoss? „Da kommt," heisst es weiter, „aber gar ein Götz auf die Scene, eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatschte und forderte mit Enthusiasmus die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten."

Wohl uns, dass anders wie der König das deutsche Publikum urtheilte! Was Friedrich aber den damaligen Professoren zu Gemüthe führt, ist der Beachtung werth. Sie sollten klar wie Thomasius denken und schreiben; diesen freisinnigen Gelehrten lobt er auch sonst; der Historiker solle nicht bloss das Gedächtniss anfüllen, sondern zur Tugend und Seelengrösse anspornen, damit man das Nichtige alles Menschlichen kennen lerne, zugleich aber auch die göttlichen Seelen, die — eine für ihn charakteristische Wendung — gleichsam um Gnade für die Erbärmlichkeit der Gattung zu flehen scheinen.

Mit scharfen Worten geisselt er die Pedanten, welche sich an das Volk zu wenden für zu gut halten; die Kenntnisse, unsere Schätze, solle man nicht verscharren, sondern

sie Allen zukommen lassen. Auch der Umstand habe unsere Fortschritte gehemmt, dass an den meisten deutschen Höfen das Deutsche nicht gesprochen wurde. Aber wir können, meint Friedrich, uns trösten; es war früher in Frankreich auch nicht anders; die Nationalsprache kam erst in Aufnahme, nachdem eine Menge klassischer Schriften sie geschmückt und ihre Regeln festgestellt hatten.

Seine Hoffnung auf eine schönere Zukunft spricht Friedrich energisch aus: Der Boden, der die Verfasser der Briefe der Dunkelmänner hervorgebracht, der den Erasmus, Leibniz, Thomasius, Haller und viele Andere erzeugt, könne noch nicht erschöpft sein. Die zuletzt kommen, besiegen oft ihre Vorgänger. Das kann auch bei uns der Fall sein. Seine Schlussworte gebe ich wörtlich wieder: Wir werden unsere klassischen Autoren haben; Jeder wird sie lesen wollen, um sie zu geniessen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen, die Höfe es mit Vergnügen sprechen. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich schon. Ich kündige sie an, zwar ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter lässt diese Hoffnung nicht mehr zu. Ich bin wie Moses: ich sehe von Weitem das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.

Diese prophetischen Worte waren zum grössten Theile schon damals in Erfüllung gegangen, als Friedrich das merkwürdige Büchlein schrieb.

Frei und vaterländisch gesinnte Männer zogen gegen den König zu Felde und sprachen unumwunden ihre Ueberzeugung aus. Es kann nicht hier der Ort sein, über alle damals erschienenen Schriften*) zu sprechen; vor allen

*) Zusammengestellt sind sie bei F. v. Blankenburg, Litt. Zusätze zu Sulzers allg. Theorie der sch. K. I, 371. Die „lettres sur

weise ich auf Mösers Entgegnung hin, die mir als die weitaus wichtigste erscheint. Möser wendete sich gegen Friedrich in seinem „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Litteratur". Indem er Göthe's Götz vertheidigt, denn dieser schwebt ihm offenbar bei allen seinen Ausführungen vor, entwickelt er klar, warum Friedrich der neuen Richtung der deutschen Poesie nicht gerecht werden konnte. Ich führe den Kern seines Gedankenganges an: Können wir nicht, fragt Möser, unsere Eichen also ziehen, dass sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, oder sollen wir sie von einem französischen Kunstgärtner zustutzen und aufschnitzeln und unsere Wälder in einen regulären Sternbusch verwandeln lassen? Thun wir besser, unsere Götze von Berlichingen zu der ihrer Natur eigenen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen? Seine Antwort ist deutlich. Den Empfindungen haben wir Gedanken und Ausdruck zu geben; freilich grosse Empfindungen können nur von grossen Begebenheiten entstehen und dergleichen Gelegenheiten finden sich bei uns nicht. „Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmässig seinen Gang, wir suchen die Ehre fast bloss im Dienste oder in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zweckes von beiden ... Wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland; für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund." Aber „wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken."

---

la langue et la littérature all." von L. Gomperz, die dieser Friedrich zugeeignet hatte, nahm der König freundlich auf. Ueber dessen und Andrer Schriften s. Suphan in der Recension des Pröhle'schen Buches, Zachers Zsch. V. 22, 38.

Unsere Producte können schön und gross werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Göthe, Bürger und andere Neuere gelegt haben. Göthe's Götz ist ein edles und schönes Product unseres Bodens ... alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, dass es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht; wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muss man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. Ein jedes Volk muss die seiner Natur gemässen Wege betreten. Wenn Italiener und Franzosen zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht und Alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte, so hat der Deutsche hingegen wie der Engländer die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Nachdem Möser den J. Cäsar Shakespeare's, der ein aufgebrachtes Volk vorführt, „bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Augen funkeln", mit dem Voltaire's zusammengestellt hat, der „alle starken Züge auswischt, uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild gibt, was in dieser Kunst nicht seines gleichen hat, aber von Allem dem nichts ist, was es sein sollte," führt er aus, dass für uns nicht der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst der beste sei. Diesen zeigen der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton; den Weg, der zur Mannigfaltigkeit führt, müssen wir gehen, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn tausend Mannigfaltigkeiten, zur Einheit gestimmt, thun mehr Wirkung als eine Einheit, worin nur fünf versammelt sind."

Wir sollten daher mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunst unserer Nachbarn nur so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter dient. Während Friedrich die Pedanten gescholten, welche aus dem Lateinischen her die Muttersprache zu bilden und zu pflegen unterlassen hätten, klagt Möser, dass sie unsere einheimischen Früchte verachtet haben, und sieht die Ursache, „warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, hauptsächlich darin, dass wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind."

Unsere Sprache, welcher Friedrich bald Armuth bald Uebellaut vorgerückt habe, sei in manchem Betracht zwar noch immer arm, aber dieser Fehler aller Buchsprachen zeige sich am meisten in der französischen, die so sehr gereinigt und verfeinert sei, dass man kaum ein mächtiges oder schnurriges Bild darin ausdrücken könne, ohne wider ihren Wohlstand zu sündigen. Keine Sprache habe sich vielleicht so sehr zu ihrem Vortheile verändert, als die unsrige. Lessing habe zuerst Provinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfnisse erforderten, auf die glücklichste Art nationalisirt, die Wiener und Göthe seien ihm gefolgt. Letzterer habe namentlich dafür gesorgt, „dass wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden möchten."

Im Uebrigen, heisst es gegen Ende, sei Friedrich da, wo Kopf und Herz zu grossen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, grösser, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifre. So findet Möser in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben, deutsche Kraft und Dauer, und in seinen Gedanken über unsere Litteratur ein edles deutsches Herz, das

nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will.

Schliesslich tadelt der wackre Mann an „unsern Deutschen, dass sie den Ausländern zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen, da doch alle Nationen gross werden können, ohne dass sie ihre Mitminner zu verachten brauchen."

Auch Göthe beabsichtigte in einem Gespräche über die deutsche Litteratur Friedrich zu antworten, aber seine Arbeit blieb unvollendet.*)

Nach Mösers verdient besondere Erwähnung die Schrift von J. K. Wetzel „über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Teutschen." **) Er nahm Friedrichs Worte: dans la république des lettres les opinions sont libres zum Motto; er schreibt gewandt, klar, nur etwas breit; überall zeigt er freien, aller Beschränktheit abholden Geist. Der Verfasser der Schrift de la littérature allemande berufe sich noch auf den Unsinn, den vor fünfzig oder mehr Jahren ein deutscher Professor der Jurisprudenz und ein elender Reimer an seinen Gönner schrieb. Auch ein französischer Schriftsteller habe einmal von dem „Packhof des Verstandes" gesprochen, was nicht besser sei, als „eine Königin, die wie ein Karfunkel am Finger der Zeit glänzt." — Er wolle nicht der Franzosen Verdienste kränken. Beherzigenswerth sind seine Worte: „Wir sollen unsere Sprache lieben,

*) An Frau v. Stein (6. Febr.): „Ich habe ihm (Knebel) die Litteratur vorgetragen, an der ich gestern gearbeitet habe." (II. 21.)

**) Die Schrift erschien ohne Namen Leipzig 1781 Dyk. Der Verfasser erwähnt eine andere Arbeit von ihm und dabei seinen Namen auf S. 233 Anmerkung. Blankenburg a. a. O. nennt Wetzels Schrift sogar „die gründlichste und einsichtigste" über diesen Gegenstand.

aber die häufigen Te Deum laudamus, die manche unter unsern Autoren über den Fall der französischen Litteratur anstimmen, und die Herabsetzung der französischen Schriftsteller oder gar der ganzen Nation, beides beweist nichts für unsere grössere Vortrefflichkeit.“ Ausführlich widerlegt er die Vorwürfe, die Friedrich der deutschen Sprache gemacht, der Rauhigkeit, des Mangels ferner an bestimmten Regeln. Gerade die grössere Ungebundenheit unserer Sprache habe uns zwei grosse Vortheile gebracht, die Inversionen und Gedankenaccente, welche die etwa entstehenden Zweideutigkeiten der ersteren verhindern. Die Klarheit fehle nicht der Sprache, sondern den Schriftstellern; auch der Armuth werde die Sprache ungerecht angeklagt. Zu reich sei sie nur „an erniedrigenden und oft sinnlosen Formeln der Höflichkeit und des Respects.“ In dieser Beziehung müssten „unsere Zeitungsblätter“ namentlich vor den englischen sich verbergen.

Weit weniger richtig als Möser urtheilt Wetzel über die Mundarten; Möser erkannte, wie befruchtend diese auf die Buchsprache einwirken. „Unsere Sprache,“ sagt Wetzel, „allenthalben von Hindernissen und Verachtung aufgehalten, hat in so kurzer Zeit Riesenschritte gethan und sie wird in zehn oder zwanzig Jahren weiter sein, als die französische in fünfzig.“ Man könne unsere Sprache nicht mit Recht der Weitschweifigkeit beschuldigen; viele scheinbar unbedeutende Wörter, die er „kleine Pinseldrücke des Gedankens“ nennt, seien grosse Vorzüge derselben.

Was die Mittel zur Verbesserung anlangt, so wendet sich Wetzel gegen die Anpreisung von Uebersetzungen aus den Alten. „Es wäre so, als wenn man die Fieberrinde einem Gesunden gäbe, der vor zwei Jahren das Fieber hatte.“ „Der Schriftsteller, der die Alten benutzen will,

muss sie in ihrer eigenen Sprache lesen; die Alten muss man studiren, beobachten, aber nie nachahmen." Ferner beklagt er sich wiederholt, dass bei uns die blosse Gelehrsamkeit noch immer zu viel den Meister spiele, der Geist der Philosophie habe noch immer nicht genug Altäre, Freunde und Diener. Auch unserer schönen Litteratur sehe man es an, dass sie auf einer Universität entstand: die guten Gedichte in den Bremer Beiträgen seien theologischen Inhalts; der lehrhafte Ton mache sich überhaupt zu viel geltend. Gegen die pedantische Lateinherrschaft auf Schulen und Universitäten eifert er ähnlich wie Möser; die Grösse des Göthe'schen Genius aber, die Möser schon 1781 erkannt, ist ihm nicht klar geworden. —

Von den Dichtern drückte sich Klopstock heftig gegen Friedrich aus. Seine 1781 gedichtete Ode „Ueberschätzung der Ausländer" beziehe ich auf Friedrichs Schrift. „Verkennt denn," ruft der Dichter, „euer Vaterland, undeutsche Deutsche! .. Dem Fremden, den ihr vorzieht, kam's nie ein, den Fremden vorzuziehen: Er hasst die Empfindung dieser Kriechsucht; verachtet euch, weil ihr ihn vorzieht!" Und ein Jahr darauf greift er Friedrich direct in der „Rache" an:

Lang' erwarteten wir, du würdest Deutschlands
Muse schützen, auch so mit Ruhm dich krönen;
Durch den schöneren Lorber
Decken des andern Blut!

Deine Antwort aber machte sie schamroth ihr Auge senken. Der Deutsche war schonend genug, sich nicht zu rächen, hier auch deiner werther, als du ihn kennst, Fremdling im Heimischen! Du erniedertest dich, Ausländertöne nachzustammeln, um dafür der Fremden Hohn zu hören.

Und die letzte? dein Blatt von Deutschlands Sprache!
Die, die Rache ist selbst dem Widerrufe
Nicht vertilgbar; beschleiern,
Thust du ihn, kann er es nur.

Es ist mit Recht hervorgehoben worden, es sei eher ein Glück als ein Nachtheil gewesen, dass die deutsche Muse von dem grössten deutschen Sohne, wie Schiller singt, ungeehrt ging und nicht am Strahle der Fürstengunst, wie bei anderen Völkern, sich entfaltete.

Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Hieher gehört auch das schöne Wort Klopstocks: Uns macht unsterblich des Entschlusses Kühnheit, von des Lohns Verachtung entflammt. Denn dadurch bewahrte die deutsche Muse ihre selbstständige Haltung, ihre grössten Lieblinge hatten beständig vor Augen, wie sie die Nation aus den Fesseln der Unmündigkeit, Heuchelei und dumpfer Engherzigkeit befreien müssten.

Und wenn Mirabeau's Erzählung, die Häusser in der Geschichte der französischen Revolution anführt, richtig ist, so hat das Friedrich selbst in den letzten Lebensjahren tief empfunden, während er in der besprochenen Abhandlung noch Boileau's Wort betont: Des Augustes feront des Virgiles. Als er nämlich von Mirabeau gefragt wurde, warum er nicht der Augustus der deutschen Litteratur habe werden wollen, antwortete er: Sie wissen nicht, was Sie sagen! Welchen grösseren Vortheil hätte ich ihr thun können, als dass ich mich nicht um sie bekümmerte.

Vor Allen war es Lessing, der durch sein Leben ebenso sehr wie durch seine Werke die Gemüther emporhob und kräftigte. Er steht uns menschlich näher als irgend

ein Schriftsteller aus dieser Epoche. Man kann seinen Namen nicht nennen, ohne dass Einem das Herz aufgeht.

Wer es gut mit seinem Volke meint, wird auf ihn immerdar hinweisen; die Grossheit seines Wesens, seine Unbestochenheit, Gerechtigkeit und seltene Menschenliebe nicht bloss kalt bewundernd, sondern als leuchtendes Vorbild uns immer vorhaltend, werden wir uns der Ehre werth machen, seine Landsleute zu heissen. Was wir ihm zu danken haben, wussten Göthe und Schiller, die ihn ehrten „wie einen der Götter."

Lessing ist — selten genug in der Geschichte aller Litteraturen — ebenso gross als Schriftsteller wie als Mensch. Er hielt nichts von dem oft so viel und hoch gerühmten Einfluss der Grossen auf die Kunst; nicht bloss in seinen Briefen spricht er das wiederholt aus. Sein innerstes Wesen war Selbstständigkeit; das nie ermüdende Streben und Forschen nach Wahrheit, nicht die Begierde nach Ruhm und Anerkennung beseelte ihn. Was er in einem kleinen improvisirten Gedichte als Dreiundzwanzigjähriger niederschrieb, ist bezeichnend für sein ganzes Leben:

Wie lange währt's, so bin ich hin,
Und einer Nachwelt unter'n Füssen;
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen?
Weiss ich nur, wer ich bin.

Er war in der That der erste republikanische Charakter in Deutschland, wie Stahr richtig bemerkt hat; republikanisch im schönsten Sinne des Wortes, den so Wenige zu begreifen fähig sind. Damit ist nicht gemeint, dass Lessing die republikanische Staatsform als die einzig richtige gerühmt hätte; obwohl wir nicht bloss an seine Freimaurer- und die Gespräche über „Mönche und Soldaten" zu denken brauchen, um annehmen zu dürfen, dass er bei

seiner Ueberzeugung, dass die Staaten der Menschen, nicht die Menschen der Staaten wegen da seien, ihr den Vorzug vor jeder anderen, wie nach ihm Kant, gegeben haben wird.

Lessing fühlte, was den Deutschen fehlte, um eine Nation zu werden; er verkannte auch nicht, dass bei allen Siegen und Grossthaten Friedrichs das Beste fehlte, die Selbstwürde des Volkes, und er sprach mit der ihm eignen Offenherzigkeit seinen Unmuth darüber öfter aus.

Bekannt sind seine Worte in einem Briefe an Nicolai, als dieser zu viel Rühmens von der „Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben“ machte. Lessing war auch fast der Einzige, der fern blieb der Anpreisung des militärischen Ruhmes, die ein französischer Dichter sich gewiss nicht hätte entgehen lassen.

In seiner „Minna,“ wo er doch die edeln Seiten des Soldatenstandes so schön hervorhebt, Friedrich selbst „einen grossen und wohl auch guten Mann“ nennen lässt, wo kommt da irgend ein überschwänglicher, den blutigen Krieg verherrlichender Satz vor? Wo ist da etwas von jenem übertriebenen Gehorsam zu merken, der des eigenen Selbst nur zu willig und leicht sich entäussert? Sein Tellheim spricht wie ein Mann, „dem die Grossen sehr entbehrlich sind.“ „Er braucht keine Gnade, er will Gerechtigkeit.“ Nur die äusserste Noth, sagt er selbst, hätte ihn zwingen können, aus der gelegentlichen Beschäftigung mit dem Soldatenwesen ein H a n d w e r k zu machen.

Ueberall bleibt Lessing seiner selbst bewusst; nie über das Ziel hinausschiessend, verirrt er sich nie so weit, auf Kosten der Menschlichkeit und der freiheitlichen Entwickelung seines Volkes in den übertriebenen Patriotismus Derer mit einzustimmen, „deren ausschweifende Reden,“ wie er Gleim im Jahre 1759 schreibt, er alle Tage hören musste.

In demselben Briefe warnt er den Freund vor Uebertreibung und Auswüchsen: Das Verfluchen solle der Grenadier den Priestern überlassen. Er möge sich doch nicht auf einen Lange berufen; der Grenadier vielmehr solle und müsse auf die Nachwelt denken. „Als Priester mag Herr Lange dieses unselige Vorrecht immer ausüben und die nähere Erlaubniss dazu von Friedrich dem Soldaten jetzt erschleichen, die ihm Friedrich der philosophische König zu einer andern Zeit gewiss verweigert hätte."

Gleim konnte einen Mann wie Lessing gewiss nicht verstehen, als dieser ihm schrieb: Der Patriot überschreiet den Dichter zu sehr. Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt; das Lob eines eifrigen Patrioten aber sei nach seiner Denkungsart das Allerletzte, wonach er geizen würde, des Patrioten nämlich, der ihn vergessen lehrte, dass er ein Weltbürger sein sollte.

Man wird diese Worte nach dem, was ich eben ausgeführt habe, nicht missverstehen, wie das öfter der Fall war. In Zeiten der Gefahren Deutschlands wäre ein Lessing seinem Vaterlande gewiss treuer zur Seite gestanden, als die lauten Ueberpatrioten. Damals lag das Weltbürgerthum gleichsam in der Luft. Ich führe, ohne an die Aeusserung Schillers in einem Briefe an Körner zu erinnern, nur ein minder bekanntes Beispiel an. Im „Julius von Tarent" lässt Leisewitz seinen Helden sagen: „Die Welt ist mein Vaterland, alle Menschen sind ein Volk, durch eine allgemeine Sprache vereint; diese sind Thränen und Seufzer."

Von der sentimentalen Verzerrung des Gedankens blieb Lessings tiefer Geist fern, ebenso wie Herder, dem seine Vaterlandsliebe nie den Blick verengte und der einmal in demselben Sinne wie Lessing der intoleranten Barbaren

spottet, die die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Richtschnur aller Zeiten und Völker machen wollen.

Lessing war freilich kein Patriot in der Weise, dass er blind für die Mängel und Schwächen der Landsleute war und nach Art der Deutschthümler in affectirter Liebe alles Deutsche pries und das Fremde verwarf, nur weil es fremd war; aber überblickt man die Summe seines Lebens, Wirkens und Leidens, — wer wagte sich zu rühmen, ein besserer Patriot zu sein als er?

Dass aus den devoten Deutschen andere Menschen geworden waren, bezeugte die überall freudig aufgenommene „Emilia Galotti," welche offenbar Schiller zu „Kabale und Liebe" begeisterte und aus welcher der Hass gegen menschenverachtende Willkür deutlich genug für den spricht, der hören kann und will; bezeugte die Begeisterung für den bald nach der Emilia erschienenen Götz, der, wie wir gesehen, Friedrich missfiel, der aber aus Sturm und Drang brausenden Freiheitsgefühles heraus gedichtet war.

Es kam die Zeit, da die freien Ideen von Frankreich her in Deutschland in immer weiteren Kreisen Aufnahme fanden und Schillers Jugendwerke mit Allgewalt die Herzen eroberten. Friedrichs Thaten traten jetzt mehr zurück; ja seine Persönlichkeit verlor jetzt sogar viel von dem früheren Glanze. Nur Gleim blieb sich in seinem ungetrübten Enthusiasmus für den König gleich. Göthe, der 1778 mit Carl August in Berlin und Potsdam gewesen, schreibt von dort unmuthig an Frau von Stein: „Je grösser die Welt, desto garstiger die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eseleien und Hanswurststücke sind so ekelhaft, als das Wesen der Grossen, Mittleren und Kleinen durcheinander;" und in eben dem Jahre an Merk, er sei dem alten Fritz recht

nahe worden, habe sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge gesehen und über den grossen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören.

Schiller, der ein Epos zu dichten im Sinne hatte, dessen Held Friedrich sein sollte, gab den Plan auf und schrieb Körner: „Dieser Charakter begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen.“ Und Wieland nennt einmal Friedrich einen gescheiten Mann, doch begehre er nicht das Glück, unter seinem Stocke zu leben. Klopstock, der begeistert dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege zugejauchzt hatte, „der unter dem schwellenden Segel, des Wimpels Fluge“ geführt ward, denn er sei „die Morgenröthe eines nahenden grossen Tages,“ wo es deutlich werden würde, „der Krieg sei das zischendste tiefste Brandmal der Menschheit,“ — Klopstock begrüsste jugendlich enthusiastisch den Ausbruch der französischen Revolution in seiner Ode „Etats généraux“ im Jahre 1788: Die Morgenschauer dringen den Wartenden durch Mark und Bein; komm', du neue, labende Sonne! Der Dichter segnet sein graues Haar, die Kraft, die nach Sechzigen fortdauert, da er dies noch erlebte. Sonst glaubte er, „die grösste Handlung dieses Jahrhunderts sei, wie Herkules Friedrich die Keule führte, von Europa's Herrschern bekämpft;“ jetzt aber kröne sich Gallien mit dem heller als Lorber glänzenden Bürgerkranze.

Diese Stimmung klang noch lange und unter vielen Deutschen nach, denn wer leugnet es wohl, singt Göthe, dass hoch sich das Herz ihm erhoben, als man hörte von Freiheit und von der löblichen Gleichheit?

Im siebenjährigen Kriege war die Ueberzeugung in den besten Männern lebendig, dass er trotz all' seinem Jammer der Hebel des Glückes der Nation sein werde.

Was die Litteratur anlangt, so hat die Hoffnung nicht getäuscht. Auch hat das vorige Jahrhundert erreicht, dass das Individuum zu grösserer Freiheit und Selbstständigkeit, zu einer schönen und harmonischen Ausbildung seiner Kräfte hie und da gelangte. Die Schönheit auf allen Gebieten der Kunst war erkämpft; wo aber blieb die Schönheit der Staaten, die Freiheit, welche ermöglicht, dass nicht bloss Einzelne, Lieblinge der Götter und Menschen, sondern Alle ihre Fähigkeiten und Kräfte entwickeln und üben können?

Friedrichs kurz vor dem Tode in einer Cabinetsordre ausgesprochenen Worte, er sei es müde, über Sklaven zu herrschen, sind gleichsam das abschliessende Urtheil über jene Zeitepoche in politischer Beziehung.

Es fehlte nicht an Männern, die jeder Zersplitterung und den eitlen Nergeleien deutscher Stämme entgegentraten, die den Enthusiasmus für Volksglück still in sich trugen. Herder ruft in seiner Ode „Germanien“ zur Einigkeit; im Osten drohe ein Riese, im Westen stehe, auf Glück und Macht trotzend, ein Kämpfer, „der dir schon eine Locke nahm.“ „Soll dein Name verwehen?“ ruft Herder, „willt du zertheilet auch knien vor Fremden?“ Am Schlusse sieht der Dichter einen Genius niederschweben, der „zwei germanische Freundeshände, Preussen und Oesterreich, einig verknüpft.“

Wenige aber hatten wie der verlästerte Georg Forster Herz und Sinn für die drohenden Gefahren. Er, der es tief beklagte, dass wir „tausende von Schriftstellern, aber keinen Gemeingeist, keine öffentliche Meinung hätten,“ dem des Schreibens zu viel, des Handelns zu wenig war, verlangte heilsame Reformen für Deutschland, „denn nur so könnte der Vulkan Frankreich Deutschland vor dem Erdbeben“ bewahren. Er hoffte noch 1790 bei Besprechung

des Aufstands von Lüttich von Preussen das Beste, das damals unter Leitung des von ihm hochgeachteten freisinnigen Herzberg stand. Noch waren ja jene Dunkelmänner Bischofswerder und Wöllner nicht zum Unglück Preussens aufgetreten, welche Kant zum Schweigen verurtheilen halfen. Aber die Heisssporne der Reaction übertäubten Forsters treue Warnungen, der dann durch die folgenden Ereignisse zu einem tragischen Ausgang fortgerissen wurde.

Die Nationalität musste Lessing den Deutschen seiner Zeit absprechen: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind." Noch Schiller ruft den Zeitgenossen zu: Zur Nation euch zu bilden, hofft ihr Deutsche vergeblich; und ein andermal weiss der Dichter Deutschland nicht zu finden, „wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf."

Die alte Sehnsucht nach einer Einigung des Vaterlandes ist in unseren Tagen der Verwirklichung nahe gebracht worden und nicht zum Wenigsten durch die mühevollen und selbstlosen Vorarbeiten jener freiheitsbegeisterten Männer, über welche Verblendete oder Undankbare vornehm zu urtheilen sich oft beikommen lassen.

Wir aber wollen das geistige Erbe dieser wahrhaft grossen Menschen in Ehren halten. Was Fichte 1813 kurz nach dem Aufrufe des Königs Friedrich Wilhelm III. niederschrieb, dass in einem Volkskriege das Volk Alles rein für sein eigenes Interesse trägt und thut, dessen dürfen wir nicht vergessen; ebenso wenig wie der denkwürdigen Worte desselben Philosophen: Preussen ist ein deutscher Staat; der Gang seiner Geschichte zwingt es aber, *fortzuschreiten in der Freiheit!* Nur so kann es fortexistiren.

Heinrich Heine.

VORTRAG,

gehalten im grossen Saale des Bernoullianums zu Basel

am 10. Januar 1875

von

Stephan Born,

Professor an der Academie zu Neuchâtel.



BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1875.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Bald sind es zwanzig Jahre her, dass der Mund des grossen Sängers und Spötters auf immer verstummt ist. Ueber seinen Grabhügel haben seitdem deutsche Fanfaren und deutsche Kanonen ihren ernsten und heitern Gruss gesandt. Heine'sche Lieder und darunter wohl auch die zauberisch wehmüthigen Loreleistrophen drangen hinüber auf den Kirchhof Montmartre und umwehten die Manen des todten Dichters. Im Schutze jener Steine, welche die ewige Ruhe bedeuten und manchen stolzen Namen tragen, wehrten sich verzweifelnd die Reste der Pariser Commune gegen die Reste französischer Heere; ihr Blut vermählte sich mit dem Staube der längst Entschlafenen, und droben auf den Wällen stand der siegreiche Deutsche und schaute unbeirrt dem rasenden Bürgerkampfe zu. Deutsche Fürsten tagten in den Prunkgemächern Ludwigs des Vierzehnten und riefen dort einen deutschen Kaiser aus; das Träumen und Sehnen der von dem Franzosenfreunde Heine so arg gegeisselten Teutomanen ist in die Wirklichkeit getreten, auf dem Strassburger Münster weht die deutsche Fahne, und Menzel, der Franzosenfresser, begrüsst das neue deutsche Reich mit einem jauchzenden Hymnus, um dann beglückt sich zu den Vätern zu versammeln.

O unerbittliche Logik der Geschichte! Dein Witz schiesst keine Purzelbäume. Geruhig und methodisch sendest du auf einen Marat und Robespierre einen Bonaparte, auf den grossen Napoleon den kleinen, auf den Marschall

Ney den Marschall Bazaine, auf die Umschwärmer der Göttin der Vernunft die Pilger zum heiligen Herzen Jesu und gewährst Niemand die Freiheit, der ihrer nicht würdig geworden durch ernste Geistesarbeit, durch vernünftiges Wollen.

Ja, die Zeiten sind andere geworden, seitdem Heine „das letzte freie Waldlied der Romantik" gedichtet; Menschen und Dinge, die er damals gezüchtigt und verhöhnt, sind nicht mehr oder schleppen sich elend auf Krücken dahin. Mächtige Wandlungen haben in allen Lebenssphären stattgefunden, die Stubengelahrtheit der academischen Lehrer findet keinen Absatz mehr, die Wissenschaft ist practisch geworden und strebt nach der Anerkennung und dem Gelde der Massen, grosse und kleine Poeten erscheinen in bunten Röcklein und glitzern von eitel Gold, kein Heine braucht mehr einem Campe einen Theil seines Honorars zu überlassen, um dafür seine Verse auf anständigem Papier gedruckt zu sehen, die Litteratur des Mondscheins hat dem realistischen Roman Platz gemacht, der Dichter schildert „das Volk bei der Arbeit". Im öffentlichen Leben sind die Gegensätze strenger geworden, der stille Frömmler hat ein Schwert umgegürtet und geberdet sich als Streiter Christi und seines unfehlbaren Stellvertreters auf Erden, der blöde Handwerksbursche ballt die Faust wider Gott und die Welt und sammelt seine Genossen zum blutigen Kampfe, die „Leutenants und die Fähnderichs" singen patriotische Lieder, die ganze Menschheit starrt in Waffen und jedes Morgenroth kann uns zu neuen grossen Ereignissen wecken.

Singen etwa die Nachtigallen darum minder schön? Die Liebe, hat sie darum keine Heimstätte mehr auf Erden und jauchzt und klagt sie nicht mehr unter der grünen Linde und im leichten Kahn? Ist das „Buch der Lieder"

veraltet, seit Krupp seine Riesenkanonen gegossen, seitdem in Montmorency anstatt des Pariser Canotier ein bayrischer Unterofficier mit der schönen Hortense Esel geritten?

Es überlebt sich nichts, was wahrem Gefühl entsprossen zu künstlerischer Gestaltung gelangt ist; veraltet ist kein Lied Heine's, das einmal in Volkes Munde geklungen. Selbst das Schwert seines Witzes ist noch so schneidig und blank wie in früheren Tagen, nur die es getroffen sind dahingewelkt, und wenn ihr Name einst ganz verschollen, wird doch noch ein spätes Geschlecht des nie alternden Fechters sich freuen, der seine Gegner so kunstgerecht in den Staub gelegt. Denn er wirkte für die Sache der Freiheit, für hohe Ziele der Menschheit, und wenn auch die Pfeile, die er geschossen, sich öfter verirrt, und wenn sie auch öfter vergiftet waren von Hass, von Bosheit selber, wir werden ihn darum nicht zu hart beurtheilen, sobald wir den Strom seines Lebens verfolgen, der aus missachtetem Gestein entsprungen klar und scherzend zu Thale perlte, sich oft in sumpfigem Boden zu verlieren drohte und doch immer wieder ein fröhliches Rinnsal gewinnt und mit dem letzten Wellenschlag trotz aller Hemmnisse und Bedrängnisse sich frei in's Meer der Ewigkeit ergiesst.

Die Bedingungen, unter denen Heine den Kampf um's Dasein aufnehmen musste, waren für seine Individualität hart und grausam. Eine sonnige Natur, welche dazu bestimmt schien, wie die Lerche sich über den Erdenwust emporzuschwingen und Alles unter sich mit Freude zu beleben, will es das Schicksal, dass er, unter drückenden Verhältnissen aufgewachsen, das Gefühl finanzieller Unabhängigkeit niemals in seinem Leben kennen lerne und bis an sein Ende die Fessel verwandtschaftlicher Mildthätigkeit trage. Die Kenntniss dieses Umstandes schon könnte genügen,

unser Urtheil über so manche Charakterschwäche des Dichters zu mildern, und wir werden um so nachsichtiger gegen ihn gestimmt sein, wenn wir nicht vergessen, dass Heine nicht nur mit den allgemeinen Miseren des Lebens, sondern auch mit der besondern seines jüdischen Ursprungs zu kämpfen hatte. Sein bekanntes Wort: „die jüdische Religion ist gar keine Religion, sie ist ein Unglück", so komisch es sich auch an der betreffenden Stelle ausnimmt, so ist es doch nicht frei von herber Bitterkeit und jenem drückenden Bewusstsein, dass er wegen des Zufalls seiner Herkunft und Erziehung sich oft genug mit allerlei gemeinem Volk herumzuschlagen hatte.

Der Dichter, der aus dem Ghetto hervorgegangen, fühlte nur zu wohl, dass ihm sein deutsches Publikum etwas zu vergessen und zu vergeben hatte, bevor es ihn als vollkommen ebenbürtig zuliess. In der deutschen Litteratur war der Jude bis zu Heine's Auftreten eine kaum bekannte Erscheinung. Der edle Moses Mendelssohn hatte sich stets bescheiden im Hintergrunde gehalten, mit Heine erst tritt das Judenthum kämpfend auf den Plan, ja es gewinnt in jugendlichem Anlauf schnell einen Platz in der Litteratur. Sicher wäre es eine lohnende Aufgabe, seinen Einfluss auf das moderne deutsche Schriftthum genauer zu verfolgen. Ein unbefangenes Urtheil würde dann trotz Richard Wagner bei Weitem mehr des Guten als des Nachtheiligen zu verzeichnen haben.

Was Heine so viele Widersacher geschaffen, ist etwas, was auch anderen seiner Stammesgenossen nicht selten zum Vorwurf gemacht wird: die Abwesenheit jener besonnenen Scheu, die bedeutende Menschen sonst nicht so leicht aufgeben, sich öffentlich über Fragen auszusprechen, über welche sie selber noch zu keinem abschliessenden Urtheil

gekommen. Heine denkt laut, wie der Augenblick es ihm eingibt, ohne Rücksicht darauf, dass alle Welt ihm zuhört. Er macht gewissermassen seine geistige Toilette vor dem gesammten Publikum und benimmt sich dabei so unbefangen wie eine schöne Theaterprinzessin, die ihre zahlreichen Verehrer beim Lever empfängt und der es wohl begegnet, dass hie und da ein Theil ihres geheimen Ichs aus der rothseidenen Decke hervorschlüpft. Aber er „lacht so gesund und lacht so toll und mit so weissen Zähnen“, dass man ihm nicht ernstlich böse werden kann.

Bei alledem ist für uns seine Erscheinung eine bei Weitem männlichere, seine Haltung eine festere, edlere, als diejenige, in welcher die meisten seiner litterarischen Zeitgenossen vor uns treten. Jene Tieck und Schlegel, die Gentz und Adam Müller, die Arnim und Brentano, die Hoffmann und Werner und Müllner waren Alles, nur keine Männer. Wer irgend seit dem Tode Fichte's bis in die vierziger Jahre hin eine Stellung einnahm in der deutschen Litteratur, war leider servil oder pfäffisch gesinnt. Es waren darunter Menschen „von ausgetrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen“, wie der wackere Freiherr von Stein sie benannte, in Wohlleben dahinsiechend, Schmarotzer und Heuchler, oder als Hetzhunde gegen jede noch so schüchterne Regung der Freiheitsliebe dienstbar. Von den Besten selbst hatte selten einer den Muth einer Meinung, und der grosse Hegel, wenn ihm einmal eine unehrerbietige Aeusserung über Politik und Religion in verständlichem Deutsch entschlüpfte, drehte sich ängstlich um, aus Besorgniss, es könne ein Unberufener ihn gehört haben.

Sind wir berechtigt, den Vorwurf der Charakterschwäche gegen einen Dichter zu erheben, der in der trübsten Zeit deutscher Reaction den seltenen Muth besass,

Partei zu nehmen für die hoffnungslos darniederliegende Sache der Freiheit, der sich des Hohnes gegen Diejenigen nicht erwehren konnte, die wie alte Komödianten stetsfort gegen die Franzosen polterten, nachdem dieselben längst aus dem Lande gejagt waren! Heine stand damals zur Jugend, die selbst in ihren burschenschaftlichen Thorheiten noch unsere Achtung herausfordert und deren damaliges ideales Streben unserer Gegenwart zu Gute kommt. Auch heute noch ist Heine der Dichter der Jugend, denn noch sind alle Frühlingskeime nicht gereift, die dem Herzen und Geiste des vorahnenden Sängers entsprossen, und wenn er auch durchaus nicht als politischer Schriftsteller oder gar als Volkstribun aufgefasst werden darf, so wird doch das Raketenfeuer, das er in der stillen Nacht deutschen Philisterthums abgebrannt, noch lange prasseln und leuchten und uns ewig ergötzen.

Heine's erstes Auftreten fiel in die Zeit, als die Romantik sich auszuleben begann, welche wohl Ironie und Witz als die mächtigsten Hebel dichterischen Wirkens bezeichnet hatte, deren Führer aber mit diesen beiden Gottesgaben nicht allzu reich gesegnet waren. Ihrer Ironie merkte man stets die schwere Erfindungspein an, ihr Witz hatte noch Niemandes Zwerchfell unwiderstehlich erschüttert. Ja, gehen wir weiter zurück, auch in den Göthe-Schiller'schen Xenien suchen wir vergebens den herben Stachel; unsere gepriesensten Humoristen, Hippel und Jean Paul, haben mit ihrer Ironie keiner Menschenseele wehe gethan und kaum je eine Falte auf einer düstern Stirn mit ihrem Witz geglättet. Zu hanebüchener Grobheit hatte es freilich der eine oder andere deutsche Schriftsteller schon gebracht, einen Humoristen aber begrüsste das erstaunte Deutschland zum erstenmale, als Heine ihm seine Reisebilder brachte;

und sein Verdienst, als der Erste auf dem Gebiete des leichten, stets schlagfertigen Witzes und der dolchscharfen Satyre erschienen zu sein, ist wohl stets vom dankbaren Volke, doch nur in geringem Maasse von der griesgrämigen litterarischen Kritik anerkannt worden. Viel eher wird dem Lyriker Heine der Lorbeer zugesprochen.

In der That müssen selbst die eingefleischtesten Gegner des Dichters zugeben, dass seit Gœthe's Jugendperiode das deutsche Lied keine so süssen, herzgewinnenden Weisen gekannt, wie Heine sie im „Buch der Lieder“ und auch in vielen seiner späteren Dichtungen angestimmt. An verdienstvollen, herrlichen Sängern fehlte es wohl bei Heine's erstem Auftreten nicht, doch haben die meisten nur wenige Saiten auf ihrer Leier, und nur wenigen wie Uhland, wie Rückert und Chamisso gelingt es, den beiden Letzteren schon seltener, das Herz des Zuhörers in Fesseln zu schlagen. Heine war von der Natur mit reicheren, mit mannigfaltigeren Gaben ausgestattet, sein Gesang war zugleich inniger und mächtiger als der der eben Genannten, er war weicher und glühender, zarter und leidenschaftlicher, ja es war ihm als dem gottbegnadeten Dichter verliehen, sich in fremde Gefühlsweise so ernst und tief versenken zu können, dass selbst auf den Lippen des wilden Spötters das fromme Wort von seiner rührenden Macht nichts verliert.

Diese wunderbare Gabe unseres Dichters, sich in überraschend neuen Gestalten zu zeigen, hatte wohl manchen seiner Gegner dazu verleitet, ihm Wahrheit der Empfindung abzusprechen. Als ob ein Kunstwerk im ersten Aufruhr des Gefühls entstände und nicht nothwendig der Reflex eines schon überwundenen Gefühls wäre! Dass der Dichter in seiner Seele die vorübergezogene Stimmung zu erneuern und künstlerisch zu verwerthen die Kraft habe, das ist

Alles, was wir von ihm fordern dürfen. Ob jene Stimmung je so tief in ihm gelebt, wie er sie nun im Liede ausspricht, ist für uns von keiner Bedeutung. So ist es bedeutungslos für uns, ob Schillers Lieder an Laura an eine wirkliche Geliebte gerichtet worden, oder ob Heine's Liebesschmerz auf einem in allen Einzelnheiten wahrhaften Erlebniss ruht. Wir erinnern hier an des Dichters eigene Worte:

> Die Rose duftet — doch ob sie empfindet
> Das, was sie duftet, ob die Nachtigall
> Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet
> Bei ihres Liedes süssem Wiederhall: —
>
> Ich weiss es nicht. Doch macht uns gar verdriesslich
> Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,
> Erlögen sie auch das Gefühl, erspriesslich
> Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall. —

Freilich können wir uns bei vielen von Heine's Liedern, speciell bei dem Cyklus „Junge Leiden", der Empfindung nicht erwehren, als ob es dem Dichter oft nur gefiele, seine Kunstfertigkeit im Variiren eines und desselben Themas zu zeigen; indessen ist auch in diesem Kranze so manche duftigfrische Blüthe, und nur Pedanten mag es in den Sinn kommen, nach ihrem Heimathschein zu fragen. Stimmung ist selbst in dem geringsten dieser Lieder, nicht selten aber ist diese Stimmung leicht wie ein Hauch, die Seele kaum berührend, und als ob der Dichter es bereute oder sich schämte, sich willenlos einem melodischen Träumen hingegeben zu haben, zerstört er plötzlich sein Gespinnst mit einem gellen Lachen.

Wie anders sollen wir die jähen Uebergänge von tiefer Wehmuth zu beissendem Spott uns erklären? Eine bizarre

Freude am Verhöhnen des eben noch so rein Empfundenen, ein kindisches Spielen mit sich selbst und dem Leser — es wäre abgeschmackt, einem so fein angelegten Kopf eine so triviale Absicht anzudichten. Was Heine uns gibt, ist stets sein eigenes Selbst. Da ist nirgends etwas Unwahres, Falsches, und selbst die Koketterie mit der todten Maria gibt der Dichter der Reisebilder als das, was sie ist, und wer sie für etwas Anderes nimmt, als etwa noch für einen stilistischen, zuletzt in der That wirkungslosen Kunstgriff, der kennt Heine's Naturell überhaupt nicht. Ein Kind der Romantik, die ihn mit ihren Zaubertränken genährt, kämpft er bald mit Spott und Hohn gegen seine eigene Mutter, die er doch nirgends verläugnen kann, bald wirft er sich schluchzend an ihren Hals, um zärtlich, treu und warm ihre Sprache zu reden, wie kein anderes ihrer Kinder dies je vermocht. Der ewige Widerstreit zwischen Witz und Gemüth, zwischen Verstand und Empfindung, der uns in seinen Gedichten so überrascht und oft eine so hinreissende Wirkung hervorruft, verlässt ihn nie. Die Skepsis, die all' sein Fühlen und Denken durchdringt, lässt ihn zu keiner andauernden, in sich einigen Stimmung gelangen; er ist der Dichter der Bewegung, nicht nur, weil er den Fortschrittsideen seiner Zeit dient, sondern auch, weil die Unruhe einer politischen und religiösen Uebergangsperiode seine streitbare Natur stets in Athem hält.

Heinrich Heine ist am 13. December 1799 in Düsseldorf geboren. Sein Vater hatte das Glück, in der Schwester des Arztes Simon van Geldern eine vortreffliche und reichbegabte Frau heimzuführen; sonst war er vom Schicksal nicht besonders verwöhnt worden. Düsseldorf stand damals

unter französischer Botmässigkeit, und wenn das Herz der Eltern auch für Deutschland schlug und die Mutter besonders ihren drei Knaben, von denen Heinrich der älteste war, die Liebe zum Vaterlande einflösste, so gewann doch der Zauber, den Napoleon auch auf die bedeutendsten Menschen ausgeübt, um so rascher die israelitische Bevölkerung des Rheinlandes, als sie dem französischen Gesetze ihre Gleichstellung mit der christlichen Bevölkerung verdankte. Es ist eine besondere Ironie des Schicksals, dass die Nation, welcher die moderne Welt ihre wichtigsten Errungenschaften verdankt, die auf ihren Siegeszügen überall die Schranken des mittelalterlichen Kastenzwanges umgestürzt und überall das Gesetz der bürgerlichen Gleichheit eingeführt, den geringsten bleibenden Gewinn von ihrer blutigen Umwälzung davontragen sollte.

Heine wurde streng in den Formen der jüdischen Tradition erzogen. Die Knaben, mit denen er spielte, gehörten fast ausschliesslich zu seinen Glaubensgenossen, und trotz der Napoleonischen Gesetzgebung, die den Jahrhunderte alten Makel seiner Geburt von ihm nahm, war ihm, bis er sich selbst zu fühlen begann, das Bewusstsein, einer niederen Kaste anzugehören, gewiss drückend genug.

Es ist ein charakteristischer Zug an den Juden, der sich ebenso wohl aus ihrer langen Demüthigung und Knechtschaft, wie aus ihrer unbestreitbaren Eitelkeit erklären lässt, dass all' ihr Dichten und Trachten dahin geht, sich dereinst in ihren Kindern geehrt und ausgezeichnet zu sehen. Der christliche deutsche Spiessbürger arbeitet und plagt sich redlich, und Abends entschädigt er sich im Bierhaus für des Tages Mühen. Zufrieden, wenn sein Sohn es einmal gerade so weit bringt wie er selber, ist er selten ehrgeizig in seinen Kindern. Der Jude hingegen plagt und

müht sich wesentlich für seine Nachkommenschaft. Der ärmste Hausirer, der Händler mit alten Kleidern träumt von den Ehren, die sein Sohn ihm einst einbringen werde; er sieht in ihm einen zukünftigen Millionär oder einen grossen Gelehrten. In diesem Charakterzuge liegt das Geheimniss der Unverwüstlichkeit und der relativen Ueberlegenheit der palästinensischen Familie. — Heine's Eltern ergriffen denn auch mit Eifer die ihnen dargebotene Gelegenheit, ihren Kindern die Errungenschaften der neuen Zeit zu Gute kommen zu lassen. Sie schickten Heinrich in seinem zehnten Jahre in das Lyceum, dessen Lehrerschaft der Mehrzahl nach aus katholischen Geistlichen und ehemaligen Jesuiten bestand.. Der ungebildetste und orthodoxeste Jude ist glücklicherweise in der Schulfrage verständiger als der academisch gebildete, in confessionellen Vorurtheilen steckende Christ. Es kommt ihm nicht in den Sinn, es könne sein Sohn durch den von einem Priester ertheilten Gymnasialunterricht allmälig zum Glauben an die Menschwerdung Gottes bekehrt werden. Muselmann und Jude werden, als eingefleischte Monotheisten, einen Versuch in dieser Richtung stets als ein kindisches Beginnen belächeln. Deshalb die allgemeine Benutzung christlicher Schulen durch orthodoxe Judenfamilien, sobald dies Recht ihnen eingeräumt worden, und daraus ist auch die Stellung zu erklären, welche im Laufe eines halben Jahrhunderts das mit den Früchten moderner Bildung ausgestattete Judenthum sich in Deutschland errungen hat.

Unter den Eindrücken, welche sich in das Gemüth des Knaben unauslöschlich einprägten und auf die spätere Entwicklung des Dichters einen unverkennbaren Einfluss hatten, sind diejenigen, welche aus den Napoleonischen Kriegen, überhaupt den politischen Bewegungen jener Zeit hervor-

gingen, wohl als die wichtigsten hervorzuheben. „Damals“, erzählt Heine im Buche Le Grand, „hatten die Franzosen alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminirt; die sonst blau gewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutroth. . . Die Landesproducte änderten sich ebenfalls, Cichorien und Runkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst Hasen und hinterher laufende Landjunker zu sehen waren; auch die Charaktere der Völker änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Complimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus und die Venetianer waren nicht schlau genug. Unter den Fürsten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Absatz wie frische Semmel; manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt und mussten auf andere Art ihr Brod zu verdienen suchen.“

„Denke ich an den grossen Kaiser“, erzählt der Dichter in demselben Buche, „so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen sitzen singende Nachtigallen, der Wasserfall rauscht, auf runden Beeten stehen Blumen und bewegen traumhaft ihre schönen Häupter. — Ich spreche vom Hofgarten zu Düsseldorf, wo ich oft auf dem Rasen lag und andächtig zuhörte, wenn mir Monsieur Le Grand von den Kriegsthaten des grossen Kaisers erzählte und dabei die Märsche schlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, so dass ich Alles lebendig sah und hörte. Ich sah den Zug über den St. Bernhard — der Kaiser voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgescheuchtes Gevögel sein Krächzen erhebt und die Gletscher in der Ferne donnern — ich sah

den Kaiser, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lodi — ich sah den Kaiser im grauen Mantel bei Marengo — ich sah den Kaiser zu Ross in der Schlacht bei den Pyramiden — Nichts als Pulverdampf und Mamelucken. . . .

„Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich nur an die Thaten und Schlachten, die mir Monsieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz schlug den Generalmarsch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, dass man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldener Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine welthistorische Hütchen. Das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edelgemessen, wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben neben mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, schwebte um die Lippen — und doch wusste man, diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Klerisei hatte ausgeklingelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römische Reich tanzte.“

Es liegt kein Widerspruch darin, dass Derjenige, welcher diesen Dithyrambus auf Napoleon geschrieben, sich

wenige Jahre vorher, wie alle seine Mitschüler am Düsseldorfer Lyceum, zum Eintritt in die deutsche Befreiungsarmee gemeldet hatte.

Statt auf hohem Rosse, den Säbel schwingend, sollte er nun freilich auf einem Schreibebock im Comptoir eines Frankfurter Bankiers den Federkiel führen. Hier scheint es ihn nur wenige Wochen geduldet zu haben, ein entschiedener Widerwille gegen die merkantilische Laufbahn trieb ihn zu den Eltern nach Düsseldorf zurück, welche indessen ihren Sohn bewogen, in das Comptoir seines reichen Oheims Salomon Heine in Hamburg einzutreten. Auch hier wollte es dem Jüngling nicht behagen, der eben pseudonym seine ersten Lieder in „Hamburgs Wächter“ veröffentlichen liess. Die „Vaterstadt des Rauchfleisches“ ist immer eine Zielscheibe von Heine's Witz und Spott geblieben. Es mochten dazu so manche unangenehme Jugenderinnerungen beigetragen haben, vor Allem wohl der fast ausschliessliche Verkehr mit merkantilisch-israelitischen Kreisen, in die er durch seine Verwandten gelangte, welche in dem Jüngling ein Wesen erkannten, das nicht nur bei dem practischen Geist der Familie sich fremdartig ausnahm, sondern auch bei jeder Gelegenheit durch argen Spott diesen Familiengeist beleidigte und ihn zur Wiedervergeltung herausforderte. Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski, deren zweite Hälfte besser ungeschrieben geblieben wäre, geben ein grelles Zeugniss von der tiefen Verstimmung gegen die alte Hansestadt, welche der Dichter nur selten verläugnen konnte und die sich entschieden genug in dem folgenden Gedicht ausspricht:

Dass ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, lasst mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreu'n sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Grossmuth ist so gross
Als wie das Loch der Armenbüchs'.

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Specerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, dass ich grosse Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit! — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüber reisend dieser Stadt,
Aengstlich beschleun'gen sie den Flug.

Heine sollte indessen noch zeitig genug von dem Zwange des Comptoirs erlöst werden. Sein Oheim hatte wohl selbst eingesehen, dass der dichtende Jüngling zum Kaufmann nicht geeignet sei, und gab ihm die Mittel zum Studium der Rechtswissenschaft. War Heine auf die Unterstützung

eines reichen Verwandten angewiesen, so war es sicher kein Glück für den Dichter, dass ihm diese Unterstützung während seiner Studienzeit in so vollem Maasse gewährt wurde. Der junge Poet gewöhnte sich nur zu früh an eine gewisse Behaglichkeit der Existenz, welche er dann mit lebenslänglicher Abhängigkeit von der Güte eines Dritten bezahlen musste, während wirklicher Mangel, wie ihn so mancher deutsche Poet in jungen Jahren empfunden, ihn zu energischer Ueberwindung aller Schwierigkeiten gedrängt, seinen Charakter gestählt und ihm doch kein Atom von seinen grossen natürlichen Anlagen geraubt hätte.

Heine bezog 1819 die Universität Bonn, wo er indessen mit der Jurisprudenz sich wenig beschäftigte und seiner Vorliebe für die schönen Wissenschaften folgte. August Wilhelm Schlegel, der später so hart von ihm Mitgenommene, war sein bewunderter Lehrer, den er mit einem Sonettenkranz feierte.

Die Romantik stand damals noch in Saft und Blüthe und Heine gehörte zu ihren begeistertsten Vertretern, wenn er gleich von vornherein Stellung nahm gegen ihre katholisirende und alle Barbarei des Mittelalters beschönigende Richtung, die zu jener Zeit den deutschen Volksgeist zu versimpeln drohte und die Poesie zur Dienerin der kirchlich-politischen Reaction herabwürdigte. — In den „Traumbildern", welche sich jetzt an der Spitze des „Buches der Lieder" befinden und die in jener Bonner Studentenzeit entstanden sind, ist der Einfluss der damals herrschenden poetischen Ausdrucksweise noch sehr erkennbar. Wohl bemerken wir auch hier schon das Streben nach Originalität, doch sollte sie der Dichter erst in seinen Liedern erreichen, von denen einige der frühesten schon das feinste Kunstgefühl verrathen.

Nach einem Jahre wechselte Heine die Universität Bonn gegen Göttingen, wohl in der Absicht, in ein vertrauteres Verhältniss zur Rechtswissenschaft zu treten, aber auch hier ziehen ihn wiederum Geschichte und Litteratur mehr als die Pandecten an, und mit komischer Entrüstung schreibt er an einen seiner Freunde: „Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiss 1000 Deutsche, sind nur neun, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland, Land der Eichen und des Stumpfsinns!“ Wegen eines beabsichtigten Duells wurde er indessen mit dem consilium abeundi bedacht, und so sah er nach wenigen Monaten sich genöthigt, Göttingen zu verlassen, wo er fleissig an seinem Trauerspiel „Almansor“ gearbeitet hatte, und zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin zu wandern.

Im Frühling 1821 kam Heine in die preussische Residenz, die zu jener Zeit kaum eine Grossstadt zu nennen war, so spiessbürgerlich still wickelte sich dort das tägliche Leben ab. Der junge Student hatte das Glück, in den litterarischen Kreis und das Haus Varnhagens von Ense eingeführt zu werden, dessen geistvolle Frau, Rahel Levin, alle bedeutenden Persönlichkeiten der Hauptstadt um sich sammelte.

Es war die Zeit des süssen Selbstbehagens, des wohlwollenden Despotismus und des beschränkten Unterthanenverstandes. Litteratur, Theater und Concerte nahmen in Ermangelung alles politischen Lebens das allgemeine Interesse ausschliesslich in Anspruch. Bei blassem Thee und mageren Butterbroden konnte man stundenlang über den Vortrag einer Arie oder das Debüt einer jungen Schauspielerin oder Tänzerin sich unterhalten. Es war die goldene Zeit der Clauren und Tromlitz, der Abend-, Morgen- und

Mitternachtsblätter, der Rosen, Veilchen und Vergissmeinnicht, und wie sonst die Titel der damals so beliebten Taschenbücher hiessen. Nur in wenigen auserlesenen Kreisen regte sich frisches Leben. Hegel bereitete in der abgeschlossenen Gemeinde seiner Zuhörer die grosse Schlacht der Geister vor, die nach seinem Tode so mächtig entbrennen sollte. Wohl war es noch trostlos aller Wegen, doch zuckte es hie und da leise an dem bleigrauen Himmel, der trüb und fest die deutsche Nation wie mit einem Leichentuch bedeckte. Empfindlicheren Naturen wurde es unheimlich bei der allgemeinen Stille und sie sahen, wie Hoffmann, am hellen Tage Gespenster durch die menschenleeren Strassen Berlins wandeln. Die Herren Rechnungsräthe und Kammermusikanten, die Hoflieferanten und die alten Militärs hatten so etwas feierlich räthselhaft Langweiliges in ihrer ganzen Erscheinung, dass es wohl einem Schriftsteller verziehen werden konnte, wenn er glaubte, solche Wesen nur als Gespenster interessant darstellen zu können. In dies schwüle Traumleben trat Heine als ein junger Sturmvogel, wie der schwarzrothe Hahn aus den Sälen Hels, der die Götterdämmerung verkündet.

Im Varnhagen'schen Kreise, wo die Besten sich sahen, fanden Heine's Erstlingsgedichte warme Anerkennung. Der „Gesellschafter“ von Gubitz brachte sie in's weitere Publikum und bald darauf erschienen sie in einem Bändchen vereinigt und fanden eine aufmerksame, durchgängig lobende Besprechung. Aus einer ausführlichen Kritik vom Jahre 1822, welche A. Strodtmann in seinem verdienst- und geistvollen Werke über Heine mittheilt, entnehmen wir die folgenden Zeilen, welche noch heute ihre volle Gültigkeit haben:

„In unserer Litteratur hat noch nie ein Dichter seine ganze Subjectivität, seine Individualität, sein inneres Leben

mit solcher Keckheit und solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt, als Herr Heine in seinen Gedichten. Da die streng objective Darstellung dieser ungewöhnlichen, grandiosen Subjectivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt und da die Wahrheit eine wundersam allbesiegende Kraft besitzt, so haben wir wieder einen Grund mehr aufgefunden, weshalb Heine's Gedichte bei den Lesern einen so unwiderstehlichen Reiz ausüben."

Auch die beiden Tragödien „Almansor" und „Ratcliff" erschienen mit dem „Lyrischen Intermezzo" während Heine's Berliner Studienzeit. Die ersteren wurden nur von den persönlichen Freunden des Dichters gerühmt, die Charaktere zeigen zu wenig individuelle Züge, die Erfindung ist dürftig, der Dialog zu wenig dramatisch, als dass eine Bühnenwirkung mit diesen Jugendwerken möglich gewesen wäre. Ein Versuch, welchen Klingemann mit dem „Almansor" auf dem Braunschweiger Hoftheater unternahm, verunglückte vollständig. Heine selbst machte sich damals wunderbare Illusionen über seine Tragödien. „Ich weiss, man wird sie sehr herunterreissen", schrieb er an einen Freund nach Bonn, „aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtsammlung, die keinen Schuss Pulver werth ist."

Das Publikum urtheilte anders, es fand im „Intermezzo" die schönsten Lieder, die noch je einem bewegten Dichterherzen gelungen, den Triumph der deutschen Lyrik, die bis dahin noch niemals einen so leidenschaftlichen und zugleich so warmen, herzinnigen und schlichten Ton angeschlagen.

Warum sind denn die Rosen so blass,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdriesslich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb,
Mein liebes Liebchen, sprich?
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verliessest Du mich?

Durch den Zauber seiner Lieder, die zart und herb, schluchzend und hohnlachend, stets aber warm und melodisch das ewig neue Thema der beglückten und verrathenen Liebe besingen, hat Heine das Herz des deutschen Volkes sich gewonnen. So frei und offen wie er hatte freilich noch kein deutscher Lyriker sein eigenes Selbst preisgegeben, keiner hatte eine so liebenswürdig verführerische Persönlichkeit in seinen Versen offenbart, und das Räthsel dieses überreichen Naturells, das mit gleicher Künstlerschaft Anmuth und Trotz, Engelsmilde und zersetzenden Spott seinem Saitenspiele zu entlocken weiss und das sich wohlgefällig selber zu verhöhnen scheint, wirkte nur um so electrischer auf eine windstille, leidenschaftslose Zeit.

Woher dies tolle Behagen am eigenen Weh, woher die Lästerung und der Hohn auf den Lippen des süssen Sängers? Ist es das frühe Liebesleid, die reiche Quelle schmerzvoller Lieder, der Treubruch eines vergötterten Herzens, wodurch ihm der Glaube an die Wahrheit der schönsten Empfin-

dungen der Menschenseele und seines eigenen Empfindens geraubt wurde, so dass er die Zauberwelt, die er eben poetisch sich aufgebaut, mit frecher Hand oft selbst zerstört und in seine reinsten Töne den grellen Hohn, den kalten Spott mischt? — Wohl mochten trübe Jugenderinnerungen den Dichter bis in spätere Jahre begleitet und zur Selbstverhöhnung herausgefordert haben; doch hiesse es dessen eigenste Natur tief verkennen, wollten wir den Widerspruch in seinen Dichtungen wo anders als in seinem Charakter und in dem Charakter der Litteraturperiode erkennen, deren grösster Vertreter er geworden, jener Uebergangsperiode, in welcher neben den weichen Tönen der erblassenden Romantik der rauhe Tritt eines herannahenden kampflechzenden Geschlechts sich vernehmen lässt. Heine's Herz versenkt sich mit Wollust in das stille Waldesdunkel der Romantik, von den Märchen der Kinderzeit lässt er traulich die Sinne sich umgaukeln und sich forttragen in ein fernes Wunderland, wo schöne stille Menschen wohnen; sein Blick taucht hinab in die tiefe See zu versunkenen Städten und längstvergessenen Wesen, in seine Träume drängen sich süss-schaurige Schatten und raunen ihm verführerische Worte zu, oder es weckt ihn die todte Geliebte und presst ihn an ihre kalte Brust. Am felsichten Ufer lauscht er dem Rauschen des Windes und dem Gesang der schönen Wasserfee. Plötzlich aber, als schäme er sich des reinen Empfindens und süssen Selbstvergessens, bricht er in ein kaltes, langes Hohnlachen aus und all' die reizenden Bilder versinken, die erschrockenen Nachtigallen verstummen und die Blumen schliessen ihre „klugen Schwesteraugen". Die herbe Ironie, der zersetzende Verstand drängen ihn stets wieder zurück in die trockene Wirklichkeit.

Theurer Freund! Was soll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willst Du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebes-Eiern?

Ach! das ist ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und sie piepsen und sie flattern,
Und Du sperrst sie in ein Büchlein!

Heine unterschied sich eben darin so wesentlich von seinen romantischen Genossen, dass er nicht wie diese die Poesie als ein von der Wirklichkeit und dem Leben getrenntes Gebiet betrachten konnte. Er selbst gehörte seiner Zeit und dem Leben an, mehr als seine sämmtlichen Bewunderer und Widersacher; tiefer als sie fühlte er den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, doch hat ihn die Natur zum Streite angelegt und nicht zu stiller Resignation, er will erkämpfen, was erkämpfenswerth. So manches schöne erhabene Ziel winkt ihm am fernen Ufer, er möchte als ein wackerer Seemann ihm entgegensteuern, doch er sieht sich auf einem verlassenen Schiffe, einsam kreuzt er auf dem Ocean seiner Zeit und wo er sehnsüchtig an der Küste anfrägt, treffen ihn halbe Antworten und stumpfe Ergebung. An jeden seiner Schritte hängt sich die schwere Kette staatlicher Ueberwachung, jedes seiner Worte wird vorschriftsgemäss vom gesetzlich dazu berufenen Censor gewogen; er möchte in Himmelshöhen sich erheben und bemerkt, dass ihm die Flügel beschnitten. Ueber diesen Gegensatz von Wollen und Dürfen bricht dann der ernüchterte Dichter in ein tolles Gelächter aus, durch welches indessen das bittere Missbehagen an sich selbst und an seinem donquixoti-

schen Treiben stets wehmüthig als „Weltschmerz" durchklingt.

Auf die rohe Lesermasse übte freilich Heine's Verhöhnung des Idealismus den höchsten Reiz aus, sie nahm dieselbe als eine willkommene Verherrlichung ihrer eigenen Denkweise hin und der Dichter ruft ihr verächtlich zu:

> Selten habt ihr mich verstanden,
> Selten nur verstand ich euch;
> Nur wo wir im Koth uns fanden,
> Da verstanden wir uns gleich.

Wir wissen, dass Heine sich frivoler und skeptischer stellte, als er es in Wirklichkeit war, und wenn ihm die Kraft abging, sich rein und ganz einer mächtigen Empfindung hinzugeben und alles Gemeine weit von sich zu weisen, so fühlte er selber diese Schwäche mehr, als alle seine Ankläger, aber er sagte sich, dass Deutschland Dichter genug besessen, welche das Volk zum Cultus des Grossen und Erhabenen erzogen, und dass seine eigene Aufgabe eine wesentlich andere sei: er hat die faulenden Reste einer dem Untergange verfallenen Zeit zu zersetzen und aufzulösen und in so vielfältige Irrthümer er darüber auch verfällt, er weiss wohl, dass er einer bessern Zukunft nach Kräften die Wege ebnet. Man könnte sagen, sein politischer Verstand zersetzte sein poetisches Gemüth und liess dieses nicht zu voller Entwicklung gelangen; umgekehrt hinderte ihn auch sein poetisches Fühlen daran, ein starker Politiker zu werden, weil sein Blick in der prosaischen Welt, in welcher er lebte, die gegebenen Kräfte verkannte, mit welchen der Staatsmann rechnen muss, und sie unterschätzte; weil alles Wirkliche ihm als die Karrikatur der idealen Welt erschien, die seine Phantasie geschaffen.

Sein junges, kampfglühendes Herz gestattete ihm nicht,

sich, wie Schiller es in späteren Jahren gethan, aus diesem Reich der Unfreiheit in des Herzens stille Räume zu retten oder wie die gesinnungslosen Romantiker den Blick nach rückwärts zu wenden und sich der blauäugigen Muse des Mittelalters mit all' ihren überlebten Idealen in die Arme zu werfen, und wenn er auch, dem Zeitgeschmack und den Erinnerungen der Ammenstube folgend, gern der mondbeglänzten Zaubernacht sich hingibt, die den Sinn gefangen hält, so wird doch das „Dunstthum" seinem taghellen Verstand bald zur Posse. Er kann sich nicht enthalten, überall die Kehrseite der Medaille zu betrachten, und so gelangt er bald dazu, über seine Schwärmerei sich selber lustig zu machen. Charakteristisch für sein Behagen, an dem Erhabenen das Lächerliche aufzusuchen, ist der Ausspruch, den er irgendwo thut: „Der verzweifelnde Republikaner, der sich wie ein Brutus das Messer in's Herz stiess, hat vielleicht zuvor daran gerochen, ob auch kein Häring damit geschnitten worden."

Anspruchslose Tugend, die im stillen Geleise des Lebens das Gute thut um des Guten willen, die aufopfernd sich hingibt einer Idee und geräuschlos für sie wirkt bis an's Ende, weiss er mehr als irgend Jemand zu schätzen; dafür spricht so überzeugend sein Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde Moser. Zuwider ist ihm die Gesinnungsprahlerei, die politischen Biedermänner fordern seinen beissendsten Spott heraus, der säbelschleppende Republikaner ist ihm ein eben solcher Greuel, wie der langhaarige Teutomane und der Ritter von der Hasenheide. Alles Pathos flösst ihm Misstrauen ein, weil er es für Schwäche oder Trug hält, und so reizt es ihn, den ehrwürdigsten Häuptern die Perrücken auszuklopfen und sie uns in ihrer prosaischen Plattheit zu zeigen. Niemals hat Heine sich an wirklicher

Kraft und Grösse vergriffen. Der greise Goethe, welcher von dem jungen Dichter trotz seines Besuches in Weimar keine Notiz genommen, blieb zu einer Zeit, wo Menzel und Börne ihre Bolzen gegen ihn verschossen, sein hochgeehrter Meister. Wie viel gesünder und unbefangener ist sein Urtheil über Schiller, als dasjenige, woran die Romantiker uns gewöhnt haben. Wie weiss er Uhland zu schätzen neben dem Tross seiner dilettantischen Nachahmer. Mit welcher Treue hielt er in Freundschaft fest an Varnhagen und Immermann und an seinen späteren zahlreichen Genossen! Wo Heine unbarmherzig dreingehauen, war er stets der angegriffene Theil gewesen; dann aber war er freilich so rücksichtslos, wie wir dies in unserer Litteratur noch nicht erlebt. Das Ungestüm seines Temperaments riss ihn nur zu leicht hin, seinen Gegner nicht nur zu züchtigen, sondern zu zerfleischen. Wir werden von Mitleid für das gepeinigte Opfer ergriffen, doch mitten in die Schauer der Hinrichtungsscene mischt sich das Gefühl der Bewunderung, dass unsere Sprache solcher Geisselhiebe des Witzes fähig ist, und die Freude, dass wir auf dem Gebiete der Satyre endlich einen grossen Meister besitzen.

Das „Buch der Lieder“ gibt uns genau genommen schon den ganzen Heine. Mit überraschender Schnelligkeit entwickelt sich in den auf einander folgenden Cyklen der hier vereinigten Gedichte neben der süssen Wehmuth um die verlorene Geliebte die Anfangs schalkhaft auftretende Ironie zu übermüthiger Derbheit oder zu disharmonischem Weltschmerz. Von Blatt zu Blatt werden wir aus einer Empfindung in die andere getrieben, von berauschenden Melodien der Liebe zu wilden Ausbrüchen des Hasses; die Traumbilder werden düsterer und qualvoller. Selbst dem Mai „mit seinen goldenen Lichtern und seidenen Lüften

und gewürzten Düften“ verriegelt der Dichter die Thür, doch ist es nicht auf lange, wir kehren bald und gern mit ihm zurück zu den verlassenen Jugendgöttern, wir folgen ihm gern in die erfrischenden Waldesschatten des Harzes, in die traute Hütte, wo der alte Bergmann wohnt,

„wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.“

Oder wir wandern mit ihm „am flachen Gestade, über den fluthbefeuchteten Sand“ und treten in die einsame Fischerhütte.

„Vater und Bruder sind auf der See,
Und mutterseelenallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie,
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungssüsses, heimliches Summen,
Und schüttet knisterndes Reisig in's Feuer,
Und bläst hinein,
Dass die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weisse Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.“

Eine Plastik der Darstellung, wie sie in den eben gelesenen Versen und besonders im „Seegespenst“ uns so wunderbar anheimelt, hatte Deutschland bis dahin nur bei

Gœthe gekannt, wie denn auch an feinem Naturgefühl Heine seinem grossen Meister nicht nachsteht.

Der Aufenthalt in Berlin war besonders für des Dichters Stellung zu seinen Glaubensgenossen und für die Polemik auf religiösem Gebiete, die von nun an durch alle seine Schriften sich auffallend vordrängt, weil sie seinen Geist am lebhaftesten beschäftigte, von tiefer Bedeutung. Während er in Bonn und Göttingen sich beinahe ausschliesslich in christlicher Gesellschaft bewegte, trat er in Berlin theilnehmend in einen Kreis hochbegabter Männer, welche sich mit mehr Eifer als Erfolg um die innere Reform des Judenthums bemühten. Wen muthet es nicht eigenthümlich an, den Dichter des „lyrischen Intermezzo“ und des „Atta Troll“ in einer Schule für Judenknaben aus freiem Antriebe den Unterricht in der Geschichte geben zu sehen? Wir möchten auf diesen Zug aus dem Jugendleben Heine's ein bedeutendes Gewicht legen. Sein fortwährendes Zurückkommen auf religiöse Fragen zu einer Zeit, wo die gebildete Welt sich ziemlich vornehm und indifferent gegen dieselben verhielt, hatte wesentlich ihren Grund in dem Kampfe um die politische Gleichberechtigung der Juden. Das Christenthum fand erst einen erbitterten Gegner in ihm an dem Tage, wo er den formellen Uebertritt zu demselben vollziehen zu müssen glaubte, um damit in Deutschland den Zutritt zum Staatsdienst zu erlangen. Von wahrhaft tragischer Wirkung finden wir die Briefe, welche er nach Vollendung seiner Studien und nach Erwerbung des Doctortitels in Göttingen an seinen Freund Moser nach Berlin richtet und in denen er über die Taufe des Professors Eduard Gans sich ausspricht und zugleich über seinen eigenen Glaubenswechsel.*)

*) A. Strodtmann, Heine's Leben und Werke, Bd. I, 407.

„Ich weiss nicht, was ich sagen soll", schreibt er, „Cohen versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israel zu bekehrèn. Thut er dieses aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr; thut er es aus Gleissnerei, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, ihn zu lieben; dennoch gestehe ich, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich statt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen. Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere Dich: wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben."

In einem andern Briefe schreibt er an denselben Freund: „Wie Solon sagte, dass man Niemanden vor seinem Tode glücklich nennen könne, so kann man auch sagen, dass Niemand vor seinem Tode ein braver Mann genannt werden sollte.... Ich stehe oft auf des Nachts und stelle mich vor den Spiegel und schimpfe mich aus. Vielleicht seh' ich des Freundes Seele jetzt für einen solchen Spiegel an...." „Wie tief begründet ist doch der Mythus vom ewigen Juden! Im stillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draussen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weissen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt, kann kein Barbier abrasiren." — „Ich werde jetzt ein rechter Christ, ich schmarotze bei den reichen Juden."

Aus Heine's Nachlass theilen wir hier noch folgendes Gedicht mit, welches sich unzweifelhaft auf seinen Uebertritt zum Christenthum bezieht:

Einem Abtrünnigen.

O des heil'gen Jugendmuthes!
O wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor 'wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Heine hat seine Abtrünnigkeit von den Stammesgenossen, an denen ihm sonst so spottwenig gelegen war, doch nie verwunden; sie zehrte an ihm, dem Ungläubigen, sein ganzes Leben lang als ein Akt der Feigheit, den er sich nicht vergeben mochte, so alltäglich derselbe auch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts vorkam. „Die Taufe", wie Strodtmann in seinem vortrefflichen Buche bemerkt, „hatte ihn im innersten Gewissen mit sich selbst entzweit, von Herzen wurde er niemals ein Christ, und bei seinen Feinden hiess er: der Jude."

Dazu kam das drückende Bewusstsein, dass der Religionswechsel, zu dem er sich hergegeben, an seiner finanziellen Abhängigkeit von dem reichen Oheim durchaus nichts änderte. Zu einer Staatsanstellung brachte er es trotz vielfacher Bemühungen nicht, und zur Advokatur in Hamburg mochte er sich nicht entschliessen.

Die nächsten Jahre brachte Heine auf Reisen zu.

Nachdem er sich eine Zeit lang in Hamburg und an der Nordsee aufgehalten, ging er nach England, nach Stuttgart, München und Italien, um endlich, von der Julirevolution angeregt, seinen bleibenden Wohnsitz in Paris zu nehmen. In diesen Jahren entstanden seine „Reisebilder", die er mit den schönsten seiner Gedichte durchflocht, welche später einen Platz im „Buch der Lieder" fanden. Die „Reisebilder" waren für Deutschland ein litterarisches Ereigniss. Gerade das, was die pedantische Kritik damals und auch heute noch diesem Glanzproducte wahren Humors vorwirft, das Fragmentarische, das scheinbar absichtslose Plaudern über Menschen und Dinge, der Mangel an einem bestimmten Plan, war das Verdienstvolle des neuen Werkes. An ernsten und tiefsinnigen Büchern hatte es der Nation von Denkern auch damals nicht gefehlt, man sehnte sich nach heitern, lebensvollen Gestalten. Die geschminkten Fratzen der romantischen Muse hatten ihre Anziehungskraft verloren, die schwächlichen Blüthen ihrer somnambulen Phantasie fielen zusammen und welkten im Sonnenlichte der neuen Zeit. Da that die Frische und Keckheit eines Dichters wohl, der mit seinem gesunden Lachen die bleichen Gespenster verscheuchte, welche den Schein des Lebens erheuchelt hatten und ihre matte Schläfrigkeit der ganzen Nation mitzutheilen drohten. Die alternde Lüsternheit eines Friedrich Schlegel und Heinse erblasste vor der rothwangigen Sinnlichkeit des jungen Poeten; das Jean Paul'sche harmlose Lächeln über die Alltagsnarrheit der Alltagsmenschen erfror über dem beissenden Spott, der die gesammte officielle Heuchelei in Staat und Kirche schonungslos angriff. Zugleich wurde das abschreckende Rothwälsch der herrschenden Philosophie plötzlich mit edler Unverschämtheit in das glänzendste Deutsch übertragen, und dem freudig

erstaunten Leser war es überlassen, aus den bunten Einfällen des witzigsten Kopfes sich das ihm Zusagende auszuwählen und das Nichtausgesprochene frei zu ergänzen. Die „Reisebilder", wie alle Heine'schen Schriften, wirkten zersetzend auf die damalige Gesellschaft und anregend auf die Constituirung einer neuen Ordnung. Wie glücklich passte zu diesem Zwecke die fragmentarische Form, welche die Behandlung jedes interessanten Gegenstandes zuliess und den Leser um so mehr anmuthete, als er für mündig angesehen und nicht durch Breittreten und Erschöpfen der Tagesfragen gelangweilt wurde. Selbst das, was uns heute affectirt erscheint, das Kokettiren mit einem unheilbaren Liebesweh, das ewige Hereinziehen der „todten Maria", mochte auf eine an Sentimentalität gewöhnte Zeit durch den Contrast mit dem nichts achtenden Spott des hartgesottensten Ketzers seinen Reiz nicht verfehlen.

Heine's Uebersiedlung nach Paris war für die fernere Entwicklung des Dichters gewiss von nachtheiligen Folgen. Als er durch Wolfgang Menzels Denunciation mit den Schriftstellern des sogenannten Jungen Deutschlands vom Bundestag in die Acht gethan wurde, der sogar Alles, was er ferner noch schreiben würde, im Voraus verbot, da war es Zeit für ihn, in die Heimath zurückzukehren und ein gerichtliches Urtheil herauszufordern. Er zog es vor, sich von Paris aus um Zurücknahme des Verbots seiner Schriften an den Bundestag zu wenden und sich zum politischen Märtyrer zu stempeln, zu dem seine Natur so wenig angelegt war. Paris hat, wie Heine selbst in seinem Nekrolog auf Ludwig Markus ausspricht, keinem Deutschen auf die Länge Glück gebracht; ihm wohl am wenigsten, so sehr er das moderne Babel auch verherrlicht hat.

Auf die meisten Fremden übt Paris einen Zauber aus,

von dem sie nur schwer sich befreien; für viele wird es zum verderbenbringenden Loreleifelsen. In der Heimath an eine relative Gebundenheit der Sitten gewöhnt und mit angeborener Scheu dem öffentlichen Urtheil Rechnung tragend, sieht der Deutsche in Paris sich völlig unbeobachtet und vieler conventionellen Fesseln ledig. Er findet hier einen ewigen Carnaval, eine unversiegbare Quelle von berückenden Genüssen, denen er um so leichter sich hingibt, als sie in dem ungewohnten Gewande der Grazie ihm entgegentreten und hier die Rohheit sogar des Schmuckes der Poesie nicht entbehrt. Der Deutsche übersieht in der Regel, dass der Franzose das leichte Temperament seiner Hauptstadt kennt, sich ihr im ersten Jugendrausch für kurze Zeit wohl in die Arme wirft, aber selten eine ernste Ehe mit ihr eingeht. Unsere gründlichen Landsleute hingegen werden nur zu leicht bestrickt und gefesselt von der Nixe Lutetia; selbst die feinfühlige und zugleich mit so scharfem Verstande ausgestattete Natur eines Heine liess sich von der trügerischen Anmuth der fremden Zauberin umgarnen. Er fiel ihr freilich nicht täppisch zum Opfer, wie der erste beste blondlockige Germane, er kannte die Gleissnerin, sie hatte bald nichts mehr Geheimnissvolles für ihn und dennoch küsste er ihre geschminkten Wangen. „Wovon der Mensch nicht lassen kann, das wird sein Verhängniss.“

Wenn wir es als ein Unglück für Heine betrachtet haben, dass die Freigebigkeit eines reichen Verwandten ihn nur zu sehr an Abhängigkeit von fremder Güte gewöhnte, so war es ein zweites Unglück für ihn, dass ihn das Schicksal an Paris fesselte, wo seine Leichtlebigkeit sich nur zu sehr zu Hause fühlte und seine bessere Natur der schützenden Heimath entbehrte. Heine hat Frankreich viel gegeben, aber spottwenig von ihm empfangen. Alle Wurzeln

seines Dichtergenius ruhen auf deutschem Boden, hier können wir trotz der Ureigenheit seines Talentes die zahlreichen Fäden entdecken, welche ihn mit verwandten heimischen Poeten verbinden. Der französischen Litteratur hat Heine kaum eine Zeile seiner Werke zu verdanken; sein Geistesbruder Alfred de Musset trat erst zehn Jahre nach ihm in die Oeffentlichkeit, ja selbst in der Verherrlichung Napoleons ist der deutsche Dichter mit seinen „Zwei Grenadieren" früher aufgetreten als Béranger mit seinen „Souvenirs du peuple" und seinem „Vieux Sergent". Frankreich hingegen verdankt Heine durch sein Buch „De l'Allemagne" eine Darstellung der deutschen Dichtung und Philosophie, welche trotz der vielen Einseitigkeiten, von denen es nicht frei ist, das gleichnamige Werk der Frau von Staël bei Weitem überragt. Es gewann zugleich in dem deutschen Schriftsteller den mächtigsten Verbündeten gegen die zottelbärtigen Teutonen, welche in dem überrheinischen Geiste nur den allgemeinen Verderber sahen und kein Verständniss für die zahlreichen Verdienste Frankreichs um die Civilisation und den politischen Fortschritt der Menschheit besassen.

Heine fühlte es selbst tief genug, dass ihm zu seinen Schöpfungen der heimathliche Boden fehlte. Alle seine Schriften, welche von Paris ausgingen, tragen trotz der schneidendsten Ironie den wehmüthigen Zug der Sehnsucht nach dem Vaterlande, für dessen Verlust das reiche politische Leben, das ihn in Frankreich umbrauste, auf die Länge nicht entschädigen konnte. Einem deutschen Schriftsteller, welcher genöthigt gewesen, seine Manuscripte in verschiedene seiner sechsunddreissig Vaterländer zum Censor zu senden, um nur irgendwo das Imprimatur zu erlangen, musste schon die Pressfreiheit, die wichtigste Errungenschaft der Juli-

revolution, als ein beneidenswerthes Gut erscheinen; Deutschland, mit dem damaligen Frankreich verglichen, musste ihm mit Recht als weit zurückgeblieben gelten, und dennoch erkannte er bald genug, wie wenig die Julirevolution von dem verwirklicht hatte, was sie Anfangs versprochen. Er machte auch kein Hehl daraus in seinen Correspondenzen an die „Allgemeine Zeitung“, welche er später unter dem Titel „Französische Zustände“ gesammelt herausgab.

Heine war überhaupt zu skeptischer Natur, um an etwas Errungenem sich lange zu freuen oder sich von irgend einem selbst erlebten Ereigniss imponiren zu lassen. Ein Feind alles Pathos in der Poesie wie in der Politik, ist ihm jede lärmende Begeisterung verdächtig, und lässt er sich je einmal zu einer Bewunderung des bewegten Volksthums hinreissen, so schüttet sein kalter Verstand schnell reichliches Wasser auf das verrätherische Jugendfeuer.

Heine kam in Paris mit Ludwig Börne zusammen, dessen strenger Republikanismus ihm wohl nur deshalb so zuwider war, weil er sich zugestehen musste, dass er an Charakter seinem edlen Landsmanne nachstand und dass man Ansprüche an ihn machte, denen er durchaus nicht genügen konnte, ohne seiner Natur Gewalt anzuthun. „Genialität und Tugend leben in beständigem Hader und kehren sich manchmal verdriesslich den Rücken.“ Diese Worte unseres Dichters gehören zu seinen freimüthigsten Selbstgeständnissen, sie passen auf sein Verhältniss zu Börne, sie passen auf sein ganzes zwischen Idealismus und Sensualismus hin und her schwankendes Leben.

Zum politischen Märtyrerthum war er sicher nicht angethan, dazu fehlte ihm der Glaube an sich selbst, wie der an den Werth der von seiner radikalen Umgebung erstrebten Ziele, der Glaube an die Tüchtigkeit und den

Ernst seiner subalternen Kampfgenossen. Er fühlte seine eigene Bedeutung auch viel zu sehr, um sich mit den deutschen Handwerksburschen, die ihre Geheimbünde in Paris hatten, in Reih' und Glied zu stellen. Man lese in seinen „Geständnissen" sein Zusammentreffen mit dem Schneidergesellen Weitling: „Ich gestehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider mit seiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten sprach, womit ihn die deutschen Schliesser zuweilen belästigten, wenn er im Loch sass. — Loch! Schliesser! Ketten! lauter fatale Coterieworte einer geschlossenen Gesellschaft, womit man mir eine schreckliche Vertrautheit zumuthete."

Trotz seines Widerwillens gegen das ungewaschene und ungläubige Knotenthum verbirgt er jedoch bei keiner Gelegenheit sein Interesse an den socialen Fragen, die für ihn eine entschieden grössere Bedeutung haben, als der Streit um Staatsformen, deren freieste den Bedrängten noch nicht aus der Knechtschaft des Elends zu retten, vor der Ausbeutung des Schwachen durch den Starken zu schützen vermag. Seine Phantasie wird mächtig angeregt durch die weite Perspective in eine Zeit allgemeiner Völkerverbrüderung und freien Menschenthums, die ihm der Saint-Simonismus eröffnet, und er vertieft sich mit ernster Theilnahme in die neue Lehre, ja er widmet dem Vater Enfantin, der die Rehabilitation des Fleisches und die Emancipation der Frauen gepredigt, sein Buch „De l'Allemagne". Bei einer späteren Auflage zieht er freilich die Widmung zurück, er ist ernüchtert, als er seine alten Saint-Simonistischen Freunde überall in Amt und Würden sieht, als Vertheidiger der Ordnung und der Familie. „Die Dinge haben sich geändert", sagt er in einer neuen Vorrede zu demselben Buche, „die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder

verhöhnt noch verfolgt, sie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion ist; sie durchlaufen nicht mehr barfuss die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen — diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheirathet und sind die unerschrockensten Epouseurs von der Welt geworden. Diese ehemaligen Apostel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menschheit geträumt, haben sich damit begnügt, das silberne Zeitalter, die Herrschaft jenes Dieu-argent fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem ist."

Jene leidige Idee von einer Rehabilitation des Fleisches war lange Heine's Steckenpferd, das er in vielen seiner Schriften zu Tode hetzt. Durch die Geschichte der Menschheit verfolgt er den Gegensatz zwischen Judaismus und Hellenismus, zwischen Spiritualismus und Sensualismus. „Einst, wenn die Menschheit ihre volle Gesundheit wieder erlangt", sagt er, „wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklicheren und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude empor blühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübselig enthalten und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind."

Uns will es bedünken, als ob das Christenthum mit der „Verdammniss des Fleisches" bis jetzt gar wenig ausgerichtet und als sei hier von Heine und seinen Nachtretern

des „Jungen Deutschlands" ein Kampf gegen Windmühlen gefochten worden. Die christliche Religion — und dasselbe müsste auch die „Religion der Freude" — hat der ungeheuren Mehrheit unserer Mitmenschen als ein wohlthätiger Regulator ihrer Leidenschaften gedient und der Dichter der „Lamentationen" hätte wohl mehr als mancher Andere eines solchen Regulators bedurft.

Die Schriften „zur Geschichte der Religion und Philosophie, die romantische Schule, die florentinischen Nächte", die der Dichter nach einander im „Salon" veröffentlichte, nachdem sie gleichzeitig oder auch schon vorher französisch in der „Revue des deux mondes" erschienen waren, fielen in die trübseligste Zeit deutscher Bundestagsverfolgungen. Wir dürfen Heine, an dessen Ueberzeugungstreue so viel gezweifelt worden, das Ehrenzeugniss nicht versagen, dass er mit Wienbarg und Gutzkow der Einzige war, der fest zur Fahne der Freiheit stand und der servilen Meute deutscher Schriftsteller, die nun unter obrigkeitlichem Schutze gegen ihn losfuhr, tapfer die Zähne wies. Indessen trübte doch der längere Aufenthalt auf fremdem Boden sein Urtheil über Deutschland, von dessen politischer Entwicklung ihm Briefe und Zeitungen kein richtiges Bild zu geben vermochten. Seine skeptische Natur liess ihm jede Regung des öffentlichen Geistes gegen den seiner Macht bewussten Absolutismus als ohnmächtig, fast als ein lächerliches Beginnen erscheinen. Die deutschen Flüchtlinge, denen er in Paris kaum ausweichen konnte, waren ihm mehr und mehr widerwärtig geworden, seitdem sie an dem Ernste seines Liberalismus zu zweifeln begannen. Er hatte freilich durch seine Correspondenzen an die „Allgemeine Zeitung" nicht selten Veranlassung zu Misstrauen gegeben, weil er nämlich, um sich überhaupt eine fernere schriftstellerische Thätigkeit zu

ermöglichen, es für nothwendig gehalten, eine monarchische Gesinnung herauszukehren, mit der es ihm schwerlich ganzer Ernst war. Dazu kam, dass er von der französischen Regierung seit dem Jahre 1836, wie andere fremde Schriftsteller und Notabilitäten des Auslandes, eine Unterstützung bezog. Er hätte schwerlich ohne dieselbe existiren können, auch ist unzweifelhaft, dass er der Regierung Louis Philipps keine Dienste für die ihm gewordene Wohlthat leistete, und dennoch erfüllt es uns mit Schmerz, dass ein in den wichtigsten Fragen der Menschheit so unabhängig denkender Geist Frankreich gegenüber nicht denselben Stolz bewies, dessen er deutschen Regierungen gegenüber sich rühmen durfte.

Heine hatte den rechten Augenblick versäumt, in die Heimath zurückzukehren, und das rächte sich bitterlich an ihm. Sein gespanntes Verhältniss zu den deutschen Republikanern in Paris gab ihm das Buch über Börne ein, das ihm nur Widerwärtigkeiten eintrug und dessen Veröffentlichung er später selbst bereuen musste. Trotz gegen die gespreizte Tugend der Teutomanen verleitete ihn zu einer Reihe von Liedern, in welchen die unzweideutigsten Berühmtheiten des Demi-monde, ja des Quart du monde uns vorgeführt werden. In seinen Lorbeerkranz flocht er mit solchen Gesängen keine neuen Blätter und befreundete Stimmen sogar begannen seine Dichterkraft als erlahmt zu betrachten.

Da trat 1840, mit dem Thronwechsel in Preussen, eine Wendung im öffentlichen Leben Deutschlands ein, welche sich auch in der Poesie überraschend schnell kundgab. Die Dichtung wurde tendenziös, die politische Gesinnung liess sich in feurigen Strophen vernehmen, deren hinreissende Gewalt die enthusiastische Jugend entflammte.

Jene Fanfaren der Freiheit, die heute kaum noch ein Echo finden, wirkten damals zündend; sie bereiteten die Geister zu den blutigen Kämpfen vor, die wenige Jahre darauf die neue Zeit einleiten und Deutschland zu seiner Verjüngung führen sollten.

Heine nahm Theil an den poetischen Manifestationen der vierziger Jahre, wenn auch nicht ganz in der Weise, wie seine Gesinnungsgenossen dies von ihm erwartet. Seine liberale Ueberzeugung glaubte er bisher hinreichend bethätigt zu haben. Gesinnung allein, wenn sie nicht mit Kraft gepaart war, flösste ihm keine besondere Achtung ein; die blosse Bravheit forderte sogar seinen Witz heraus, der arme Venedey hatte dies nur zu sehr erfahren müssen. So entstand jenes eigenthümliche Poem „Atta Troll“, in welchem der Dichter, als wollte er die untergehende, sangesheitere Zeit an der Gegenwart rächen, deren politischer Pathos ihm als ein Feind aller wahren Poesie galt, sich wieder einmal mit Wohlgefühl im Märchenwalde der Romantik tummelt. „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik“, sagt er in seinen „Geständnissen“, „blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höheren Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödtlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich aller holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiss, es war das „letzte freie Waldlied der Romantik“ und ich bin ihr letzter Dichter; mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen ge-

schlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward." Bei alle dem war „Atta Troll" nicht weniger tendenziös, als die politische Lyrik, die er verspottete. Dass Heine diese Verspottung überhaupt nicht unterlassen konnte, charakterisirt seine ganze Weltanschauung. Die Bestrebungen der Masse, wenn sie nicht durch dramatische Lebendigkeit seine Phantasie gewannen, beleidigten entweder sein Schönheitsgefühl, oder erregten nur sein Mitleid. Er interessirt sich in der Geschichte der Menschheit stets nur für die grossen Auserwählten, die durch ihre geistige Ueberlegenheit die Gesammtheit lenken und vorwärts treiben; das Volk ist ihm ein blöder Haufen, und die Tribunen niederer Ordnung, welche den Volksgedanken in Prosa oder in Versen zum Ausdruck bringen, sind ihm mit „ihrem vagen, unfruchtbaren Pathos, jenem nutzlosen Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in ein Meer von Allgemeinheiten stürzt", nur komische Erscheinungen, ja sie werden ihm widerwärtig, weil sie Männlichkeit und Tugend für sich allein in Pacht zu nehmen scheinen. Heine fühlte sich immer auf das Tiefste gekränkt, wenn „schlechte Musikanten", wie er diese Leute nannte, ihn frivol schalten oder an der Wahrheit seiner Ueberzeugungen zweifelten; deshalb ruft er mit fast komischer Entrüstung in der Vorrede zum „Atta Troll" seinen Verkleinerern entgegen: „Du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Grösse beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie

roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefasst werden können."

Wenn wir in den bald nach dem „Atta Troll" erschienenen „Neuen Gedichten" die Lieder ausnehmen, welche er unter dem Titel „Neuer Frühling" zusammengestellt hatte, und die zu dem Schönsten und Reinsten gehören, was die deutsche Lyrik hervorgebracht, so sehen wir den Dichter mehr und mehr in eine pessimistische Richtung verfallen, welche ihn zu einer Weltverachtung und einem Sichgehenlassen verleitete, die im Interesse der Kunst zu bedauern sind. Der schalkhafte Humor wird oft zur boshaften Satyre, die sich nicht nur gegen mächtige Gegner, sondern auch gegen dunkle Ehrenmänner richtet, die der Angriff verschonen sollte, weil sie sich in ihrer Schwäche nicht wehren können. Dem französischen Beurtheiler und theilweise Uebersetzer der Heine'schen Werke, Saint-René Taillandier, ist das Hineinziehen von Privatangelegenheiten in die öffentliche Polemik, das grausame Abschlachten von Personen, wo es sich um Ideen und Zeitinteressen handelt, geradezu unerklärlich, und er ist wohl geneigt, die Heine'sche Rücksichtslosigkeit als eine specielle deutsche Unart anzusehen. In der That hat Heine durch seine häufige Verletzung des litterarischen Anstands nicht wenig dazu beigetragen, dass nach ihm eine nur zu grosse Anzahl plumper Kumpane sich geradezu berechtigt glaubte, die Presse als eine Schmäh- und Verleumdungsanstalt zu betrachten, und sich auf ihre Rohheit noch gar etwas zu Gute that.

Als die Frucht eines im Herbst 1843 und im Sommer des folgenden Jahres in Hamburg gemachten Besuches erschien bald darauf, gewissermassen als Antithese zum Sommernachtstraum „Atta Troll", „Deutschland, ein Wintermärchen", wie jenes Bärenepos ein Werk voll echter,

goldner Poesie, herzinnig, wenn des Dichters früheste Jugendeindrücke wieder wach werden und die alten Märchen und Sagen durch die Nebel der Kindheit sonnig hervorblühen, eine unsterbliche Satyre, wenn seine Augen auf die reale Gegenwart fallen und das allgemeine Philisterium, das ihm überall entgegen gähnt, ihn zum tollsten Spott herausfordert. Auch in diesem Gedichte, das seine Spitzen besonders gegen Muckerei und Soldatenthum, gegen Hoftheologen und westphälischen Junkerhochmuth kehrt, benutzt der Dichter die Gelegenheit, um auf die ergötzlichste Weise seine Unabhängigkeit von allen Tagesmächten zu betonen. Man lese nur die Rede, die er im nächtlichen Walde an die Wölfe hält:

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr liesset Euch nicht fangen
Von Schelmen, die Euch gesagt, ich sei
Zu den Wölfen übergegangen,

„Ich sei abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widersprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.“

Die Februarrevolution des Jahres 1848 überraschte Heine auf dem Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Körperlich gelähmt, hülflos wie ein Kind, hatte er doch seine dichterische Kraft nicht eingebüsst, und die bunten Bilder der nie rastenden Phantasie und des stets flüggen Witzes umgaukelten sein edles, durch tiefes

Leiden verklärtes Haupt. Die zitternde Hand zeichnete grosse Buchstaben auf das weisse Papier, wenn die Wärterin sich zur Ruhe begeben und das Pianogeklimper in der Nachbarschaft die Nerven des kranken Dichters endlich verschonte. So entstanden eine Anzahl poetischer Schöpfungen, die unter dem gemeinsamen Titel „Romancero" als die letzte Gabe eines Sterbenden Deutschland dargebracht wurden. Sie wurden mit getheilten Empfindungen aufgenommen. Die Einen wiesen sie mit Entrüstung zurück, sie sahen in Heine's öffentlichem Bekenntniss, dass er „mit dem Schöpfer Frieden gemacht", nur eine freche Verhöhnung des Heiligsten, die Andern nahmen diese Gabe mit Bewunderung und Dankbarkeit auf, und ihre Theilnahme an dem schmerzlichen Loose des Dichters wurde jetzt nur um so wärmer. Für uns, die wir auf der kleinen Bühne unseres republikanischen Gemeinwesens dazu erzogen worden, uns zu den Mitspielenden in der Weltkomödie menschlich mitbürgerlich zu verhalten, ihre Rollen mögen uns noch so sehr zuwider sein, wir sind fern von jenem abstrakten Hass und jener abstrakten Vergötterung, die nur da entstehen können, wo die Distanz zwischen den Helden und den Statisten eine allzu grosse ist, wo sich zu viel stumme Komparsen hinter den Coulissen umhertreiben. Uns ist Heine auch im „Romancero" deshalb eine so durchaus sympathische Natur, weil er den Muth hat, sich zu geben, wie er ist, mit seiner Begeisterung und seiner Ironie, seinem Hass und seiner Liebe, seiner Engelsgüte und seiner wölfischen Bosheit, seinem Skepticismus und seiner Idealität, seinem herausfordernden Trotz und seiner kindlichen Nachgiebigkeit, seiner klugen Voraussicht und seiner naivsten Blindheit. Gerade das Nebeneinander so widerstreitender Elemente in demselben Charakter rückt ihn uns menschlich näher, er

wird uns in Folge dessen ein Repräsentant der Menschennatur überhaupt, ein offener Spiegel, in welchem Jeder, auch der mindest Verwandte, einen Theil seines eigenen Selbst, sei es nun in matter oder in greller Beleuchtung, wiederentdeckt. Die Gegensätze in dieser ausserordentlichen Erscheinung mangeln auch nicht jener höhern Einheit, die uns mit ihnen versöhnt. Diese Einheit in Heine's Charakter findet der unbefangene Beurtheiler, so sonderbar dies Manchem auch klingen mag, in seiner Wahrhaftigkeit, die bis zur Blosstellung seiner Persönlichkeit geht, und in der unwandelbaren Skepsis, die ihn bis zum letzten Athemzuge nicht verlässt. Selbst die Widersprüche in Heine's politischem Auftreten sind nur äusserlicher Art, sie thun seinen demokratischen Grundanschauungen keinen Eintrag, und Vieles davon lässt sich aus der wohlbegründeten Ueberzeugung erklären, dass die Lösung der Fragen, welche den Menschen am tiefsten berühren, von den politischen Schreiern am wenigsten gefördert werden. Schwerer scheint es, von Heine's religiöser Entwicklung sich Rechenschaft ablegen zu können, und doch ist dieselbe von überraschender Klarheit, weil unser Poet auch auf diesem Gebiete Alles öffentlich auskramt, was Andere hübsch weise für sich behalten. Heine kam zu keinem Abschluss mit sich selbst gerade in den religiösen Fragen, die ihn mehr als jeden deutschen Dichter doch sein ganzes Leben hindurch beschäftigten.

So schreibt er noch auf seinem Krankenbette folgende, wie er selbst sagt, „blasphemisch-religiöse“ Strophen:

„Lass die heil'gen Parabolen,
Lass die frommen Hypothesen,
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

„Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich und als Sieger
Trabt auf hohem Ross der Schlechte?

„Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig!

„Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?"

Es ging ihm in der Philosophie wie in der Poesie. So wie er in der letztern seine romantische Abstammung nie verleugnen konnte und in höherem Grade ein Romantiker war, als er selbst es ahnte, ebenso wenig konnte er trotz seines hellenischen Naturells seinen spiritualistischen, judäischen Deismus jemals überwinden. Sein unaufhörliches Zurückkommen auf religiöse Fragen beweist nur, dass er stets im Vordertreffen der Geisterschlacht gestanden, doch hat seine Hand nie den Oelzweig des Friedens geschwungen, und er sieht sich am Ende seiner Laufbahn gerade so weit, wie er zu Anfang derselben gewesen. Wohl hat er viel Prachtfeuerwerke und Raketen in seinen unausgesetzten religiös-philosophischen Feldzügen abgebrannt und das ergötzte Publikum wird ihm stets dafür zu Dank verpflichtet sein, doch konnte er sich zuletzt der Betrachtung nicht enthalten, „dass die magersten Spittelsuppen der christlichen Barmherzigkeit für die verschmachtende Menschheit noch immer erquicklicher sein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'schen Dialektik". Heine war auch hier

ein Kind seiner Zeit, welche den Menschen wie eine Abstraktion behandelte, anstatt auf ihn wie auf die übrige Erscheinungswelt die strenge Methode der Naturforschung anzuwenden, welche dazu berufen ist, uns zu einer langsamen, aber doch fortschreitenden Erkenntniss unserer selbst zu führen und, was mehr werth ist, unsern Drang nach Erkenntniss zu beschäftigen und innerhalb der Schranken, welche unserer Menschennatur gesetzt sind, zu befriedigen. Die Naturforschung war aber damals noch nicht in die Schlachtlinie gerückt wie heute, der Kampfplatz war getheilt zwischen Theologie und Philosophie, und so kam es, dass Heine am Ende von beiden nichts wissen wollte, weil keine ein Räthsel ihm gelöst.

Der „Romancero“ resümirt gewissermassen Heine's gesammte dichterische Thätigkeit. Alle Accorde, die der Poet jemals angeschlagen, klingen in diesem Werke wieder, nicht mehr so voll und frisch wie in den Jugendliedern, nur zu oft tönt ein greller Schrei dazwischen, oder ein dumpfes Stöhnen, wie wir es an dem gesunden Dichter nicht gekannt; der Vers in einigen Nummern ist gar zu nachlässig behandelt, und fast möchte es uns scheinen, als singe der Dichter oft für sich allein, um sich die bösen Schmerzensstunden zu vertreiben, und denke wenig an seine hochweise Zuhörerschaft. Doch sind es vorzugsweise die grossen Probleme der Menschheit, die ihn beschäftigen, und wenn er sie auf seine Weise behandelt, wer wollte deshalb mit ihm rechten? Hat uns doch diese Weise so oft entzückt und über die Miseren des Lebens hinweggeholfen; vielleicht sollte sie es auch dem Dichter, der „armen, unbegrabenen Leiche“, die endlich, nach dem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode, auf Frankreichs Erde eine Ruhestätte fand.

Von Deutschlands neueren Sängern ist keiner, der so

weite Kreise der Nation für sich interessirt hat, wie Heine, keiner, der bei so viel Verehrern so viel Hasser sich erworben. Der Hass aber ist die sterblichste aller Mächte, die Liebe allein ist unsterblich, sie umweht freundlich das Grab des Dichters, dessen Leben ein Kampf war um die edelsten Güter der Menschheit, und der in der Vorahnung seines frühen Endes von sich gesungen:

„Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreissig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, dass ich siege,
Ich wusste, nie komm' ich gesund nach Haus.
— — — — — — — — — —

„Ein Posten ist vakant! — die Wunden klaffen —
Der Eine fällt, die Andern rücken nach —
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — nur mein Herze brach.“

Macbeth und Lady Macbeth

in

Shakespeare's Dichtung

und in

Kunstwerken von Cornelius und Kaulbach.

Psychologischer Essay

von

Dr. Victor Kaiser.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1875.

Schweighauserische Buchdruckerei.

In ihrer Entstehung und Entwickelung schloss die neuere deutsche Kunst mit der schönen Litteratur und der Wissenschaft ein inniges und fruchtbares Bündniss. Ihre Wiedergeburt selbst war das litterarische Verdienst Winckelmanns, und die Künstler, die seinem Banner folgten, traten am liebsten in die Fussstapfen der grossen Dichter der Heimath und des Auslandes, der Gegenwart und Vergangenheit. Ihr Vorkämpfer auf dem Gebiete der Malerei, Carstens, zeichnete schon eine Scene aus Dante's Hölle und Göthe's Faust, und ihr siegreicher Führer Cornelius illustrirte in drei Cyklen von Federzeichnungen den Faust und die Nibelungen und Dante's göttliche Komödie; Kaulbach endlich, der freiste unter dessen Schülern, begann seine Laufbahn mit Zeichnungen zu Gedichten Schillers und Göthe's, erreichte ihren Höhepunkt in seinem Reineke Fuchs und wagte sich zuletzt an eine Illustration Shakespeare's. Auf dem Wege der Illustration vollzog sich also in der neueren deutschen Renaissance ihr Bund der Kunst und Poesie und wurde hierdurch auch dem oberflächlichsten Auge erkennbar. Aber nicht blos äusserlich, sondern so tief und wesentlich wirkte hier der classische Geist des Alterthums, wie ihn nur der Urheber dieser deutschen Renaissance erfasst hatte, als er den unvergänglichen Werth der griechischen Kunst nicht allein in der schönen Form, sondern in der „grossen und gesetzten Seele“

entdeckte.*) Die Illustrationen eines Cornelius dienten nicht den Eintagsfliegen der litterarischen Unterhaltung und der ästhetischen Augenweide, sondern erfüllten die höchsten idealen Aufgaben der Kunst.

Die glühende Liebe für das Wesenhafte und die Wahrheit nannte Cornelius den Mittelpunkt seines innersten Seelenlebens und verglich sie mit der aus dem Meere aufsteigenden Sonne, die zwar oft verhüllt und in nebelhafter Ferne, aber gross und herrlich vor dem Geiste stand.**) So urtheilte der fünfundsiebzigjährige Greis am Abend seines Lebens, als er sein reiches künstlerisches Schaffen überschaute und davon die Summe zog; und nachdem die grössten Ehren, die einem Sterblichen bezeigt werden konnten, ihm zu Theil geworden, freute ihn doch nichts so innig als das Eine, das er selbst als den tiefsten Kern und das höchste Ziel seines Lebens erkannt hatte, sein Streben zur Wahrheit auch von Andern anerkannt zu finden in den einfachen Worten, die Melchior Meyr ein Vierteljahr vor Cornelius' Tode (6. März 1867) veröffentlichte: „Wahrheit ist seine Stärke, Wahrheit verkünden uns seine Bilder, Wahrheit spricht sein Mund: dadurch dass er der wahre Mensch ist, dadurch eben ist er der wahre Künstler." ***) Was der greise Cornelius fast mit einer heiligen Scheu als das Geheimniss seines Lebens in einem Briefe an einen

---

*) Winckelmann: „So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine grosse und gesetzte Seele." Gesch. d. K. d. A. V, 3.

**) Cornelius' Brief vom Jahr 1858 aus Rom an einen seiner ältesten Freunde, C. Xeller in Berlin. E. Förster, Cornelius 1874. II. Bd., S. 402.

***) Melchior Meyr in der „Baierischen Zeitung", December 1866. Vergl. Riegel, Beilage zur „Augsb. Allg. Ztg.", 28.—30. März 1867.

seiner ältesten Freunde gestand und in den Werken seiner Hand offenbarte, bewegte schon die Seele des zwanzigjährigen Jünglings, als er zum erstenmal an den weimarischen Preisaufgaben sich betheiligte und dadurch die Aufmerksamkeit Göthe's auf sich zu lenken suchte. Was Göthe in den „Propyläen" über die Gegenstände der bildenden Kunst gelehrt hatte, stimmte mit Cornelius' Streben zum Wesenhaften und Wahren überein. Der junge Künstler fasste selbst Göthe's Lehren in folgende Sätze zusammen: Die Kunst sollte nicht allein zum Herzen, sondern auch zum Verstande sprechen; sie sollte nicht allein vergnügen und erschüttern, sondern auch belehren; denn die Menschen würden nie so abstract werden, dass sie alle sinnlichen und bildlichen Mittel zu ihrer Veredelung entbehren könnten: darum soll auch immer ein Bild sich selbst aussprechen, so dass jeder Unbefangene, wenn er auch die Geschichte nicht kennt, den Sinn des Bildes gleich erkennt und da dann seine Resultate ziehen kann. In diesen Grundsätzen fand Cornelius bereits eine höhere Stufe vorgebildet, auf welche Göthe die Kunst erheben wolle, und als er voll jugendlicher Begeisterung Göthe's Kunstansichten einem Freunde, „seinem Platon", mittheilte, bezeichnete er diese höhere als eine philosophische Stufe mit den Worten: auf diesem Wege würde die Kunst mit der Philosophie verwandt werden und immer mit ihr Hand in Hand gehen.*) Nachdem Cornelius im reifen Mannesalter selbst zu dieser höhern philosophischen Stufe die Bahn gebrochen und ebenso rein das Wesen der menschlichen Vernunft in seinen Glyptothek-Bildern zur Klarheit der Anschauung gebracht

*) Cornelius' Brief vom Jahr 1803 an seinen Neusser Freund Flemming, s. „Kölner Zeitung" 1867 Nr. 84 und 86. E. Förster, Cornelius 1874. I. S. 29.

hatte, wie der grosse Königsberger Weise die Ansprüche des sittlichen Bewusstseins in allen Sphären des menschlichen Wissens, Fühlens und Wollens vertheidigt hatte, da war es ausdrücklich der Geist der Philosophie, den er seinen Schülern empfahl.*) Zwar meinte er nicht die wissenschaftliche Philosophie, sondern warnte sie gerade vor dem „zersetzenden“ Charakter der wissenschaftlichen Kritik, wie er sie auch vom Studium der Geschichte als Wissenschaft abmahnte und dafür auf die Dichter anwies, welche die Geschichte für die bildenden Künstler schon reifer gemacht hätten. Aber unter dem philosophischen Geiste seiner Kunst verstand er die Tiefe der Gedanken und die sittliche Grösse, die nur auf das Wesenhafte und Wahre gerichtet in Farbengestalten zur schönen Erscheinung kommen sollten, und als philosophische Quellen der Kunst bezeichnete er die grossen Dichter des Alterthums und der Neuzeit: Aeschylos und Sophokles, Dante und Shakespeare.**) Nicht eine äusserliche und oberflächliche Illustration war also das Band, das die wiedergeborene deutsche Kunst mit der schönen Litteratur verknüpfte, sondern das Bindeglied, das Cornelius fand, war die Philosophie, nicht in der Form des reinen Gedankens, sondern der dichterischen Anschauung, sofern die Kunst mit der Philosophie als Wissenschaft in der Selbigkeit ihres Gegenstandes zusammentraf: dieser war kein anderer als das Streben nach den letzten Gründen und den höchsten Zwecken des menschlichen Daseins und Wirkens; und kein Künstler hat ihn klarer und reicher entfaltet, als das Haupt der neueren deutschen Malerei, Cornelius. Selbst der tiefsinnige Dichter des Faust,

*) Max Lohde's Gespräche mit Cornelius, mitgetheilt in Lützows Zeitschr. f. bild. Kunst 1868, 1. Heft.

**) Riegel a. a. O. Vergl. M. Lohde a. a. O.

der zwar in dem jungen Künstler das Bewusstsein seiner Aufgabe geweckt hatte, aber oft in seinem Urtheil über die neuentstandene Kunstform schwankte, empfand einmal, als er Zeichnungen von Cornelius sah, die Tiefe und den Ernst der neueren deutschen Renaissance; erstaunt rief damals Göthe aus: Es scheint den Deutschen aufbewahrt zu sein, in den Schoos der Mutter hinabzusteigen und von da aus die Kunst neu zu erzeugen.

Allein Kaulbach erfasste nicht den philosophischen Geist des Cornelius, als er die Aufgabe, in den Fresken der neuen Pinakothek zu München die Wiedergeburt der deutschen Kunst zu verherrlichen, übernahm, nur um diese zum Gegenstande seines geistreichen Spottes zu machen. Wohl sind hier sinnreich die Vorkämpfer Winckelmann und Carstens in die Angriffslinie gestellt, und ihnen folgt Cornelius als der siegreiche Held auf dem Flügelross der dichterischen Begeisterung und zerschmettert mit dem hochgeschwungenen Cherubschwert des letzten Gerichts das Zerrbild der französischen Renaissance, welche im hässlichen Zopfthum entartet war. Aber der satirische Grundton verkehrte auch das, was als Anerkennung des Verdienstes erscheinen konnte, in ein heiteres Spiel des Witzes. Cornelius selbst vermisste daran „die ernste Heiterkeit" und die Geistestiefe, deren die Schöpfer der deutschen Kunst in München sich bewusst waren: in öffentlicher Rede*) tadelte er Kaulbachs künstlerische Richtung mit dem einschneidenden Worte „Phantasmagorieen der modernen Ostentation und Geistesleere", als im Jahre 1855 die deutschen Künstler in Rom den in ihrer Mitte weilenden König Ludwig von Bayern mit einem festlichen Gelage feierten, weil durch dessen einsichtsvolle

*) Riegel, Cornelius, der Meister der deutschen Malerei 1866. S. 260 f.

Gönnerschaft die nationale Erhebung der Kunst verwirklicht worden war, und der hohe Gast erinnerte in seiner Erwiderung an das wahre Verdienst und den erhabenen Geist Winkelmanns, indem er zu dessen Gedächtniss sein Glas leerte.*)

Während noch diese Bewegungen in der deutschen Künstlerwelt in Rom und München fortzitterten, war Kaulbach mit seiner Shakespeare-Illustration hervorgetreten und hatte sie mit drei Blättern zum Macbeth eröffnet, wovon das erste die Begegnung der sieggekrönten Feldherren Macbeth und Banquo mit den Hexen, das zweite die schlafwandelnde Lady Macbeth und das dritte den Tyrannen Macbeth, der zum letzten Kampfe sich waffnet, zum Vorwurfe hatte. Es handelte sich hier einerseits in dem illustrirten Dichter um den einzigen unter den neueren, den Cornelius als philosophische Quelle der Kunst seinen Schülern empfohlen hatte und der im weitesten Sinne für die Kunst wie für die Litteratur eine Grundlage der deutschen Renaissance geworden war, andererseits um einen illustrirenden Künstler, den Cornelius gerade wegen des Mangels philosophischer Tiefe getadelt und unwürdig erklärt hatte, die Würde der neuerstandenen deutschen Kunst in seinen Fresken zu verkünden. Cornelius fand hierin die Aufforderung, an der Hand Shakespeare's selbst sein scharfes Urtheil über Kaulbach zu belegen und seinen Gegner zu bekämpfen nicht mit den zerstörenden Waffen des Witzes und der Satire, sondern mit einer ebenso edelmenschlichen als echtkünstlerischen, mit einer schöpferischen Kritik, indem er seinem alten Schüler als einem ebenbürtigen Kunst-

*) Als an dem letzten Münchener Cornelius-Feste die grossen Namen Lessing, Göthe, Schiller erklangen, ergänzte Cornelius den Sprecher mit den scharf betonten Worten: „und Winckelmann!“ s. Teichlein in Lützows Zeitschr. f. bild. Kunst 1867, 8. Heft.

genossen auf gleicher Linie gegenübertrat und sein eigenes Ideal der Lady Macbeth dem Bilde Kaulbachs entgegensetzte (1856).*) Uns ist dadurch das seltene Schauspiel dargeboten, die beiden grössten Meister der neueren deutschen Kunst auf engbegrenztem Kampfplatze jeden in seiner Art nach dem gleichen Ziele ringen und als den gemeinsamen Maassstab und Prüfstein für die künstlerischen Leistungen Beider über Lady Macbeth von Cornelius und Kaulbach das dichterische Urbild, Shakespeare's Lady Macbeth, hervorleuchten zu sehen.

Shakespeare vereinigt die beiden Hauptgestalten seiner Tragödie zu einem untrennbaren Ganzen: Macbeth und Lady Macbeth ergänzen sich so nothwendig, wie die Brennpunkte einer elliptischen Bahn. Der Königsmord ist eine und dieselbe geschlossene Linie, welche beide Gatten als ihr gemeinsames Werk bedingen und beschreiben: sie theilen mit einander die Ueberlegungen und Entschlüsse, die dem Momente der That vorangehen, wie auch die vernichtenden Wirkungen, die ihm in der Zeitreihe folgen. Der Ehrgeiz ist die grosse Achse, welche die beiden excentrisch aus einander weichenden Brennpunkte stetig verknüpft, nachdem einmal das vernünftige Centrum des persönlichen Werthes, die Selbstehre, von beiden Gatten bewusstvoll preisgegeben und der Scheinehre des Ehrgeizes geopfert worden ist. Das excentrische Phantasiespiel des Begehrens ist nun die psychische Macht, die sie mit strenger Nothwendigkeit in der Zauberlinie des Ehrgeizes gebannt hält, sei es in der weiblichen Erscheinungsform des masslosen Wünschens, wie in der Seele der Lady Macbeth, sei es in der männlichen Gestalt der rastlosen Begierde, wie in der Seele Macbeths.

---

*) E. Förster, Cornelius II. 345.

Der Ehrgeiz ist in beiden Gatten zunächst innerlich bedingt durch das Wechselverhältniss der beiden Personen und in jeder durch das Verhältniss von Phantasie und Begehren, zwar nicht in der Form von selbstständigen Kräften oder Vermögen, sondern in der Abhängigkeit der Zustände des Vorstellens in der Phantasie von den Zuständen des Begehrens in Wunsch und Begierde. Er ist aber in beiden auch äusserlich bedingt durch die Eigenart ihrer Lebensverhältnisse: er wird und wächst im Zusammenhang der äussern Umstände mit der innern Eigenthümlichkeit der Personen und ist daher ebenso wenig die Wirkung einer ursprünglichen als einer selbstständigen Kraft der Seele, sondern das Ergebniss aus dem Zusammenwirken äusserer und innerer Verhältnisse oder der persönlichen Freiheit und der äussern Nothwendigkeit. „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“ — zwar nicht im Sinne der modernen Sentimentalität — ist der Grundgedanke der Tragödie des Ehrgeizes von Shakespeare wie von Schiller, im Macbeth wie im Wallenstein.

Der Krieg ist die Lebenssphäre, wodurch Macbeths Ehrgeiz geweckt und genährt wird. Macbeth heisst der kampfgefeite Bräutigam Bellona's, des Krieges Liebling, ist heiter in der Schlacht gleich Othello. Aber während dieser den stolzen Krieg preist, weil er den Ehrgeiz selbst zur Tugend macht und den Mann zu immer höheren Ehren anspornt, vergleicht Macbeth den Ehrgeiz nicht blos mit dem Sporn des Reiters, sondern auch mit dem Aufschwung, wodurch er sich in den Sattel schwingen will, aber das Ziel überspringt und jenseits niederfällt.*) Der Siegespreis seiner kriegerischen Tapferkeit, der Titel Than von Cawdor, gilt

*) Macbeth I, 7. the sides sind die Seiten des Pferdes, nicht „die Saiten des Wollens“ (Schlegel-Tieck). Vergl. Delius z. d. a. St.

ihm nur als Unterpfand des Erfolges für seinen Aufschwung zum höchsten Ziele seines Ehrgeizes, zur Königswürde. Aber in demselben Kampfe gegen die äussern und innern Feinde des Reiches hat der königliche Prinz die öffentliche Anerkennung seines Thronrechtes als Lohn seiner jugendlichen Tapferkeit verdient und mit dem Titel Prinz von Cumberland sich erworben. Das Schicksal bietet also dem Ehrgeize Macbeths gleichzeitig mit dem Handgeld auch das Hinderniss des Erfolges dar, die Stufe, wie er den Prinz von Cumberland nennt, die entweder übersprungen werden, oder auf welcher er zu Falle kommen müsse, weil sie quer in der Bahn seines Ehrgeizes liege.

Einen härteren Kampf, als ihm das Schicksal darbietet, stärkere Hindernisse und Fördernisse seines Ehrgeizes findet Macbeth in seinem eigenen Innern, im Zuge des Herzens. Den innern Widerstreit des Ehrgeizes mit den Pflichten, deren sich Macbeth als Unterthan, als Verwandter und Hauswirth gegen seinen König bewusst ist, schildert Lady Macbeth, als sie mit tapferer Zunge Alles wegzugeisseln sich vornimmt, was ihn von dem goldenen Cirkel zurückdrängen könne:

Ich fürchte dein Gemüth;
Es ist zu voll von Milch der Menschenliebe,
Das Nächste zu erfassen. Gross möchtst du sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht; doch fehlt die Bosheit,
Die ihn begleiten muss. Was recht du möchtest,
Das möchtst du rechtlich; möchtest falsch nicht spielen,
Und unrecht doch gewinnen: möchtest gern
Das haben, grosser Glamis, was dir zuruft:
„Dies musst du thun, wenn du es haben willst!“ —
Und was du mehr dich scheust zu thun, als dass
Du ungethan es wünschest.

Sie hofft mit gutem Grund auf den Sieg des Ehrgeizes über sein Pflichtbewusstsein, zwar nicht deshalb, weil, wie die Lady meint, er mit seinen Wünschen versetzt ist, sondern weil er die stärksten Bundesgenossen in demjenigen findet, was Macbeth selbst seine bösen Träume und seine schwarzen und tiefen Begierden nennt.*) Schon die erste Versuchung, die ihm das Schicksal in seiner Erhebung zum Than von Cawdor bringt, erweckt ihm das grauenvolle Bild von dem Königsmord als dem nächsten Aufschwung seines Ehrgeizes: es sträubt sein Haar empor und lässt sein festgegründetes Herz widernatürlich an die Rippen pochen. Er nennt die Schreckbilder der Einbildung grauenhafter als diejenigen der Wirklichkeit und die Vorstellung der Mordthat ein Spiel der Phantasie, das den ganzen kleinen Menschenstaat, den er in seiner Persönlichkeit bilde, so stark erschüttere, dass die wesentliche Function dieses Staates, die Selbstbeherrschung, in dem Schmutze der Einbildung verderbe und in ihm nichts existire, als die nichtigen Gebilde seiner Phantasie. Als ihm sodann das Schicksal mit der Erhebung des Prinzen zum Thronerben den ersten Stein auf die Bahn seines Ehrgeizes wirft, ist es das Bild der Mordnacht, das ihm die Phantasie vorgaukelt: Sterne, ruft er da aus, verhüllt euer Licht, lasst nicht schauen meine schwarzen und tiefen Begierden, das Auge winke der Hand Beifall zu, aber lasse geschehen, was, wenn's geschieht, es fürchtet zu schauen. Als endlich Alles zu der grässlichen That vorbereitet ist, tritt vor seine Seele „ein Dolch der Einbildung, ein nichtig Blendwerk, das aus dem heissgequälten Hirn erwächst", er unterscheidet ihn von dem wirklichen Dolche, den er jetzt zückt, und redet ihn an:

*) Macbeth I, 4. desires sind Begierden, nicht „Wünsche" (Schlegel-Tieck).

ich seh' dich stets und dir an Griff und Klinge Tropfen Bluts, was erst nicht war; er ist nicht wirklich da: es ist die blutige Arbeit, die mein Auge so in die Lehre nimmt. Die Phantasie tritt demnach als Lehrmeisterin in den Dienst seines Ehrgeizes: zuerst erschreckt sie ihn mit den Phantomen der Mordthat, ohne ihn davon abzuschrecken oder zu warnen, dann lockt sie mit der Verborgenheit und Stille der Mordnacht, zuletzt ermuthigt sie ihn sogar mit dem Mordstahl, den sie ihm zwar nicht greifbar in die Hand drückt, aber sichtbar vor die Augen zaubert.

Macbeth hat im eigenen Innern ausser den bösen Träumen seiner Einbildung noch eine zweite Quelle seines Ehrgeizes. Diese sind nicht die Wünsche, die auf das nicht erreichbare Ferne gerichtet sind, sondern seine schwarzen und tiefen Begierden; denn diese gehen auf das nahe liegende Erreichbare. Umsonst beruft sich die Lady für die Erfüllung ihrer eigenen ehrgeizigen Wünsche auf seinen Mannesmuth, um ihn zur Ermordung des Königs zu bewegen, er weist ihre herausfordernde Rede zurück und setzt ihr als die Schranke des männlichen Begehrens das Erreichenswerthe oder Geziemende entgegen: ich wage Alles, was dem Manne ziemt; wer mehr wagt, der ist keiner. Ihre verführerischen Worte packen ihn aber sogleich, als sie ihm die Erreichbarkeit des Zieles jetzt als durch Zeit und Ort gegeben erweist, da der König freiwillig in ihrem Schlosse abgestiegen und hier Nachtherberge nehme. Als sie endlich alle Umstände und Vorbereitungen aufzählt, welche das Gelingen der That sichern, die Schlaftrunkenheit des Königs, der nach anstrengender Reise der Nachtruhe bedürfe, wie auch der Kämmerlinge, die sie mit Wein betäuben wolle, und die Möglichkeit, den Verdacht auf die berauschten Diener abzuwälzen, da erst verschwinden alle

Bedenken Macbeths, und er ergänzt nun selbst den Bericht der Lady: sie wollen die Dolche der Kämmerlinge brauchen und mit Blut die schlaftrunkenen Diener färben, dann werde man glauben, dass diese es gethan. Alle drei Blendwerke und Lockungen seiner Phantasie, der Dolch der Einbildung, die Phantome der Mordnacht und der Mordthat haben jetzt nicht mehr blos das sichtbare Zaubergepräge der Phantasie, sondern nehmen die greifbare Gestalt der Wirklichkeit an: sie treten seiner Begierde erreichbar nahe. Die an sich begierdelose Phantasie tritt also in Macbeths Seele in den Dienst des ehrgeizigen Begehrens und wird zur Ehrbegierde, sofern sie die Erreichbarkeit des begehrten Gegenstandes voraussetzt.

Der Königsmord gründet sich in Shakespeare's Macbeth ebenso auf das Phantasiespiel des Begehrens, wie der Gattenmord in Shakespeare's Othello auf das Vernunftspiel des Begehrens. Die an sich leidenschaftlose Vernunft wird dort die Sklavin des leidenschaftlichen Begehrens der Eifersucht, wie hier die Phantasie von den Begierden des Ehrgeizes in Sold genommen wird. Othello sucht zwar Vernunftgründe, die sein Handeln leiten sollen; aber er vernünftelt nur: hineingebannt in den Zauberkreis, den seine Leidenschaft um ihn gezogen hat, sucht er nur Beweise für seine Eifersucht, und Dinge, leicht wie Luft, sind für sie Beweise, so stark wie Bibelsprüche. Der Sklavendienst der Vernunft ist es dort wie hier der Sklavendienst der Phantasie, welcher den wohlgeordneten Einzelstaat, wie Macbeth die individuelle Persönlichkeit nennt, untergräbt; denn was zur Herrschaft in diesem kleinen Staate berufen ist, „die Führerin Vernunft", sinkt vom Throne und überlässt ihn der Anarchie der dunkeln Begierden und der blinden Leidenschaft, bis er in der Schmach des Königs- und Gattenmordes verdirbt und untergeht.

Lady Macbeth wird zur intellectuellen Urheberin des Königsmordes dadurch, dass sie von den sittlichen Gründen und den sinnlichen Folgen, welche Macbeth vor der bösen That zurückschrecken, sich nicht beirren lässt und seinen wankenden Geist auf der Bahn des Ehrgeizes festhält. Die Festigkeit ihrer frevelhaften Entschliessung beruht zunächst auf dem Glauben an die übersinnliche Welt, welcher ihrem Gatten mangelt. Der auf das Wirkliche gerichtete Sinn Macbeths legt den Verheissungen der Hexen erst dann einen Werth bei, als sie durch seine Ernennung zum Than von Cawdor mit der Wirklichkeit übereinstimmen und dadurch bestätigt werden, und selbst dann noch zweifelt er, ob sie nicht blos als Handgeld des Erfolges, sondern gerade als übernatürliche Eingebung eine gut gemeinte Anreizung zu seiner Thronerhebung seien. Die Lady hingegen betrachtet sogleich die Hexen als Dienerinnen des Schicksals, wie sie aus Macbeths Brief ihre Prophezeiung vernommen, und, dass durch Schicksalsspruch und übersinnlichen Beistand ihrem Gatten die Königskrone bereits zu Theil geworden, davon ist sie unmittelbar überzeugt.*) Allein ebenso wenig als in der Seele Macbeths die thatsächliche Bestätigung des Titels Than von Cawdor blos die Stimme einer äussern natürlichen Schicksalsmacht war, ist auch in der Seele der Lady die Prophezeiung der Königswürde blos die abergläubische Stimme eines übernatürlichen Schicksals, sondern hier wie dort ist es der Zug des eigenen Herzens, der sie zu demselben Ziele der Frevelthat führt. Ihr Begehren befriedigt sich nicht wie die Ehrbegierde ihres Mannes in der Sphäre des Erreichbaren, sondern nimmt die Gestalt ebenso tiefer und schwarzer

---

*) Macbeth I, 5. doth seem: es leuchtet ihr ein, nicht blos „scheint“ es ihr so (Schlegel-Tieck). Vergl. Delius z. d. a. St.

Wünsche an: deren massloses Spiel der Phantasie ist die Zaubermacht, welche den Zauberschwestern den empfänglichen und zweifellosen Boden im weiblichen Gemüthe bereitet und dieselben mit dem überirdischen Nimbus von Schicksalsschwestern umkleidet, dies verleiht ihrem Glauben an die königliche Bestimmung ihres Gemahls die Zuversicht, womit sie seinen Zweifeln und Bedenken entgegentritt und sie überwindet. Zwar ist es nur ein falsches Hineintragen der eigenen Wünsche des Weibes in die Seele des Mannes, wenn sie den innern Kampf Macbeths als den Kampf zwischen Wünschen und Pflicht schildert, und sie wird durch Macbeth selbst davon überführt, als sie ihn deshalb der Feigheit beschuldigt und mit der Katze im Sprichwort vergleicht, die gern den Fisch fangen und verzehren möchte, ohne die Pfötchen zu netzen: in einem so schrankenlosen Wünschen erkennt Macbeth wohl die Natur des weiblichen, aber nicht die männliche Art des Begehrens. Aber wenn auch die tapfere Zunge der Lady den verwundbaren Fleck dieses männlichen Begehrens erst dann sicher trifft, als sie ihn die Phantasiebilder seiner Begierde, die Mordthat, die Mordnacht und die Mordwaffe, als nach Zeit und Ort bestimmt und das Gelingen der That als gesichert erkennen lässt, so wird sie doch selbst zur intellectuellen Urheberin nur durch die Zuversicht ihres Glaubens und Aberglaubens und durch die weiblichen Wünsche, die über die Schranken von Zeit und Ort und über das Gelingen der That so weit hinausgreifen, dass sie den Begierden des Mannes voraneilen und seine Zweifel und Bedenken überwinden. Blitzartig wie höhere Eingebungen tauchen in ihrer Seele die Mordgedanken auf, während sie in Macbeth nur allmälig im Kampfe mit realen Hindernissen und idealen Forderungen entstehen, wachsen und reifen, und wenn sie

auch im Andringen der grässlichen Bilder ihrer Phantasie sich einreden will, durch Mordgedanken sich zu entweiben, steht sie doch nur auf dem natürlichen Boden ihrer weiblichen Wünsche. Die Märchenpoesie, die selbst an Zeit und Ort nicht gebunden, gern Dinge behandelt, welche nie und nirgends dagewesen, liebt ausser den Wünschelhütlein und Wünschelrüthlein und den Tischleindeckdich die Wünsche selbst: da sind die Wünschlerinnen heimisch, und wenn diese auch nicht auf den tragischen Kothurn Shakespeare's gestellt sind, erscheinen doch unter ihnen echte Geistesverwandte der Lady Macbeth, wie in dem plattdeutschen Volksmärchen vom Fischer und seiner Frau die ehrgeizige Frau Ilsebill.

Macbeth und Lady Macbeth theilen mit einander auch die Folgen ihrer Frevelthat, wie die Gründe derselben beiden gemeinsam waren, aber vor wie nach der Königsermordung ist jeder Theil des Ganzen oder jeder der beiden Brennpunkte, welche dieselbe Bahn des Ehrgeizes beschreiben, auf seine eigenthümliche Weise wirksam, und wie dort Lady Macbeth die psychologisch nothwendige Unterstützung war, so bildet sie hier die ethische oder sittlich geforderte Ergänzung ihres Gatten.

Was Beide vor der bösen That als des Lebens höchsten Schmuck geschätzt, der goldene Cirkel, schmückt jetzt ihr Haupt, aber sie wollen nun in Sicherheit behaupten, was sie mit den grössten Opfern erkauft haben. Nichts ist gewonnen, Alles ist verschwendet, stehen wir am Ziel unseres Begehrens mit unzufriedenem Sinn: so urtheilt die Lady, und ebenso Macbeth: das so zu sein, ist nichts, doch sicher so zu sein. Macbeth will nicht in Angst sein Mahl verzehren und nicht in der Bedrängniss dieser bösen Träume schlafen, die ihn alle Nächte schütteln, er will lieber bei dem Todten sein, den er zur Ruhe gesandt hat, um

sich selbst Ruhe zu verschaffen, als in ruheloser Qual auf der Folter der Seele zu liegen.*). Sind es die Seelenqualen des Gewissens, die ihn foltern, vor denen er Sicherheit sucht? Allerdings sind von dieser Art diejenigen, welche die Lady in Macbeths Seele voraussetzt, wenn sie ihm räth, die Gedanken mit dem gemordeten König zu begraben, dessen sie gedenken, zu vergessen, was unheilbar ist, und was geschehen ist, nicht ungeschehen machen zu wollen. Allein seine düstern Phantasiebilder gehen nicht auf die Vergangenheit zurück, wie Macbeth selbst die Worte seiner Gattin berichtigt. Von dem vollbrachten Königsmord droht ihm keine Gefahr, er beneidet sogar den todten König um seine Grabesruhe, wo er sanft ruht nach des Lebens Fieberschauern, wo Verrath sein Aergstes gethan hat, und weder Mordstahl noch Gift, weder einheimische Bosheit noch fremder Angriff ihn ferner berühren kann. Die Gefahren, die ihm drohen, findet also Macbeth nicht im Vergangenen, sondern in der Zukunft. Sind es vielleicht doch Gewissensstrafen anderer Art, solche die ihm aus dem Jenseits entgegenstarren? Er verwünscht ja die beiden Welten, die unsichtbare wie die sichtbare: sie sollten eher in Trümmer gehen, als dass er länger auf die Folterbank der Gegenwart gespannt sein wolle. Schon in der Ueberlegung der Folgen, die dem Morde vorhergeht, findet er sich nicht beirrt durch die Furcht vor dem Jenseits, wenn hier, nur hier auf dieser Sandbank des Erdenlebens mit der raschen That für immer Alles abgeschlossen

*) Macbeth III, 2. the torture of the mind ist ebenso wenig die Folter des Gewissens, als the dagger of the mind (II, 1) der Dolch des Gewissens sein kann, sondern wie jenes „der Dolch der Einbildung“ heisst, ist dies das folternde Phantasiespiel der Begierde.

wäre. Die Seelenangst Macbeths greift also nicht in die Vergangenheit des eigenen Lebens zurück und ist nicht die Pein des selbststrafenden Gewissens, das die geschehene Uebelthat verurtheilt; sie greift auch nicht in die entlegene Zukunft voraus und ist nicht die Scheu vor dem ewigen Richter, der in die Tiefe der Gesinnung blickt und darnach vergilt. Im Diesseits, in der nächsten Zukunft, erblickt sie die Gefahr: das Misslingen und die natürlichen Folgen der bösen That sind das diesseitige Gericht, das mit gleichwägender Hand ihm den selbstgemischten giftigen Kelch an die eigenen Lippen setzt, sie sind gemeint, wenn Macbeth der wegen seiner vermeinten Gewissensangst besorgten Gattin erwidert: mit dem gemordeten König ist die Schlange nicht getödtet, sie wird heilen und dieselbe sein, während für unsere ohnmächtige Bosheit in Zukunft wie ehedem von ihrem Zahn Gefahr droht. Was der frühere Zahn der Schlange bedeutet, wissen wir schon: es ist der Kampf des Gewissens mit der Ehrbegierde, welcher in der Seele Macbeths der Ermordung des Königs voranging und durch die Einflüsterungen der Lady zur Entscheidung kam. Jetzt ist der Zahn der Schlange nur noch ein gewissenloser Kampf der Begierde, zur Sicherung eines Gutes geführt, das um den Preis des Gewissens erkauft war. Allein damals wie jetzt ist die Schlange selbst dieselbe geblieben. Die grauenhaften Phantasiebilder der Mordthat, der Mordnacht und der Dolch der Einbildung waren damals die Lockungen, die Macbeth verführten, sobald sie sich ihm als nach Zeit und Ort gegeben, als in der nächsten Zukunft erreichbar zeigten. Wie damals auf die Bahn des Ehrgeizes locken ihn jetzt immer weiter auf die Bahn blutiger Thaten schreckliche Träume, wie sie Macbeth selbst, düstere Phantasiebilder, wie sie die Lady bezeichnet, bis die Oberin der

Hexenzunft, Hekate, ihm eine Sicherheit vor allen Gefahren vorgaukelt, die sie des Sterblichen grösste Feindin nennt, weil sie seine Hoffnungen über das Maass der Weisheit und über die Scheu vor der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit hinaustrage und ihn dadurch in's Verderben führe. Aber weder vor noch nach der ersten Blutthat des Königsmordes ist es das Gaukelspiel der Zaubermächte, der Hekate und ihrer Hexenzunft, welches Macbeth in die Versuchung und das Verderben führt, sondern der Zug des eigenen Herzens, das Phantasiespiel der Begierden, welches ihn an die sinnliche Welt des Erreichbaren kettet und darin befriedigt, dies ist die natürliche psychologische Ursache, wodurch der Spruch der Hekate sich erfüllt, dies ist jene Schlange, die immerdar bis zum letzten Augenblick an Macbeths Seele nagt, die ehedem den sieggekrönten Feldherrn zur bösen That, zum Königsmord verlockte, und die jetzt in der Krone des Usurpators nistet und um sein Scepter sich schlingt.

Die bösen Träume spiegeln Macbeth die Gefahren vor, die sein geraubtes Gut bedrohen, und um es sicher zu stellen, wird der Usurpator ein Tyrann: alle die edelsten Männer des Reiches werden von ihm verfolgt und dem Tode geweiht, sofern die Dolche der gedungenen Mörder ihre Brust erreichen können. Der Kronprinz flieht in den Schutz des englischen Königs, Eduards des Bekenners, und gibt damit dem Usurpator den Scheingrund, den Verdacht des Königsmordes von sich abzulenken und diesen zum Vatermorde zu stempeln. Der nächste Genosse in Macbeths Schlachten und Siegen, Banquo, fällt unter den Streichen der von ihm erkauften Mörder. Macduff entrinnt zwar ihren Händen und ruft den Kronprinzen zum rechtmässigen Kampfe auf; aber um sein Vaterland zu retten, hat er

seine Familie verlassen und der Laune des Tyrannen preisgegeben: von Macbeths Mordgesellen werden Macduffs Weib und Kinder hingewürgt. Nicht die leiseste Regung des Gewissens beschleicht Macbeth auf seiner blutigen Bahn; denn er blickt nie rückwärts auf das Geschehene, welches das selbststrafende Bewusstsein der begangenen Frevel erwecken könnte, er stürmt nur vorwärts und kämpft mit der Schlange, die in seiner Krone nistet, die er zerhacken kann, die aber immer wieder heilt und die alte bleibt, bis gegen die gewissenlose Sicherheit des Tyrannen, diese Erbfeindin der Menschen, wie sie von Hekate genannt wird, ein wahrer Sturm des Gewissens von aussen hereinbricht und ihn niederwirft, ohne bis zum letzten Athemzug ein verwandtes Echo in seiner Brust zu wecken.

Unter den Opfern der Mordgier Macbeths ist keines durch Lebensschicksal und innere Eigenthümlichkeit ihm näher gestellt, als Banquo, und dieser hätte sich schon dadurch und noch mehr durch die Geisteserscheinung am besten dazu geeignet, den Stachel des Gewissens in Macbeths Seele zu wecken. Das Kriegsglück, das er mit ihm theilt, und die wunderbaren Erfolge Macbeths regen auch in ihm den Ehrgeiz an, auch er trägt sich mit königlichen Hoffnungen. Aber während Macbeth zweifelt, erkennt Banquo sogleich die glückverheissenden Hexen als das, was sie sind, als Schergen der Finsterniss, und warnt vor ihnen seinen Freund, weil sie auch dann ihn nur verführen, wenn sie ihm Wahres verkünden. Er hält ihm sodann die wahre Ehre, die Stimme seines Gewissens und seine Lehentreue entgegen, als Macbeth ihn durch die Lockungen der Scheinehre für die Theilnahme an seinem Verbrechen gewinnen will. Auch ihn verfolgen die bösen Träume, aber er weiss im wachen Zustande sie niederzukämpfen und verscheucht lieber

den Schlaf, als dass er unbewacht den Versuchungen der bösen Gedanken sich preisgebe. In dem Einzelstaate seiner Persönlichkeit siegt also die selbstherrliche Vernunft über das Phantasiespiel des Ehrgeizes und bewahrt seine wohlgesetzliche Ordnung vor der Anarchie der Begierden. Macbeth selbst beugt sich vor Banquo's Geist und beschreibt seine Ueberlegenheit als ein angeborenes Königthum: die Weisheit sei die Führerin seines furchtlosen Muthes und gebe seinem Handeln die Sicherheit — eine Sicherheit, die den Menschen mit sich selbst befreundet, nicht jene Sicherheit Macbeths, welche die Erbfeindin des Menschen heisst, weil sie sein Begehren über das Maass der Weisheit und über die Scheu vor der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit hinaustreibt. Allein nicht zur Selbstentzweiung des Gewissens erweckt den Königsmörder Macbeth die königliche Natur Banquo's, nicht Ehrfurcht weckt sie in seiner Seele, sondern die Furcht vor dem alten Zahn der Schlange, die mit dem gemordeten König nicht getödtet ist, und die Begierde, den in Banquo's überlegenem Geiste neuentstandenen Zahn zu vernichten.

Nicht einmal die Geisteserscheinung des ermordeten Banquo wirkt auf Macbeth als Erregung des Gewissens, es befremdet nur seinen realistischen Sinn, dass heutzutage die Gemordeten wieder aufstehen: „ehedem war's doch Brauch, dass, war das Hirn heraus, der Mann auch starb, und damit gut." Es beleidigt ferner seine kämpfende Natur, dass er die Schreckgestalt, das unkörperliche Blendwerk nicht zum Zweikampf herausfordern und bezwingen kann. Die Geisteserscheinung ist vielmehr nur ein lockendes Phantasiegebilde Macbeths, wie jener Dolch der Einbildung, mit dem sie auch die Lady vergleicht, ein psycho-physisches Phantasma war: sie steigert nur seine Mordgier, wie alle andern

Phantasiegebilde seiner Begierde und gibt dem Sprichworte: Blut fordert Blut, im Munde Macbeths nicht den sittlichen Sinn der Vergeltung, sondern blos die natürliche Bedeutung einer Begierde, die gewissenlos, ohne umzuschauen, auf ihrer blutigen Bahn vorwärts geht und Blutthaten auf Blutthaten häuft. Er findet sogar seinen Vortheil darin, jeden Widerstand niederzukämpfen und will, da er einmal so weit in Blut geschritten, lieber vorwärts durch den Strom gehen, als im Waten innehalten und umkehren. Er verschmäht daher die Führung der rückwärts und vorwärts schauenden Vernunft: Alles soll nur von Kopf zur Hand vordringen und eher gethan sein, als es recht erkannt worden. In den Zauberkreis seiner Mordgedanken hineingebannt, wie Othello in den seiner Eifersucht, verkennt er die wahre Bedeutung jenes Sprichwortes und versteht es nicht in dem schlichten Sinne, den der Mund des Volkes darin ausspricht, als Abmahnung des Gewissens, sondern als Anmahnung zum Mord. In dieser verkehrten Bedeutung wendet er es in unmittelbarer Gedankenfolge auf Macduff an, der ihm durch sein Ausbleiben vom Feste den Verdacht seines Widerstandes erregt hat, und weil er ihn selbst nicht mehr erreichen kann, weiht er schonungslos seine ganze Familie dem Tode.*)

---

*) Macbeth III, 4. Blood will have blood, diesen Satz führt zwar Macbeth in seinem sprichwörtlichen Sinne der Vergeltung an, daher er hinzufügt: they say, und schliesst daran den gleich volksthümlichen Gedanken: nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen. Wenn aber Delius den Uebergang von jenem zu diesem Gedanken in dem dritten von ihm zur Erklärung herbeigezogenen Gedanken findet, dass Macbeths Blut für das von ihm vergossene Blut fliessen werde, indem auch seine Mordthat wie jede noch so verborgene an's Licht komme, so verkennt er den blos volksthümlichen Charakter der beiden ersten von Macbeth an einander

Einen ganz verschiedenen Charakter haben die Geisteserscheinungen im Hamlet: dort sind sie von mahnender und warnender Art und wecken in Hamlet die mahnende und warnende Stimme des Gewissens, während hier alle Zauber- und Geisteserscheinungen, die Prophezeiungen

---

gereihten Gedanken, während Macbeth selbst eine eigenthümliche, von jenem verschiedene Anwendung des ersten Satzes: blood will have blood in den Worten macht: I am in blood stept in so far, that, should I wade no more, returning were as tedious as go o'er. Dass diese Worte mit jenem Hauptsatze zusammenhängen, erweist Delius selbst, indem er die sie einleitenden Worte: for mine own good all causes shall give way so erklärt, dass sie auf jenen sich zurückbeziehen. Freilich, wenn auch die Gegengründe (all causes) selbst für Macbeths eigenen Vortheil Raum geben sollen, muss jener Satz, der nach seinem volksthümlichen Sinne „alle sonstigen Motive, die Macbeth etwa zurückhalten könnten", ausspricht, Macbeth noch einen andern Sinn darbieten, und er gestattet dies (give way) gemäss der Vieldeutigkeit aller Sprichwörter. Einen solchen zu Gunsten seines eigenen Interesses (for mine own good) sprechenden Sinn findet Macbeth nicht in dem sittlich-idealen Verhältniss von Schuld und Strafe, wohl aber in dem realen Verhältniss von Ursache und Wirkung, oder in dem psychologischen Vorgang der Begierde, welche zur Sicherung der geraubten Krone jeden Widerstand gewaltsam niederwerfen oder zurückschrecken will und den Usurpator vom Königsmord zur Ermordung Banquo's und von da zur Verfolgung Macduffs und seiner Familie forttreibt. Der eigenthümliche Sinn, den Macbeth bei jener Anwendung hineinlegt, ist nicht: das Blut des ermordeten Banquo fordert das Blut des Mörders, d. h. Macbeths selbst, sondern: in der Zeit- und Causalreihe wird es zur Folge haben (will have) eine andere Mordthat, d. h. das Blut Macduffs oder seiner Familie. Diese Bedeutung jenes Hauptsatzes enthält ganz denselben Gedanken, womit Macbeth seine Frau auf die Ermordung Banquo's ebenso vorbereitete (Macbeth III, 2), wie er ihr hier seinen Entschluss in Betreff Macduffs andeutet, indem er dort seine Rede mit den Worten schloss: things bad begun make strong themselves by ill.

der Hexen und die Gaukelspiele der Hekate wie das Gespenst Banquo's dasselbe lockende und täuschende Gepräge haben und nur in den Begierden Macbeths anklingen und wiederhallen, aber nicht in seinem Gewissen. Der Geist des alten Hamlet warnt den Sohn, gegen seine Mutter die Kindespflicht zu vergessen, er mahnt ihn ferner gegen seinen Oheim, den Usurpator Claudius, an seine Kindes-, Bürger- und Menschenpflicht und befiehlt ihm, die Ermordung seines Vaters an dem Verbrecher zu strafen, während dagegen Macbeth von den Hexen verlockt wird, seiner Vetter-, Vasallen- und Menschenpflicht untreu zu werden. Was beide Persönlichkeiten, Hamlet und Macbeth, für die Geistererscheinungen gleich empfänglich macht, ist die phantasiereiche Natur Beider, aber hier ist sie das Phantasiespiel des Begehrens, dort das Phantasiespiel des Denkens. Hamlet bekennt sich frei von den Träumen des Ehrgeizes, als man ihn über die Gründe seines seltsam veränderten Wesens ausholen will: er könnte, meint er, in einer Nussschale eingesperrt sein und sie mit seinen Gedanken bevölkern, so dass er sich ein König von unermesslichem Gebiete zu sein wähnte; aber seine Rachegedanken, zu denen ihn die Ermordung seines Vaters antreibt, würden in der Nussschale keinen Raum finden, weshalb er hinzufügt: wenn nur meine bösen Träume nicht wären. Die bösen Träume Hamlets sind nicht das Phantasiespiel der Begierde, vor welchem die Stimme des Gewissens verstummt, sondern sie sind das Strafgericht des Gewissens, das ihn wegen der verzögerten Rache peinigt. Sein Phantasiespiel des Denkens bedingt auch Hamlets Freude am Schauspiel und den eigenthümlichen Gebrauch, den er von dem Schauspiel macht — als der Mausefalle oder der Schlinge des Gewissens. Die Schauspielkunst beruht nach der Ansicht Hamlets auf der

eigenen Vorstellung oder dem Gedanken (conceit) des Schauspielers von der fremden Leidenschaft, die er darstellt, auf seiner Einbildung, seinem Traume (fiction, dream) von dem fremden Zustande des Begehrens: sie ist ein Phantasiespiel des Denkens, das die Persönlichkeit des Schauspielers innerlich ergreift und seine äussere Erscheinung sich ganz seinem Gedanken hinzugeben zwingt. Macbeth hingegen sieht das Leben selbst, das er nur als ein einseitiges und haltloses Phantasiebild des erreichbaren Sinnlichen behandelt hat, am Ende seines Lebens — als einem Heute, das nun bald ein Gestern ohne ein Morgen sein wird — blos als ein Schauspiel oder als ein wandelndes Schattenbild an. Das Phantasiespiel seiner Ehrbegierde löst sich also zuletzt in ein nichtiges Phantasiespiel des Denkens, ein bedeutungsloses Märchen auf, während umgekehrt dem Hamlet das Schauspiel als das Spiegelbild der ganzen menschlichen Natur erscheint. Aber auch das Leben würdigt Hamlet nicht blos nach den erreichbaren sinnlichen Gegenständen der Begierde, sondern auch nach den über Zeit und Raum erhabenen Ideen des Unbedingten: er glaubt, dass eine Gottheit unsere Zwecke formt, wie wir sie auch entwerfen, und dass eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings waltet; er weiss ferner, dass uns die göttliche Vernunft gegeben ist, um, wie er sich ausdrückt, vorwärts zu schauen und rückwärts und darnach unser Wollen frei zu gestalten; er ist endlich überzeugt, dass das Leben keine Nadel werth zu achten, aber die Seele ein unsterblich Wesen ist, dem keine Macht der Hölle etwas anhaben kann.

Die Geister- und Zaubererscheinungen im Hamlet und Macbeth sind wesentlich durch die innere Eigenthümlichkeit der Personen bedingt, welchen sie erscheinen, oder sie sind ihr subjectiver Schein. Dort und hier haben sie daher

eine verschiedene Bedeutung nach Massgabe der psychischen Individualität Hamlets und Macbeths: dort sind sie das Echo von Hamlets Phantasiespiel des vernünftigen Denkens, hier von Macbeths Phantasiespiel der Begierde, und wirken demgemäss dort mahnend und warnend, hier lockend und verführend. Der Aberglaube aller Zeiten hat zwar Geistern und Dämonen eine objective Macht geliehen, und Shakespeare benutzt die scharf ausgeprägten Gestalten der Volksphantasie, aber unterordnet sie seinem poetischen Zwecke. Dieser ist nicht die Sinnlichkeit und Aeusserlichkeit der epischen Lebensanschauung, welche die natürliche Kette der Ursachen und Wirkungen überspringt und eine selbst sinnlich gestaltete Wunderwelt an deren Stelle setzt. Shakespeare entwickelt vielmehr die dramatische Handlung aus der innern geistigen Natur der handelnden Persönlichkeiten selbst, und seine Geister- und Zaubererscheinungen sind nur die Reflexe des geistigen Lichtes, das aus dem eigenen Bewusstsein der dramatischen Charaktere hervorstrahlt und in den verinnerlichten Gestalten des Volksglaubens seinen Abglanz den Augen der Zuschauer darbietet. In seiner psychologischen Kunst liegt das Geheimniss der dramatischen Kunst Shakespeare's — ein Geheimniss, das ihm die heutigen Bearbeiter der deutschen Nationalsage von den Nibelungen nicht abgelauscht haben, wenn sie entweder das Zauberwesen in der epischen Aeusserlichkeit des Sagenstoffes auf die Bühne gebracht, wie Hebbel, oder wenn sie, wie Geibel, den zauberhaften Charakter einer Flammenbraut und eines Sonnenhelden, den Brunhilde und Siegfried in der Sage haben, in ein metaphorisches Spiel lyrischer Empfindungen verflüchtigt haben. Vermöge dieser Verbindung seiner dramatischen mit der psychologischen Kunst kann Shakespeare allerdings nicht blos ein Dramatiker, sondern

auch ein Philosoph des Aberglaubens genannt werden, aber nicht im Sinne der Schelling'schen Naturphilosophie, wie es Schlegel verstanden hat.*) Nicht in dem Schauer vor dem Unbekannten, nicht auf der Nachtseite der Natur und Geisterwelt fand Shakespeare die Quellen seiner psychologischen Weisheit, sondern er schöpfte sie am lichten Tage des Bewusstseins, während die Dichter und Aerzte und Naturforscher jenes Kreises um die Seherin von Prevorst, wie die delphischen Priester um den Dreifuss der Pythia sich schaarten, und von somnambülen, magnetischen und besessenen Personen die Geheimnisse der Natur und Geisterwelt aufgeschlossen wähnten, bis endlich in dem ehrlichsten unter diesen Philosophen des Aberglaubens, als vor fünfzehn Jahren mit dem tollen Treiben des Tischrückens die Begeistigung sogar in das Fichtenholz drang und wie eine geistige Seuche auf der alten und neuen Welt lag, doch

*) Schlegel: „Ob Shakespeare's Zeitalter noch an Zauberei und Gespenster glaubte, das ist für die Rechtfertigung des Gebrauchs, welchen er im Hamlet und Macbeth von den vorgefundenen Ueberlieferungen gemacht, vollkommen gleichgültig. Kein Aberglaube hat herrschend und weit durch Zeiten und Völker verbreitet sein können, ohne eine Grundlage in der menschlichen Natur zu haben: an diese wendet sich der Dichter und ruft aus ihren verborgenen Tiefen hervor, was die Aufklärung gänzlich beseitigt zu haben meint, jenen Schauer vor dem Unbekannten, jene Ahnung einer nächtlichen Seite der Natur und Geisterwelt. Auf diese Art wird er gewissermassen zugleich der Darsteller und der Philosoph eines Aberglaubens, d. h. nicht der Philosoph, der wegläugnet und verspottet, sondern, was schwerer ist, der den Ursprung scheinbar vernunftwidriger und doch so natürlicher Meinungen begreiflich macht. Wollte er aber diese volksmässigen Ueberlieferungen nach Willkür abändern, so würde er seine ganze Befugniss einbüssen und nichts weiter zum Besten geben, als seine eigenen Fratzen.“ Vergl. Schmidts Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen 1842, S. 433.

das wissenschaftliche Gewissen erwachte und gerade er, der ein halbes Jahrhundert vorher mit seinen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ diesen Ahnungsschwindel heraufbeschworen hatte, offen die wissenschaftlichen Sünden seiner Jugend bekannte.*) Aber auch die Vulgarpsychologie ist ein viel zu dürftiger und starrer Formelkram, als dass sie den Reichthum und die Feinheit der psychologischen Erfahrung Shakespeare's auszudrücken und zu begreifen vermöchte. Wenn wir von einer Phantasie des Begehrens im Macbeth, von einer Phantasie der Vernunft im Hamlet, von einem Vernünfteln der Leidenschaft im Othello gesprochen haben, so wird dadurch die Lehre von selbstständigen Vermögen der Seele aufgehoben und die Vulgarpsychologie auf den Kopf gestellt.

Die nachtwandelnde Lady Macbeth ergänzt die Lücke, welche die consequente Durchführung von Macbeths Gewissenlosigkeit in der Entwickelung der Handlung offen gelassen hat. Allein nicht durch jene Ahnung einer nächtlichen Seite der Natur und Geisterwelt, welche die romantischen Philosophen des Aberglaubens hineingedichtet haben, kann sie diese nothwendige Stelle in der künstlerischen Oekonomie des Drama's ausfüllen, sondern durch den Lichtstrahl des Gewissens, der aus der Seelentiefe der schlafwandelnden Lady Macbeth hervorbricht. Nicht jener Schauer vor dem Unbekannten, Unbewussten schüttelt ihre Seele, sondern der Schauer vor dem selbstverabscheuenden Bewusstsein der bösen That, und ihre Ergänzung Macbeths ist nicht eine pathologische, sondern eine ethische. Daher der Arzt, der die Lady beobachtet, ihr Uebel unterscheidet von

*) G. H. v. Schubert, Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens 1806; Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften 1808.

solchen somnambülen Zuständen, die von keinem verbrecherischen Bewusstsein begleitet sind, und darüber urtheilt, jenes falle nicht in den Bereich der Arzneikunde, sondern in den des Gewissensrathes, und die Kranke müsse das Heilmittel in sich selbst suchen. Ihr Seelenleiden bezeichnet er als einen Sturm von Phantasiegebilden, die sie der Ruhe berauben. Von welcher Art dieses Phantasiespiel ist, verrathen die Reden und Geberden, in denen sich die schlafwandelnde Lady äussert. Sie gehen insgesammt zurück in die Vergangenheit des eigenen Lebens, auf die blutigen Thaten, die sie mit Macbeth geplant hat, während umgekehrt in Macbeths Seele das Phantasiespiel der Begierde allen diesen Freveln vorausging. Sie gehören also nicht zu Macbeths, sondern zu Hamlets Art der bösen Träume, die wir als ein Phantasiespiel des vernünftigen Denkens bestimmt haben, weil sie nach Art jener göttlichen Vernunft im Menschen vorwärts und rückwärts schauen; nur zeigt sich hier der Unterschied, dass die bösen Träume der Lady das selbststrafende Bewusstsein der bösen That ausdrücken, während sie den Hamlet blos mahnen und warnen, und zwar deshalb, weil sie dort auf unterlassene oder bevorstehende Thaten, hier aber auf geschehene Uebelthaten gerichtet sind.

So abgebrochen auch die Reden der schlafwandelnden Lady Macbeth sind, weist doch die Gewissensangst, die sie ausdrücken, auf eine tiefgehende Veränderung ihres geistigen Lebens hin, und diese ist sowohl äusserlich durch ihre Lebensverhältnisse als innerlich durch ihre persönliche Eigenthümlichkeit bedingt. Der Dichter hat sie in den natürlichen Wirkungskreis der Frau, in den Zusammenhang der Familie und des Hauses gestellt, deutet aber eine Störung ihres Mutterglückes an, deren schmerzliche Erinnerung in

den Worten nachklingt: ich habe gesäugt und weiss, wie süss es ist, das Kind zu lieben, das ich tränke; denn wir erfahren nachmals von Macduff die Kinderlosigkeit ihrer Ehe. Die angedeutete Störung ihres Familienglückes macht sie empfänglich für das masslose Spiel ihres Ehrgeizes; denn ihre Hoffnungen und Wünsche finden jetzt nicht mehr die natürliche Schranke im Familienkreise, sondern sammeln sich um die Ehre ihres Gatten, der im Siegesglanze vom Schlachtfelde heimkehrt, und mit dem Lorbeer möchte sie, was sie den Schmuck des Lebens schätzen muss, die Krone auf seinem Haupte vereinigen. Auf diesen Vorgang in ihrer Seele wirft ihr Gegenstück im Drama, Lady Macduff, ein helles Licht, sie fühlt sich nur als Mutter, deren ganzes Sein und Denken im Kreis ihrer Familie aufgeht, sie begreift nicht die Gründe der bürgerlichen Ehre, die ihren Mann bestimmen, Familie und Vaterland zu verlassen, sondern wirft ihm Mangel an Naturgefühl vor: der schwache Zaunkönig kämpfe doch mit der Eule um seine Brut im Nest. Furcht, nicht bürgerliches Ehrgefühl nennt sie den Grund seiner Flucht: umgekehrt macht Lady Macbeth ihrem Manne den Vorwurf der Feigheit, als er sich sträubt, die höchste bürgerliche Ehre, die Königswürde, um den Preis seiner Pflicht zu erkaufen. Wenn die Vereinsamung ihres Familienlebens die bösen Träume ihres Ehrgeizes begünstigte, so war hingegen die Einsamkeit ihres Hauses geeignet, das Bewusstsein ihrer Schuld zu erwecken. Der Dichter schildert mit reichen Farben ihren Hausfrieden als einen Gottesfrieden: die Mauerschwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt durch ihren fleissigen Bau, dass Himmelsathem hier lieblich haucht. Sollte diese friedliche Umgebung der Lady blos zufällig sein, oder einen theatralischen Contrast zu der nachfolgenden Mordscene zu bilden bestimmt sein,

dann könnte auch die kriegerische Umgebung, in welche Macbeth von Anfang an gestellt ist und die für die Entwickelung seines Charakters nothwendig ist, nur als äusserliche Zuthat erscheinen. Freilich kann jene im Gemüthe der Lady dann erst zur innern Sammlung und Einkehr in sich selber führen, wenn sich ihre innere Eigenthümlichkeit dafür empfänglich erweist: für die ungestüm vorwärts strebende Begierde Macbeths ist der stille Haus- und Gottesfriede von Inverness verloren, nicht aber für das feinere und freiere Phantasiespiel der weiblichen Wünsche. Die Macht des Begehrens, die von innen nach aussen strebt und die Absichten und Zwecke des Geistes in Handlungen und Thaten verwirklicht, bleibt in den Wünschen auf der niedrigsten Stufe zurück, während Begierden und Leidenschaften in der Scala des Begehrens auf den höchsten Grad steigen; dagegen erhält das Phantasiespiel der Vorstellungen und Gedanken, wenn es auch dem Begehren dient, einen um so freieren Spielraum, je schwächer die psychische Macht des Begehrens ist, die es an die Bedingungen der wirklichen Welt bindet. Die Wünsche machen daher nicht den Anspruch auf Erreichbarkeit ihrer Gegenstände und werden so leicht zu frommen Wünschen, während die Begierden diesen Anspruch machen und leicht zu thörichten Begierden werden, wenn die Phantasie ihnen etwas als erreichbar vorspiegelt, was es in Wahrheit nicht ist. Das Hinausschreiten über die sinnliche Welt und die weibliche Empfänglichkeit für den religiösen Glauben und Aberglauben haben ihre natürlichen Wurzeln in den Wünschen des weiblichen Herzens, wie das Sichfestklammern an das sinnlich Nahe und Erreichbare und der Gewissensschlaf Macbeths von der psychologischen Natur der Begierde abhängen. Bringen wir diese Elementarverhältnisse des innern Lebens,

welche der Dichter insgesammt im Charakter der Lady Macbeth dargelegt hat, mit der Einsamkeit ihres häuslichen Lebens in Verbindung, so erklärt sich daraus ebenso natürlich das Erwachen ihres Schuldbewusstseins, wie andererseits ihre intellectuelle Urheberschaft des Königsmordes, wenn wir dieselben mit der Vereinsamung ihres Familienlebenszusammenhalten.

Wenn auch erst der unbewachte Seelenzustand des Somnambulismus die Gewissensangst der Lady offenbart, die sonst durch die Kunst der weiblichen Verstellung verhüllt ward, so verräth doch auch der wache und gesunde Zustand Spuren ihrer Sinnesänderung schon während und nach der Königsermordung. Indem sie ihren Mann über die bösen Träume, die ihn nach der Frevelthat verfolgen, beruhigen will, aber diese fälschlich als Wirkungen des Gewissens auslegt, beruft sie sich auf die Erfahrungsregel: was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Es ist dies genau derselbe Gedanke, in welchem sie als Nachtwandlerin die zerstreuten Phantasiebilder der begangenen Uebelthaten zusammenfasst und abschliesst. Ist er nun dort ein unzweifelhafter Ausdruck ihres strafenden Gewissens, so muss er auch hier um so mehr in demselben Sinne verstanden werden, als Macbeth in seiner Erwiderung die Art, wie die Lady seine Träume deutet, bestimmt von sich ablehnt. Sie lässt sich darin zum zweitenmal eine weibliche Verwechselung des fremden mit dem eigenen Seelenzustande beigehen, wie sie schon damals, als sie ihren Mann zum Königsmord überredete, ihre Wünsche auf seine Begierden übertrug. Schon bei der Ermordung des Königs lassen sich in ihr die ersten Spuren des erwachenden Gewissens erkennen. Sie glaubte ihre Seele so ganz mit Mordgedanken erfüllt und entweibt zu haben, dass es ihr nicht genügte, Macbeths

Entschluss zur Reife gebracht zu haben, sie wollte, als sie im Schlafgemach des Königs die Dolche zurecht legte, die That selbst vollbringen. Da erweckt der Anblick des schlafenden Königs in ihrer Phantasie das Bild ihres eigenen Vaters, und der gezückte Dolch entgleitet den Händen des Weibes. Hier ist der Höhe- und Wendepunkt in der psychologischen Entwickelung ihres Charakters gegeben: der Familiensinn, dieses Naturgefühl des Weibes, erinnert sie in diesem Augenblick an die Schranke von Natur und Pflicht, die sie mit ihrem schrankenlosen Phantasiespiel der Wünsche übersprungen hatte. Das Sprichwort, womit sie die Bedenken Macbeths wegspotten wollte: „ich möchte wohl, aber ich darf nicht“, kehrt sich gegen sie selbst, als sie den Dolch gegen den schlafenden König erhebt, aber, durch das Bild ihres Vaters vor dem Ueberschreiten ihrer weiblichen Schranke gewarnt und an die menschliche Pflicht gemahnt, darin zuerst die mahnende und warnende Stimme des Gewissens vernimmt. Wie bis zu diesem Moment ihr Phantasiespiel des Begehrens vorwärts drängte, verweilt jetzt ihr Phantasiespiel des Denkens auf den rückwärts liegenden Frevelthaten und kränkelt ihnen die Blässe des Gedankens an: was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Auch für den Charakter Macbeths ist die Ermordung des Königs der Höhe- und Wendepunkt seiner Entwickelung. Aber hier geht der Kampf der Pflicht mit dem Begehren diesem Ereigniss vorher, während er ihm dort nachfolgt. Sobald der innere Kampf zum Sieg der Begierde geführt hat, fühlt sich Macbeth nur als Mann der That, der rücksichtslos vorwärts dringt, und sein Kampf ist nur noch ein äusserer gewissenloser Kampf mit den Feinden der usurpirten Krone. Als aber der Widerstand übermächtig herannaht, spottet er über den römischen

Narren, der sich in das eigene Schwert stürzte, seine Kampfbegierde erlischt nicht, so lange er noch ein Leben sich gegenüber sieht, das er mit seiner Schwertspitze erreichen kann. Macbeth stirbt, wie er gelebt, gewissenlos und kämpfend — den äussern Kampf der Begierde, wie Lady Macbeth von jenem ersten Momente an im innern Kampf des Gewissens sich selbst aufreibt.

Die Gewissensangst der schlafwandelnden Lady Macbeth enthüllt sich noch deutlicher als in ihren unzusammenhängenden Reden in der fortwährenden Geberde des Händewaschens, womit sie die Blutspuren und den Blutgeruch von ihren Händen zu tilgen wähnt. Sie wird dadurch so anschaulich, dass der Dichter selbst dem bildenden Künstler die Hand zu reichen scheint, damit dieser seine dichterische Intention zur Vollendung bringe. Soll er aber mit den eigenthümlichen Mitteln seiner Kunst nicht blos das Bewusstsein, sondern auch die Art der Schuld deutlich machen, so erwachsen ihm besondere Schwierigkeiten aus den nothwendigen Grenzen seiner Kunst. Nicht das Wort, auch nicht das in der Schrift fixirte und sichtbar ausgedrückte Wort liegt innerhalb den Schranken der bildenden Kunst, sondern nur das Bild. Das Bild muss sich selbst aussprechen, d. h. durch seine eigene Sprache des geistbeseelten Bildes, nicht durch die Sprache des geschriebenen Wortes: davon überzeugte sich mit und durch Göthe der zwanzigjährige Cornelius. Wenn der Tondichter der „Lieder ohne Worte“ gestand, er würde nie eine Note geschrieben haben, hätte er dasselbe im Worte aussprechen können, was er in der Welt der Töne geschaffen hat, so darf der bildende Künstler nicht anders vom Worte denken, als dieser Tonkünstler.*) Will er bei der Darstellung einer

*) S. Mendelssohn-Bartholdy, Briefe II. 337.

so tiefinnerlichen Aufgabe wie der schlafwandelnden Lady Macbeth des äusserlich fixirten Wortes sich bedienen, anstatt des geisterfüllten Bildes, so deckt kein Schaumgold des Geistreichen den Mangel des Geistvollen, das er als gediegene Goldbarren des Geistes aus den Schachten der Seele an's Licht heraufarbeiten soll: dann verdient er den Tadel, den der greise Cornelius in das Wort Phantasmagorie der modernen Ostentation und Geistesleere zusammenfasste und auf die Richtung Kaulbachs anwandte, als dieser seine Shakespeare-Illustration mit dem Bilde der schlafwandelnden Lady Macbeth begann.

Die Art der Schuld, der Königsmord wird in diesem Bilde nur durch das geschriebene Wort angedeutet, nämlich durch zwei zu den Füssen der Lady am Boden liegende Documente, wovon das eine Macbeths Ernennung zum Than von Cawdor mittheilt, das andere in verstümmeltem Text einen Vasalleneid zu enthalten scheint, endlich durch die aus den Capitularien Karls des Grossen entnommene Vorschrift der Gastfreundschaft, die zu Häupten der Lady über dem Kaminsims geschrieben steht. Die leere Dolchscheide, die auf dem Tische liegt, ist nicht auf jenen Mord, sondern auf die Mahnung des Arztes zu beziehen, Alles zu entfernen, womit sich die Kranke verletzen könnte. Kaulbachs Lady Macbeth hat überhaupt nichts von der Ladynatur, geschweige denn von Shakespeare's Lady Macbeth, sie hat weder den hochstrebenden Charakter, womit sie ihren Gatten zur That drängt, noch die zähe Energie, womit sie nachher in entgegengesetzter Richtung strebend das Gedächtniss ihres Frevels festhält. Ihre Haltung ist gebeugt, fast zusammensinkend, ihr Gang rasch, aber unstät. Ihm entspricht die Bewegung der Hände, diese Geberde, auf welche der Dichter das grösste Gewicht legt, ist hier unbedeutend:

wie die Füsse über den Boden huschen, gleitet eine Hand über die andere, als würde sie nur einen leichten Reiz auf der Epidermis verwischen; das Wegreiben und Abwaschen der Blutspuren kommt darin gar nicht zum Ausdruck. Auch die Gewandung folgt der raschen Bewegung der Gestalt, ihr Nachtkleid flattert so lose um den Leib, „dass ein unbefangener Beschauer des Bildes, der die Geschichte nicht kennt, aber den Sinn desselben gleich erkennen soll, wenn, wie Göthe verlangt, das Bild sich selbst ausspricht“, kaum darin die Lady Macbeth erkennen wird. Sollte er darin irgend ein Schuldbewusstsein entdecken, so wäre es eher die Schwachheit des Weibes, die Hamlet seiner Mutter vorwirft, als die Schuld der stolzen Königsmörderin, Lady Macbeth. Das Antlitz ist starr und schreckhaft, wie eine Medusenmaske, und contrastirt wirksam mit der lebhaft bewegten Gestalt. Das Auge ist geschlossen, im Widerspruch mit Shakespeare's Beschreibung. Kaulbachs Lady Macbeth ist eine Nachtwandlerin von der Art derjenigen, die, wie der Arzt im Drama sagt, im Schlafe umherwandeln und doch fromm in ihrem Bette sterben können; aber die Gewissensangst von Shakespeare's Lady Macbeth spricht sich darin nicht aus, und weder der Name Macbeth, der zu ihren Füssen auf der Schriftrolle ist, noch das seltsame Stück mittelalterlicher Jurisprudenz, das über ihrem Kopfe am Kamin geschrieben steht, vermag diese Somnambüle zur Lady Macbeth zu stempeln. Auch der hinter ihr stehende Greis ist nicht Shakespeare's Arzt, welcher das ethische Leiden der Lady durchschaut, ja er ist überhaupt nicht ein Arzt, der sich die Aufgabe stellt, den pathologischen Zustand der Somnambüle zu erkennen und zu heilen; denn sie lässt sich schon nicht von ihm beobachten, da sie bereits an ihm vorbeigehuscht ist und

ihm den Rücken kehrt, und er selbst kann sie nicht beobachten, da er ganz durchschauert ist von der Nachtseite der Natur, die sich ihm in der Schlafwandelnden geheimnissvoll offenbart: Entsetzen spiegelt sich in seinen Gesichtszügen, das Haar sträubt sich, schlaff sinken die Arme herab und die Kammerfrau ergreift die willenlos herabhängende Linke, um ihm in's Ohr zu flüstern. Der haltungslose Greis in Kaulbachs Bild ist nicht der ruhig beobachtende Arzt in Shakespeare's Macbeth, wohl aber der Typus jener romantischen Schauer-Philosophie des Unbewussten, ein Justinus Kerner, ein Eschenmayer, ein Ennemoser, ein Schubert, wie sie in unserem Jahrhundert besonders die somnambüle Seherin von Prevorst umgaben und wie Schlegel diese gemüthlichen Dichter und Philosophen des Aberglaubens aus seiner Zeitanschauung in Shakespeare's Macbeth und Hamlet hineingetragen hat. Isoliren wir die drei Figuren im Bilde von ihrer Umgebung, so vereinigen sie sich wie Ursache und Wirkung zu einem gemeinschaftlichen Ganzen, dessen Grundgedanke das Pathos des Somnambulismus ist: in dieser Weise reiht es sich als ein Meisterwerk den pathologischen Bildern Kaulbachs an und veranschaulicht einen krankhaften Bildungszustand unserer Zeit, der mit unserem Jahrhundert beginnt und seine Nachwirkungen noch in der Gegenwart erkennen lässt. Verbinden wir aber die drei Gestalten des Bildes mit ihrer Umgebung, so findet darin der Geist der Kunst nicht blos äusserlich eine leere Stelle, die kein geschriebenes Wort ausfüllen kann, sondern auch der sittliche Geist, der Shakespeare's schlafwandelnde Lady Macbeth beseelt, geht in Kaulbachs Darstellung leer aus, und das Urtheil des Tadels, das Cornelius über Kaulbach gefällt hat, ist gerechtfertigt.

Vermissen wir den Ausdruck des Gewissens in Kaul-

bachs Lady Macbeth, so findet er sich hingegen in einem andern Bilde seiner Macbeth-Illustration an einer Stelle, wo er gar nicht erwartet wird, weil das Original nicht die geringste Spur davon darbietet, nämlich an Macbeth, der zum letzten Kampfe sich rüstet. Die Schemen der Ermordeten erscheinen über Macbeths Haupt mit drohender Geberde, die Krone liegt schwer auf der Stirne des Usurpators und drückt sein von Seelenschmerz gequältes Antlitz nieder. Kann nun aber die Rechte kampfbereit das Schwert zücken, wenn die Linke reuevoll die geraubte Krone fasst? Die Bewegung der Linken verneint, was die Rechte bejaht, und umgekehrt. So äusserlich schön und effectvoll die Gruppe sich aufbaut, leidet sie doch an einem psychologischen Widerspruch, an einer innern Unwahrheit, wodurch die Schönheit der Gruppenbildung zu einer „Phantasmagorie der Ostentation" herabgesetzt wird. So zerknirscht, wie hier Kaulbach den Macbeth darstellt, benimmt sich kaum der Usurpator im Hamlet: König Claudius möchte wohl, aber kann nicht bereuen, wie er auch beten möchte, aber nicht kann. Allein Macbeth ist nicht ein Mann der weibischen Wünsche, sondern der kämpfenden Begierden, nicht wie jener ein feiger Throndieb, der „vom Sims die reiche Krone stahl", er ist der „stolze, löwenmuthige" Thronräuber, der im Kampfe auf Leben und Tod die geraubte Krone behaupten will.

Cornelius ist in seinem Bilde der schlafwandelnden Lady Macbeth nirgends willkürlich vom Original abgewichen, sondern hat nur im Geiste seiner Kunst und des Dichters die Scene erweitert, wenn er darin auf den schlafenden Macbeth hindeutet und beide Gatten auch im Bilde vereinigt, wie sie sich im Drama wechselseitig ergänzen gleich Kopf und Hand. Zugleich hat er dadurch

das Mittel gewonnen, in der Sprache seiner Kunst die Art ihrer Schuld, den Königsmord auszusprechen. Der ruhende Macbeth ist zwar selbst nicht sichtbar, aber er hat die Insignien der Königswürde, Hermelin, Scepter und Krone, auf den Tisch gelegt, und die Kammerfrau, die sich darüber beugt, deutet auf den Ort hin, wo Macbeth ruht. Ihre Geberde des Hinweisens ist von niedriger, aber bedeutsamer Art: sie bedient sich nicht des Zeigefingers, sondern des Daumens der rechten Hand, und deutet damit wie durch ihre Miene das Geheimnissvolle des Inhaltes an, den sie dem Arzte nicht offen auszusprechen wagt. Ebenso geheimnissvoll ist die Schlafstelle, auf welche sie hindeutet: es ist ein offener Eingang zu einer besondern Vertiefung des Schlafsaales, und davor ist ein breites Brett quer angelehnt, wie es scheint, in der Absicht, den Schlafenden vor einem plötzlichen Ueberfalle zu warnen. Dies erinnert an die bösen Träume, welche dem unruhig schlafenden Usurpator die Grabesruhe des ermordeten Königs beneidenswerth erscheinen liessen, und an die nach dem Königsmord wieder auflebende Schlange, die in der geraubten Krone nistet und ihn stets zu neuen Mordthaten aufregt. Daher schlingt sich vor Macbeths Bett die Natter des Königsmordes um Scepter und Krone Macbeths und reckt ihren Kopf hervor gegen die Anstifterin des Frevels. Der Arzt benimmt sich als ruhiger und scharfer Beobachter, der von der Kammerfrau in der Ausübung seines Berufs nicht gestört sein will, sondern sie mit einer entschiedenen Handbewegung abweist und seine gespannte Aufmerksamkeit auf die Krankheitssymptome der Lady hinlenkt, um entweder die ärztliche Diagnose richtig zu stellen, oder aber zu gestehen, dieses ihr Leiden falle nicht in das Gebiet seiner ärztlichen Kunst. An der Lady Macbeth von Cornelius

spricht sich in jeder Miene und Geberde der Stachel des Gewissens, das Zurückschauern vor dem selbstbegangenen Verbrechen aus. Sie ist ganz Lady, eine hochaufgerichtete, langgestreckte Gestalt, wie Cornelius dergleichen darzustellen liebt: um Haupteslänge das natürliche Verhältniss zur Breite des Körpers überragend. Das Auftreten ist fest und entschieden, die Haltung zeigt kein Vorwärtsstreben, sondern ein selbstverabscheuendes Zurückweichen, das an Kopf und Schultern und in allen Zügen hervortritt: die Haare richten sich empor, die Augenbrauen und Lider ziehen sich zurück und verstärken den starren Ausdruck der weitgeöffneten, nichts Aeusseres fixirenden Augen, die Nasenflügel und zusammengepressten Lippen schrecken zurück vor dem Blutgeruch, den keine Wohlgerüche Arabiens von ihren Händen wegtilgen können. In der kräftigen Bewegung der Hände concentrirt sich die Energie ihres Schuldbewusstseins und steigt bis zu dem Grade, wo die Schönheit der Linien der Wahrheit des Ausdrucks geopfert worden ist. Die Wahrheit, die in der Lady Macbeth von Cornelius sich ausdrückt, ist nicht das Pathos des Somnambulismus, sondern das Ethos von Shakespeare's Lady Macbeth, nicht der Schauer der unbewussten und unbekannten Natur, sondern der Schauer des Gewissens. Denn sittlicher Ernst und philosophische Tiefe galten Cornelius als die Sonne der Wahrheit, die er in den erhabenen Werken des Aeschylos und Sophokles, Dante und Shakespeare als den philosophischen Quellen der Kunst aufsuchte, um die tiefen und edeln Gedanken, welche diese Dichter dem Künstler vorgearbeitet hatten, zur sinnlichen Klarheit der Anschauung zu erheben. Nicht „schmuckeuripideisch“, wie Aristophanes*)

*) κομψευριπιδικῶς Aristophanes' Ritter 18. Vergl. die Kritik des Euripides in den Fröschen und Thesmophoriazusen.

alle Unwahrheit und Ostentation an dem Verderber und Entweiher der tragischen Kunst in Ein Wort des Tadels zusammendrängte, vielmehr in äschyleischer Grossheit hat daher Cornelius Shakespeare's Lady Macbeth künstlerisch empfunden und gestaltet.

Wollte Cornelius auch Macbeths Gewissensqual im wahren Geiste Shakespeare's veranschaulichen, so durfte er nicht wie Kaulbach die Scene auf das irdische Dasein beschränken, er musste sie in's Unendliche erweitern. Und so sehr auch das Drama Macbeths Denken und Handeln an das irdisch Erreichbare gefesselt darstellt, hat doch Shakespeare selbst diese Erweiterung des Schauplatzes vorgesehen, und der Künstler konnte auch hier den Spuren dieses seines philosophischen Führers folgen: Macbeth weiss, dass seine Seele unsterblich ist und dass er, der Königsmörder, „sein Kleinod der ewigen Seligkeit dem Erbfeinde des Menschengeschlechts preisgegeben hat“. Unter den Seelen der Verdammten im Weltgericht von Cornelius müssen wir also die selbstverdammende Gewissensqual Macbeths suchen, und wir finden sie da, wenn wir dem Fingerzeig einer Reminiscenz folgen, die Kaulbach in seinem verfehlten Macbeth aus dieser Quelle geschöpft zu haben scheint. Wie dort der zum letzten Kampfe sich waffnende Macbeth mit der Linken krampfhaft die Krone fasst, unter deren Last sein Haupt sich beugt, so packt sie hier mit beiden Fäusten der hochfliegende Geist des Usurpators, und zwei Teufel, von oben lastend und von unten ziehend, fahren mit ihm zur Hölle. In der objectiven Lebendigkeit des Volksglaubens bilden sie hier künstlerisch ebenso die Selbstverdammniss oder die bösen Träume des Gewissens ab, wie die Zauber- und Geistererscheinungen im Drama die bösen Träume der Begierde. Zwar die Begierde des

Usurpators, die Krone zu sichern, die er geraubt, ist durch die Fieberhast in der Bewegung der Hände ausgedrückt, womit er sie fasst. Aber was nützt das Machtgebot des Tyrannen hier, wo Niemand vor ihm zittert? Was soll die Begierde des Usurpators, da Niemand ihr widersteht? Nicht die Krone wollen ihm die Teufel entreissen, vielmehr gerade die geraubte Krone und die Hände des Kronräubers, die sich an sie klammern, und die Teufelsfaust, die auf das gekrönte Haupt herabwuchtet, sind der höllische Verein, wodurch das Werk der Selbstvernichtung sich vollzieht. Denn in der Einsamkeit des Todes und im Angesichte des Ewigen zerstiebt in sein Nichts das selbstische Interesse des Ehrgeizes, das an dem in Zeit und Raum Erreichbaren klebt und das Ewige und Wahre nicht zu fassen vermag: der scheue Blick des Usurpators verräth selbst dieses durchbohrende Gefühl der Selbstvernichtung und die Teufel bringen es zur Objectivität der Anschauung. Was der Thronräuber im letzten Gericht von Cornelius sichtbar darstellt, drückt sein Seitenstück, der Throndieb in Shakespeare's Hamlet, mit den Worten aus: dort oben gilt kein Gaukelspiel, da erscheint die Handlung in ihrer wahren Natur, und wir sind selbst genöthigt, unsern Fehlern in die Zähne ein Zeugniss abzulegen.

Erst vor den Augen des ewigen Richters verwandeln sich die bösen Träume der Ehrbegierde in die selbstvernichtenden Träume des bösen Gewissens und vollzieht sich an der künstlerischen Gestalt des Tyrannen derselbe psychologische Process, der schon im irdischen Dasein an der dramatischen Persönlichkeit der Lady Macbeth sich dadurch entwickelte, dass das Phantasiespiel ihrer ehrgeizigen Wünsche sich in das Phantasiespiel des Gewissens auflöste. Allein dort war es das selbststrafende Gewissen

des weiblichen, für die übersinnliche Welt empfänglichen Gemüthes, das durch dieses Selbststrafen „das Heilmittel in sich selber“ fand — in der Reue über das, was geschehen war, aber nicht ungeschehen gemacht werden konnte; hier ist es das selbstvernichtende Gewissen der männischen Selbstsucht, welche das Ewige nicht anzustreben vermag und dadurch den ewigen Tod in sich selber findet. Und dort war es die Einsamkeit des schönen Haus- und Gottesfriedens von Inverness, hier aber ist es die Einsamkeit des ewigen Todes, welche dort die erlösende, hier die vernichtende Gewissensqual erweckt. Der ewige Tod, mors aeterna, ist also k e i n g a n z a n d e r e r Zustand, als der des zeitlichen Lebens, das von dem Ewigen sich abkehrt und der Scheinehre des Ehrgeizes folgt, bis diese im Angesichte des Ewigen in dem Bewusstsein ihres wesenlosen Scheines in sich selbst zusammenfällt.*) Und ebenso das ewige Leben, vita aeterna, ist n i c h t s g a n z A n d e r e s, als das zeitliche Leben, das in sich selber einkehrt und in dem Ewigen lebt und wirkt und Gott die Ehre gibt; oder wie der Philosoph Johann Gottlieb Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben“ sagt: Ganz gewiss zwar liegt die Seligkeit auch jenseits des Grabes, für Denjenigen, für welchen sie schon diesseits desselben begonnen hat, und in keiner andern Weise und Art, als sie diesseits, in jedem Augenblicke, beginnen kann; durch das blosse Sichbegrabenlassen aber kommt man nicht in die Seligkeit; und sie werden im künftigen Leben, und in der unendlichen Reihe

---

*) L e i b n i z: homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impœnitentia et a Deo aversione. Vergl. Lessing, von den ewigen Strafen. Werke 9. Bd., S. 151. Kant, d. Religion innerh. d. Grenzen d. reinen Vernunft. Werke 6. Bd., S. 233 ff. Anmerkg.

aller künftigen Leben, die Seligkeit ebenso vergebens suchen, als sie dieselbe in dem gegenwärtigen Leben vergebens gesucht haben, wenn sie dieselbe in etwas Anderem suchen, als in dem, was sie schon hier so nahe umgibt, dass es denselben in der ganzen Unendlichkeit nie näher gebracht werden kann — in dem Ewigen.*)

*) Fichte's sämmtliche Werke, 5. Bd., S. 409. Vergl. Herbart, Lehrbuch zur Psychologie, §§ 246—252.

Der

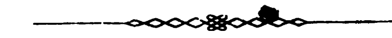
Gebirgsbau des St. Gotthard.

Von

Albr. Müller,

Professor an der Universität Basel.

Mit einer Profilkarte.



BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1875.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Unter den alpinen Pässen, welche das nördliche und mittlere Europa mit Italien verbinden, ist der St. Gotthard, wenn auch nicht einer der ältesten, doch einer der bekanntesten und besuchtesten. Namentlich in den letzten Jahren hat er durch den projectirten und nun bereits in Ausführung begriffenen Tunnelbau, eine der kühnsten Unternehmungen unseres Jahrhunderts, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Es mag daher nicht unpassend erscheinen, wenn ich in gegenwärtigem Moment es versuche, einem weitern Kreise eine Vorstellung von dem Gebirgsbau des St. Gotthard und seiner Umgebungen zu geben, so weit es in dem engen Rahmen einer Stunde, ohne zu viele Vorkenntnisse vorauszusetzen, geschehen kann.

Der St. Gotthardpass gehört keineswegs zu den ältesten für den Handelsverkehr benützten Alpenübergängen. In der römischen Zeit war er unbekannt. Damals ging der Handelsweg durch Graubünden. Der Name St. Gotthard findet sich im Jahr 1162 zum erstenmal erwähnt. Die frühesten Nachrichten über das Vorhandensein eines Saumweges stammen, laut den Mittheilungen des Herrn Arnold Nüscheler im „Jahrbuch des schweizerischen Alpenclubs“, aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Oberhalb der Teufelsbrücke, das heisst der alten Brücke, über deren Erbauung sichere Nachrichten fehlen, befand sich, an Ketten über der schäumenden Reuss hängend, die sog. stiebende

Brücke, welche bis zur Sprengung des Urnerloches, im Jahr 1707, existirte. Es ist dies der kleine Tunnel, durch den man aus dem wilden Engpass der Schöllenen in das offene Thal von Ursern oder Andermatt eintritt.

In den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts wurde der Pass von Räubern beunruhigt. Zu wiederholten Malen bis in die neuere Zeit ist er von Kriegszügen und in neuester Zeit auch von unseren Truppen zu grösseren militärischen Uebungen überschritten worden. Im Jahr 1775 soll von dem englischen Mineralogen Creville der erste Versuch gemacht worden sein, die damals zehn bis zwölf Fuss breite Gotthardstrasse, die jetzt noch theilweise vorhanden ist, mit einer Kutsche zu befahren, was mit vieler Mühe und grossen Kosten verbunden war. Der Bau der gegenwärtigen, mit Recht noch bewunderten Kunststrasse fällt in die Zwanziger Jahre (1820—1830). Die allmälige Ausbildung unserer Verkehrswege als Hauptpässe im Jura, im Schwarzwald und in den Alpen lässt sich oft jetzt noch constatiren. Wir finden nun räumlich neben und über einander, was zeitlich nach einander in verschiedenen Perioden zur Erleichterung des Verkehrs zur Ausführung kam. Neben dem primitiven Fussweg und den Resten des alten Saumpfades läuft die alte Strasse und neben dieser die neue Kunststrasse, die nun ihrerseits wieder von der Eisenbahn überflügelt ist.

Der Name des Berges, St. Gotthard, bezog sich zunächst auf eine zu Ehren dieses Heiligen, der als Bischof zu Hildesheim im Jahr 1038 starb, genannte und vermuthlich gleichzeitig mit der Herstellung des Saumweges auf der Passhöhe erbaute Kapelle, die jedoch zum erstenmal im Jahr 1331, im Friedensvertrag zwischen Ursern und Livinen, nebst dem Hospiz urkundlich erwähnt wird. Das

Hospiz wurde im Laufe der Zeit von Laienbrüdern verschiedener Orden bedient. Im Winter 1799—1800 wurde es von den Holz bedürfenden französischen Truppen demolirt und im Jahr 1834 daneben ein neues Wirthshaus aufgebaut. Im Jahr 1867 endlich wurde von dem gegenwärtigen verdienten Director des Hospizes, Herrn Felix Lombardi, das Hôtel de la Prosa hergestellt, das von ihm sehr gut geleitet wird und allen billigen Anforderungen entspricht. Es erfreut sich von Seiten der Touristen und Alpenfreunde fortwährend eines guten Zuspruches, der wohl auch nach Vollendung des Tunnels nicht abnehmen wird.

Gehen wir, nach diesem flüchtigen historischen Rückblick, zu dem eigentlichen Gegenstand unseres heutigen Thema's, zur Betrachtung des Gebirgsbaues des St. Gotthard und seiner Umgebungen über. Der Name St. Gotthard ist ein etwas vager Begriff, der bald weiter, bald enger gefasst wird. Im weitern Sinne versteht man gewöhnlich darunter die ganze Route von Fluelen oder Amstäg bis Airolo mit den zu beiden Seiten des Reussthales sich aufthürmenden Gebirgen. Im engern, topographischen und geologischen, Sinne wird aber unter dem St. Gotthard nur der mächtige, aus zahlreichen Gipfeln und Hochthälern bestehende Gebirgsstock verstanden, der im Osten ungefähr vom Medelser Thal, im Westen vom Eginen-Thal begrenzt wird und zwischen den beiden deutlich markirten grossen Längsthälern von Airolo und Andermatt liegt. Val Bedretto und Val Canaria würden also die südliche, das Ursern-Thal mit dem Oberalp- und Furkapass die nördliche Begrenzung bilden. Nördlich vom Centralmassiv des St. Gotthard, das in der angedeuteten Umgrenzung eine Länge von etwa acht bis neun Stunden und eine Breite von ungefähr drei Stunden besitzt, erhebt sich, nur durch das Längsthal von

Ursern getrennt, ein zweites grosses von dem Reussthal durchschnittenes Centralmassiv, das fast 18 Stunden lange und vier bis fünf Stunden breite Massiv des Finsteraarhorns, das die gefeiertesten Häupter der Berner- und nördlichen Walliser-Alpen trägt und sich in der Breite zu beiden Seiten des Reussthales, von Erstfeld und Amstäg bis nach Andermatt, in der Länge vom Lötschthal bis fast zum Linthtbal erstreckt. Die Gotthardstrasse im weitern Sinne durchschneidet also, wie schon die beiliegenden Gebirgsdurchschnitte zeigen, zwei grosse Centralmassivs oder Centralketten unserer Alpen, nämlich das Centralmassiv des Finsteraarhorns und dasjenige des St. Gotthard im engern Sinne, welche beide durch das weite Längsthal von Ursern oder Andermatt getrennt sind.

Der Gebirgsstock des St. Gotthard trägt keineswegs, wie man früher und noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts glaubte, die höchsten Gipfel der Alpen. Im Gegentheil bildet er eher eine Einsattelung (Depression) in der Alpenkette, indem seine grössten Erhebungen kaum 3000 Meter übersteigen und nirgends 3200 Meter erreichen. Selbst der höchste Gipfel, der Pizzo rotondo im Westen des Hospizes, hat nur 3197 Meter Meereshöhe. Die Gipfel und Gräte des St. Gotthard bleiben also um mehr als 1000 Meter hinter den berühmten Riesen der Berner- und Walliser-Alpen zurück. Auch treten auf keinem der bekannten vom Jura oder Schwarzwald aus aufgenommenen Alpenpanoramen die Spitzen der Gotthardgruppe irgendwo hervor. Ebenso wenig ist dieses Gebiet durch ausgedehnte Schneefelder oder grosse Gletscher ausgezeichnet, macht aber dennoch durch seine Wildheit und Oede, durch das Chaos gewaltiger Felsmassen auf den Wanderer einen mächtigen Eindruck. Schon der Aufstieg längs der Gott-

hardstrasse von Fluelen oder Amstäg über Wasen und Göschenen und dann durch die wilden Schöllenen hindurch, eingeengt zwischen fast senkrechten himmelhohen Felswänden, die der Strasse neben der schäumenden Reuss kaum noch Raum gestatten, wird Jedem, der auf diesem Wege zum erstenmale sich den Hochalpen nähert, imponiren und einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Und weiter hinauf, nachdem wir in der freiern Umgebung von Andermatt wieder ein wenig ausgeruht, den Windungen der Strasse zwischen Hospital und dem Hospiz folgend, wird uns das Gefühl der Oede, Starrheit und Einsamkeit, fern vom Grün der Waiden und der Wälder, überwältigen und wir werden begreifen, warum die ältern Schriftsteller von „schröcklichen, entsetzlichen Gebürgen“ sprachen. Nirgends bekommen unsere Sinne einen so unmittelbaren gewaltigen Eindruck von der Grösse der Erde, wie mitten im Alpengebirge.

Trotz der verhältnissmässig geringern Erhebung ist der Gebirgsstock des St. Gotthard schon seit alter Zeit bis auf den heutigen Tag vermöge seiner Lage mit Recht als der wahre Centralknoten unserer Alpen und der Alpenkette überhaupt betrachtet worden. Die Hauptströme, der Rhein, die Rhone, die Reuss und gegen Süden der Tessin, nehmen hier ihren Ursprung. Hier laufen mehrere der grössten Quer- und Längsthäler der Alpen mit den sie einschliessenden mächtigen Gebirgsketten zusammen oder strahlen vielmehr von diesem Centralpunkte aus. Wir müssen eine grosse Anzahl solcher Gebirgsketten durchschreiten, ehe wir, sei es von Süden, sei es von Norden, aus der Ebene auf diesen vereinsamten centralen Gebirgsstock gelangen, der deshalb auch nirgends einen Ausblick in das freundliche Grün bewohnter Thäler und in das flache Land gestattet. Das schön ausgeführte Panorama vom

Pizzo Centrale von Professor Albert Heim in Zürich gibt uns ein anschauliches Bild von der wilden zackigen Gebirgswelt, die uns hier umgibt. Den Ingenieuren des eidgenössischen topographischen Bureau's verdanken wir eine sehr schön, im Maassstabe von 1 : 50,000 ausgeführte, mit Höhencurven versehene Karte des Gotthardgebietes. Sie ist auch dem letzten Bande des Jahrbuches des Schweizerischen Alpenclubs beigegeben, der sich bereits sowohl um die genauere Kenntniss dieses Gebietes als um diejenige der ganzen Kette der Schweizeralpen, selbst in den entlegensten, unnahbarsten Revieren, die grössten Verdienste erworben hat und fernere erfolgreiche Leistungen verspricht. Es handelt sich um mehr als blose Kletterkünste. Es liegt ein idealer Zug in diesem Streben. Wir dürfen, ohne unbescheiden zu sein, der Baslerischen Section des Schweizerischen Alpenclubs, und namentlich ihrem unermüdlich thätigen und anregenden Vorstand, keinen ganz unbedeutenden Antheil an den bisherigen Erfolgen zuschreiben und haben alle Aussicht, dass die strebsamen jüngern Kräfte sowohl als kühne Bergsteiger als auch als sorgfältige, umsichtige, von wissenschaftlichem Geiste getragene Beobachter den bewährten ältern, unsern Koryphäen, in allen Theilen nacheifern werden. Unser Museum verdankt den hiesigen Mitgliedern des Schweizerischen Alpenclubs bereits eine hübsche Sammlung von sonst schwer erhältlichen Gipfelgesteinen aus unseren Hochalpen, die jetzt schon werthvolle Aufschlüsse geliefert haben. Ueberdies besitzt die hiesige Section selbst eine Sammlung alpiner Gesteine und Mineralien.

An der geologischen Untersuchung des St. Gotthard haben sich eine Anzahl ausgezeichneter Forscher betheiligt: Schon im vorigen Jahrhundert (1775 und 1783) der berühmte Genfer Geologe Horace Bén. de Saussure und in

den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen H. C. Escher von der Linth und dann später sein nicht minder ausgezeichneter Sohn, der leider bereits verstorbene Professor Arnold Escher von der Linth, beide Vater und Sohn Alpenkenner ersten Ranges, denen vielleicht nur der jetzt noch in hohem Alter rüstige und thätige Nestor der schweizerischen Geologen, Professor Bernhard Studer in Bern, an umfassender Kenntniss im ganzen Gebiete der Alpen an die Seite zu stellen ist; ferner Lusser und Lardy, welche in den Zwanziger und Dreissiger Jahren das ganze grosse Gebiet zwischen Amstäg und Airolo, also die beiden Centralmassivs des Finsteraarhorns und des St. Gotthard, zu beiden Seiten des Reussthales untersuchten und eine eingehende Beschreibung in den ältern Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, begleitet von geologischen Profilen, lieferten; dann die oben genannten Arnold Escher von der Linth und Bernhard Studer, die berühmten Hersteller der bereits in zweiter Auflage erschienenen geologischen Karte der Schweiz, welche diese ausgedehnten und schwer zugänglichen Gebiete unserer Hochalpen zu wiederholten Malen durchwanderten und darüber Mittheilungen veröffentlichten, der Letztere, Professor Studer, noch in neuester Zeit in einem dem Jahrbuch des Schweizerischen Alpenclubs einverleibten sehr lehrreichen Aufsatz über den St. Gotthard im engern Sinne; endlich in den letzten Jahren die Herren Ingenieur Giordano und Professor Karl v. Fritsch, welche der geologischen Untersuchung des St. Gotthard theils aus Anlass der bevorstehenden Eisenbahnbauten, theils im Auftrag der geologischen Commission der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft mehrere Sommer widmeten und eine Anzahl geologischer Detailprofile nebst Beschreibung und geologischer Karte herausgaben, wozu Professor v. Fritsch

die bereits vorhin erwähnte schöne topographische Karte im Maassstab von 1 : 50,000 benützte.*) Ebenso hat auch Professor Rütimeyer im Jahrbuch des Schweizerischen Alpenclubs einlässliche, namentlich topographische Mittheilungen sowohl über die Gebirgsgruppe des St. Gotthard, als über die der Tessiner Alpen gebracht.

Der Gebirgsstock des St. Gotthard bildet, trotz seiner Länge von acht bis neun und seiner Breite von nahezu drei Stunden, doch nur einen kleinen Theil, nur ein Glied der ganzen über 200 Stunden langen Alpenkette. Als solches wird er an dem allgemeinen Gebirgsbau der ganzen Kette Theil nehmen und wird seine geologische Stellung erst dann richtig erkannt werden, wenn wir das Ganze in's Auge fassen. Es wird uns dies einen, vielleicht für Manchen willkommenen Anlass bieten, den geologischen Bau der Alpen in wenigen allgemeinen Zügen zur Darstellung zu bringen.

Wir können in den Alpen drei grosse, im Ganzen von Südwest nach Nordost streichende Parallelzüge oder Zonen unterscheiden: Einen mittlern oder höchsten Zug, die sogenannten Centralketten oder Centralmassivs, die aus granit- und gneissartigen Gesteinen und eingeschalteten krystallinischen Schiefern, namentlich Glimmerschiefern, bestehen, die alle meistens sehr steil, fast senkrecht aufgerichtet sind, und zu beiden Seiten zwei mächtige Züge von Kalkalpen. Zur mittlern Zone gehören in erster Linie die Centralmassivs des St. Gotthard und des Finsteraarhorns, die uns heute vorzugsweise beschäftigen und welche beide von der Gotthardroute durchschnitten werden. Hieher gehören ferner die gewaltigen Centralmassivs des Montblanc, der Aiguilles

*) Beiträge zur geolog. Karte der Schweiz, Bd. 15. Bern 1873.

rouges, des Monte Rosa, der südlichen Walliser-Alpen, des Bernina, des Silvretta, des Adula etc. und noch im Süden das nicht gar hohe, aber weit ausgedehnte Massiv der Tessiner-Alpen, das sich südlich, nur durch das Thal von Airolo getrennt, an dasjenige des St. Gotthard anlehnt und gleichfalls von der Gotthardroute im weitern Sinne und von der in Ausführung begriffenen Gotthardbahn durchzogen wird. Von den eigentlichen Tessiner-Alpen hat man noch, südlich von Bellinzona und Locarno, das gleichfalls aus Granit und Gneiss bestehende, von den bekannten vier Seen durchschnittene „Massiv der vier Seen“ abgetrennt, das also ebenfalls in den Bereich der Gotthardroute gehört.

Weiter nach Osten, in den österreichischen Alpen, folgen noch eine Anzahl ähnlicher Centralmassivs. Man hat bereits über dreissig solcher meistens elliptisch lang gestreckten und oft zu mehreren neben einander herlaufenden Centralmassen unterschieden, die in der Regel durch deutliche Längsthäler mit eingeklemmten jüngern Sedimentformationen von einander getrennt sind. Die Thäler von Andermatt (Ursern-Thal) und Airolo (Val Bedretto und Val Canaria) sind solche trennenden Längsthäler, wie die hinten beigefügten Durchschnitte zeigen.

An diesen mittlern oder centralen Zug von granitischen Massengebirgen legen sich zu beiden Seiten, im Süden und im Norden, zwei mächtige, aus vielen Parallelketten bestehende Züge von jüngern, nicht selten Versteinerungen führenden Kalk- und Schiefergebirgen an, die der Trias-, Jura-, Kreide- und Tertiärformation angehören und im Allgemeinen in der vorherrschenden Richtung der Alpen von Südwest nach Nordost streichen. Durch zahlreiche Quer- und Längsthäler, grösstentheils aus ursprünglichen, bei der gewaltsamen Hebung des

Kalkgebirges entstandenen Spalten und Senkungen hervorgegangen, die später im langen Laufe der Zeit durch die Verwitterung und durch die unausgesetzte Arbeit der wilden Gebirgsbäche bedeutend erweitert und vertieft worden sind, wurden die langen, ausserordentlich mächtigen Züge und Ketten des Kalkgebirges in zahlreiche Gräte und Stöcke zerstückelt, so dass nur der geübte Blick des Geologen in diesem die Sinne verwirrenden Chaos sich zurecht finden kann und auch hier, wie überall in der Natur, Gesetz und Ordnung erkennt.

Im Gebiete der Schweiz sind ganz besonders die nördlichen Kalkalpen zur Ausbildung gelangt. Da wo sie das untere Reussthal und die Ufer des Vierwaldstättersee's einrahmen, gehören sie gleichfalls noch der Gotthardroute in weiterm Sinne an. Sie nehmen hier, zwischen der Kette des Titlis und der Windgelle im Süden und derjenigen des Pilatus und des Viznauerstockes im Norden, eine sechs und mehr Stunden breite Zone ein, die sich nach Südwest bis zum Genfersee, ja bis nach Chambery, und gegen Nordost bis in die Nähe des Bodensee's und noch weiter durch die Vorarlberger-Alpen verfolgen lässt. An dieses in seinen nördlichsten Gräten gegen Süden einfallende Kalkgebirge schliesst sich noch, gleichsam als letzter nördlicher Vorwall der Alpen, die mächtige der Tertiärformation angehörige Nagelfluhkette des Rigi und Speer an, deren Schichten in anormaler Stellung, gleichfalls gegen Süden, unter das Kalkgebirge einschiessen und dasselbe von dem flachen, meist aus weichem Molassesandstein bestehenden Hügelland der mittleren Schweiz abtrennen. Also nur durch zahlreiche, ausgedehnte Vorwerke gelangen wir von Norden oder Süden in das Centrum der Alpenfestung.

Dieselbe dreitheilige Gebirgsbildung können wir

längs dem ganzen Verlaufe der Alpen nachweisen: einen mittlern oder centralen Zug von Centralketten oder Centralmassivs, die aus Granit und Gneiss bestehen, und zwei zu beiden Seiten sich anlegende Züge nördlicher und südlicher Kalkalpen.*) In dem von Arnold Escher von der Linth und mir geologisch colorirten grossen Keller'schen Alpenpanorama von Höhenschwand im Schwarzwald, das dem zweiten Band des Jahrbuches des Schweizerischen Alpenclubs beigegeben und von einer von mir verfassten geognostischen Skizze der Schweiz begleitet wurde, sieht man gut die rosafarben bemalten Häupter der Centralalpen, den Düssistock, die Spannörter, den Bristenstock, das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, den Mönch, die Jungfrau, das Mittaghorn, das Bietschhorn und den Montblanc, hinter den vorliegenden blau, grün und gelb bemalten Ketten der Jura-, Kreide- und ältern Tertiärformation emporragen.

Sehr wahrscheinlich ist die Hebung der Alpen von den aus Granit und Gneiss bestehenden Centralketten oder Centralmassivs ausgegangen, welche bei ihrem Heraustreten aus der Tiefe das früher darüber gelagerte, überaus mächtige jüngere Kalk- und Schiefergebirge mit emporgehoben, aufgerichtet, auseinandergerissen und vielfältig zerstückelt haben, so dass nun das früher zusammengehörende und zusammenhängende Kalkgebirge in zwei Zonen, eine nördliche und eine südliche, zerfällt, die durch einen von den granitischen Centralketten eingenommenen Zwischenraum von zwanzig Stunden Breite von einander getrennt sind.

Dabei wurden einzelne Fetzen des auseinander gerissenen Kalkgebirges zwischen die empordrängenden granitischen

*) Hiebei sind die mehr nur untergeordneten thonigen und sandigen Ablagerungen inbegriffen.

Centralmassen in den sie trennenden Längstheilen, so z. B. in denjenigen von Airolo und Andermatt, eingeklemmt, wie die beiliegenden Durchschnitte zeigen, und durch diese Einklemmung vor Zerstörung bewahrt. Grösstentheils sind es Schiefer und Kalksteine der untern Juraformation. Die Dolomite bei Airolo gehören vielleicht zur Trias. Aehnliche eingeklemmte Massen von Jurakalk finden sich im Maienthal, wenige Stunden westlich von Wasen. Wohl mögen noch zahlreiche Trümmer des zersprengten Kalkgebirges in frühern Zeiten auf den Höhen der emporgetriebenen Granit- und Gneissmassen herumgelegen sein, die aber, als am meisten ausgesetzt, längst der Zerstörung anheimgefallen sind.

An dem Nordrand der granitischen Centralketten wurden die Schichten der anliegenden, meist der Jura- und Kreideformation angehörenden Kalkgebirge nicht nur gehoben und steil aufgerichtet, sondern von den immer stärker heraufdrängenden Gneiss- und Granitmassen förmlich nach Norden C-förmig zurückgebogen oder mehrfach zusammengefaltet, wie man sehr schön in den Umgebungen der Schreck- und Wetterhörner, des Mettenbergs, des Wellhorns, des Mönchs und der Jungfrau oder in der Kette der Windgelle im Maderanerthal sehen kann, wovon noch ein Stück in das beiliegende, die zusammengebogenen Jura- und Nummulitenschichten (Tertiär) deutlich zeigende Gebirgsprofil fällt. Ja es fanden in Folge dieses gewaltsamen Heraufdrängens der granitischen Centralmassen die grossartigsten Umstürze statt, so dass, wie z. B. im Kanton Glarus, in meilenlanger Erstreckung das Oberste zu unterst gekehrt und die ältesten Sedimentformationen, z. B. das, wahrscheinlich dem Rothliegenden entsprechende Sernfconglomerat, über die jüngsten, den tertiären Nummulitenkalk und Flysch, gelagert erscheinen.

Der ungeheure, durch die Massen des heraufdrängenden Centralgebirgs ausgeübte Seitendruck pflanzte sich auf die weiter nordwärts zu beiden Seiten des Urnersee's aufgethürmten Kalkalpen fort, welche gleichfalls zusammengepresst, zerstückelt, gebogen und gefaltet wurden, wie die bekannten malerischen Felsparthien an der Axenstrasse in den Umgebungen von Brunnen zeigen, die jedem Touristen auffallen. Aehnliche Faltungen sieht man auch auf der andern Seite des See's im Isenthal.

Die Hebung der Alpen fällt bekanntlich, wie die der Pyrenäen und des Himalayagebirges, in eine verhältnissmässig sehr junge geologische Periode, nämlich in die jüngere Tertiärzeit, die nur noch durch die sogenannte Diluvial- oder Quartärperiode von der gegenwärtigen getrennt ist. Die Hebung mag bald langsam, bald stossweise erfolgt sein und selbst eine sehr lange Zeit in Anspruch genommen haben. Der aus den Tiefen der Erde emporsteigende alte, dem Ur- oder Grundgebirge angehörende Granit, der die darüber gelagerten Gneiss- und Schiefermassen mit emporhob, scheint überall das Treibende gewesen zu sein. Jüngere Granite brachen sich öfter, in feurigflüssiger Form durch das aufgerissene Gneissgebirge empordrängend, Bahn und füllten die Klüfte aus, und ihnen folgten die Hornblende führenden Syenite und Diorite und andere alten Eruptivgesteine, wie wir solche in den meisten granitischen Centralmassivs und so auch in denen des St. Gotthard und des Finsteraarhorns finden, wie die beiliegenden Durchschnitte zeigen. Von eigentlichen vulkanischen Felsmassen, ähnlich denjenigen der heutigen Vulkane, zeigt sich aber in unsern Alpen nirgends eine Spur. Nur am Südfusse der Alpen finden wir an einigen Stellen, z. B. bei Verona und bei Gleichenberg

in Steiermark, wirklich vulkanische Felsmassen, die aber mit der Hebung der Alpen nichts zu thun haben, sondern nur zufällig in ihrer Nähe zu Tage getreten sind. Ueberhaupt sind die vulkanischen Gebirge nur durch Aufschüttung des aus Krateröffnungen oder Erdspalten herausgetriebenen Lavamateriales und nicht durch Hebung der bereits vorher vorhandenen Felsschichten entstanden.

Mit der Hebung der Alpen erfolgte ungefähr gleichzeitig, also ebenfalls erst in der jüngern Tertiärperiode, die Hebung und Faltung des Juragebirges. Manche Geologen sind deshalb geneigt, diese Faltung dem von den Alpen bei ihrem Emporsteigen ausgeübten Seitendruck, dessen Wirkungen wir in den Kalkalpen so deutlich wahrnehmen, zuzuschreiben. Das nahezu parallele Streichen beider Gebirge, das besonders anschaulich auf der trefflich ausgeführten Dufourkarte hervortritt, würde gleichfalls zu Gunsten dieser Ansicht sprechen. Es lassen sich jedoch allerlei Einwürfe erheben, so namentlich der Umstand, dass der bedeutende, vom flachhügeligen Molasseland der Mittelschweiz eingenommene Zwischenraum zwischen beiden Gebirgsketten nirgends ansehnliche, Zwischenfalten entsprechende Bodenerhebungen zeigt. Dann spricht auch manche von dem regelmässigen Faltenbau des Jura abweichende Erscheinung dafür, dass auch hier in diesem Gebirge eine selbstständige, direct aus der Tiefe wirkende Hebung stattgefunden hat. Wir müssen diese Frage noch offen lassen.

Kehren wir nun wieder zu unsern Centralalpen und speciell zu den Centralmassivs des St. Gotthard und des Finsteraarhorns zurück, die von der Gotthardroute durchschnitten werden. Die stärkste Auftreibung und Aufrichtung der Schichten erfuhren die vorwiegend aus Gneiss und Glimmerschiefer be-

stehenden und von Granitstöcken und andern Eruptivgesteinen durchbrochenen Ketten des Centralgebirges selbst. Hier sind die Schichten häufig nahezu senkrecht und jedenfalls fast durchweg sehr steil gestellt und bilden im Massiv des St. Gotthard und des Finsteraarhorns einen förmlichen Fächer, so dass auf der Südseite dieser Gebirgsmassen die Schichten steil gegen Norden, auf der Nordseite dagegen steil gegen Süden einfallen und in der Mitte ungefähr senkrecht stehen, wie die beiliegenden Durchschnitte zeigen. Schon Saussure, der in den Jahren 1775 und 1778 den St. Gotthard besuchte, hat diesen regelmässigen Fächerbau, der übrigens nicht bei allen Centralmassivs zu bemerken ist, sowohl beim St. Gotthard als beim Montblanc erkannt. In den Umgebungen des Monte Rosa und des Matterhorns z. B. erscheinen die gleichfalls meistens aus krystallinischen Schiefern bestehenden Schichten nur sanft geneigt.

Die meisten ältern und neuern Geologen sind geneigt, die steile Fächerstellung des Gneisses und der Schiefer in den genannten Centralmassivs als der wirklichen Schichtung entsprechend zu betrachten. Auch ich habe in diesen Gebirgen eine Reihe von Beobachtungen gesammelt, welche durchaus zu Gunsten dieser Ansicht sprechen. Die Gneisse und krystallinischen Schiefer, die nun in Folge der Hebung fast senkrecht aufgerichtet erscheinen, sind durch eine langsame chemisch-krystallinische Umwandlung in den Tiefen der Erde aus regelmässig geschichteten Sandsteinen, Kalksteinen, Mergeln und Thonen entstanden, welche in einer sehr entlegenen Periode aus den ehemaligen Meeren abgelagert wurden, die das von den Alpen jetzt eingenommene Areal beherrschten. Wir finden jetzt noch diese alten, grösstentheils der Uebergangsformation angehörenden

schiefrigen krystallinischen Gesteine in vielen wenig gebirgigen nur flach undulirten Gegenden bereits in meilenweiter Erstreckung in Folge älterer Zerrüttungen der Erdrinde steil, fast senkrecht aufgerichtet. Würden nun solche Landstrecken von einer aus der Tiefe wirkenden massenhaften Erhebung des Granites betroffen, so würde derselbe die über ihm bereits senkrecht gestellten Gneiss- und Schieferschichten in derselben Stellung emportreiben. Im Mittelpunkt des Erhebungsgebietes würden sie, die grösste Höhe einnehmend, nahezu senkrecht bleiben, an den beiden Enden aber, wo die Hebung schwächer war, weniger steil gegen das Centrum einfallen, also die Stellung unserer fächerförmigen Centralmassen einnehmen. So einleuchtend diese Ansicht von der Fächerstellung der Centralmassen auch sein mag, so darf hier doch nicht verschwiegen werden, dass einige bedeutende Geologen, worunter unser verehrter Nestor, Professor Bernhard Studer, in der Fächerstellung nur eine regelmässige vertikale, durch Seitendruck bewirkte Zerklüftung oder Absonderung und keine wirkliche Schichtung erblicken, wofür er beachtenswerthe Thatsachen in's Feld führt. In der That bemerken wir neben der regelmässigen, von den Meisten als Schichten erklärten Fächerstellung in diesem Centralgebirge auch eine mehr oder minder regelmässige, gleichfalls vertikal stehende und oft noch eine horizontale Zerklüftung, welche beiden Kluftrichtungen den wirklichen Schichten oft täuschend ähnlich sehen.

Sehen wir nun unser I d e a l p r o f i l, das uns den Schichtenbau des S t. G o t t h a r d, namentlich in den Umgebungen des Tunnels, sowie denjenigen der nördlich anschliessenden, dem M a s s i v d e s F i n s t e r a a r h o r n angehörenden Urneralpen zu veranschaulichen sucht, etwas

näher an. Die fächerförmige Schichtenstellung wird sich sofort unserm Blicke aufdrängen. Gleichzeitig werden wir uns aber überzeugen, dass die allgemein verbreitete Vorstellung, dass der St. Gotthard ganz oder doch zum grössten Theil aus Granit bestehe, eine irrige ist. In dem ganzen Profil, das dem Werke des Herrn Professor v. Fritsch entnommen und durch meine eigenen Beobachtungen ergänzt ist, findet sich nirgends eine Granitmasse angegeben, und ich habe ebenfalls längs der ganzen Route zwischen Hospenthal und dem Hospiz nirgends Granit anstehend, d. h. in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Körper des Gebirges angetroffen. Man stösst zwar hie und da auf einzelne isolirte Granitblöcke, die aber von den ehemals weit ausgedehntern Gletschern in längst vergangener Zeit aus grösserer Entfernung hieher und noch weiter das Reussthal hinab transportirt worden sind. In der That zeigt die genauere Untersuchung, dass der eigentliche massige Granit in dem Gebirgsstock des St. Gotthard auf wenige kleinere Parthien westlich vom Hospiz, d. h. fast ganz auf den 3197 Meter hohen Pizzo rotondo, den höchsten Gipfel der Gotthardgruppe, und seine nächsten Umgebungen beschränkt ist. Alles Uebrige, namentlich das Gebirge zu beiden Seiten der Strasse zwischen Hospenthal und Airolo und dessen westliche über der Tunnelachse liegende Fortsetzung, besteht aus krystallinischen Schiefern (vorzüglich Glimmerschiefer) und gneissartigen, deutlich geschichteten Gesteinen, die nur hie und da ein granitähnliches Ansehen gewinnen, nirgends aber wahre massige Granite sind. Hornblendegesteine, worunter auch Diorite und Syenite, bilden nur untergeordnete Einlagerungen zwischen den Schiefern.

Die Gneisse bestehen zwar aus demselben körnig-

krystallinischen Gemenge von Feldspath, Quarz und Glimmer wie die Granite, jedoch zeigen diese Bestandtheile, und besonders der Glimmer, eine deutliche parallele Anordnung, die oft, bei Zunahme des Glimmers, dem Gestein ein schiefriges Gefüge verleiht und auch zu Uebergängen in wahren Glimmerschiefer führt. Auch ist in allen diesen Gneissvarietäten, selbst den wenig schiefrigen, eine deutliche, und zwar der Fächerstellung des Gebirgsstockes entsprechende vertikale Schichtung nicht zu verkennen, so häufig sich auch noch regelmässige, zu den Schichten ungefähr senkrecht stehende Kluftabsonderungen neben der Schichtung geltend machen.

Der Feldspath dieser Gneisse besteht vorwiegend aus dem gewöhnlichen weissen Kalifeldspath oder Orthoklas, der durch die glatten glänzenden Spaltflächen in zwei auf einander rechtwinklichen Richtungen sich auszeichnet. Neben diesem weissen glänzenden Kalifeldspath tritt nicht selten, wenn auch meistens untergeordnet, ein zweiter mehr graulicher oder grünlicher, wenig glänzender Feldspath hinzu, der sogenannte Oligoklas oder Natronkalkfeldspath, der im frischen Zustand auch an den haarfeinen Zwillingsstreifen auf der vollkommeneren Spaltfläche zu erkennen ist. Der Quarz ist wie gewohnt grau, durchsichtig, lebhaft glasglänzend und in kleinen körnigen Parthien eingemengt. Der Glimmer, meist dunkelgrün oder dunkelbraun, oft mit hellfarbigem gemengt, ist bald in grössern dünnen Blättchen, bald in feinschuppigen flaserigen Parthien eingeordnet, die nicht selten dünne zusammenhängende Zwischenlager bilden und hiedurch den Gneiss, bei Zunahme des schiefrigen Gefüges, dem Glimmerschiefer nähern. Es ist dies der eigentliche oder älteste Gneiss, der dem Urgneiss der deutschen Gebirge entspricht.

Die meisten Gneisse oder, besser gesagt, gneissartigen Gesteine des St. Gotthard zeigen neben gewöhnlichen durchsichtigen Quarzparthien, wie sie dem wahren Gneiss und Granit des Grundgebirges eigen sind, zahlreiche fast lose eingelagerte, feine, runde Quarzkörner, die gewöhnlich zu grössern in der Richtung der Schichten langgestreckten Parthien zusammentreten und in Begleitung des gewöhnlichen Glimmers von flaserigen Häuten eines blassgrünen oder graulichen, seidenartig schimmernden, dem Talk sehr ähnlichen Minerales, des Helvetans oder Talkglimmers, umhüllt sind.*) Diese durch die lockern sandigen Quarzkörner charakterisirten sogenannten Gneisse sind überaus charakteristisch sowohl für das Massiv des St. Gotthard als für dasjenige des Finsteraarhorns. Sehr wahrscheinlich sind sie aus der chemisch-krystallinischen Umwandlung ehemaliger, aus den alten Meeren abgelagerter Sandsteinbänke hervorgegangen, wobei die zur Feldspath- und Glimmerbildung nöthigen Mineralsubstanzen in gelöster Form, ohne Zweifel bei höherer Temperatur und unter hohem Druck, als heisse Mineralwasser die ehemals in grosser Tiefe gelagerten Sandsteine durchdrangen und hier den Feldspath, den Glimmer oder andere Mineralsubstanzen krystallinisch ausschieden. Es entstanden erst kleinere, dann durch Wachsthum allmälig grösser werdende Feldspathkrystalle, welche die umgebenden Sandkörner und Glimmerhäutchen bei Seite drängten und dem schiefrigen

*) Dieser blassgrünliche oder weissliche, seidenglänzende, schuppig-faserige Talkglimmer gleicht vollständig dem Sericit, der die ganz ähnlich aussehenden Taunusschiefer zusammensetzt und wahrscheinlich mit jenem identisch ist. Sehr häufig ist ein zweiter, schwärzlicher Glimmer in glatten glänzenden Blättchen der hellfarbigen feinschuppigen Grundmasse eingestreut.

Gestein im Querbruch ein augenförmiges Ansehen gaben. Der meiste Glimmer scheint direct aus der Umwandlung der allenthalben die Sandsteine begleitenden Thonlagen, gleichfalls durch die chemische Einwirkung derselben die Gesteine durchdringenden heissen Mineralwasser, entstanden zu sein, wobei nur ein kleiner Gehalt von Kali, Talkerde und Kieselerde nöthig war. Ganz in gleicher Weise sind ohne Zweifel die meisten, die Gneisslager begleitenden Glimmerschiefer, sowie Thonschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, Hornblendeschiefer und dergleichen durch chemisch-krystallinische Umwandlung ehemaliger schiefriger Thone und Mergel der alten Sedimentformationen auf nassem Wege in grossen Tiefen, also bei höherem Druck und unter höherer Temperatur entstanden. Ebenso sind gneissartige und schiefrige feldspathreiche Gesteine des St. Gotthard durch ähnliche chemische Processe sehr wahrscheinlich hie und da auch aus thonigen Kalksteinen hervorgegangen.

Wir sehen aus dem soeben Mitgetheilten, dass in den schiefrigen und gneissartigen Gesteinen, aus welchen das Massiv des St. Gotthard und auch die meisten andern Centralmassivs der Alpen grösstentheils bestehen, die durchgreifendsten chemischen und krystallinischen Umwandlungen stattgefunden haben, ohne Zweifel in einer sehr entlegenen geologischen Periode, als diese, durch die alten Meere einstmals abgelagerten, Felsmassen als wohlgeschichtete Sandsteine, Thone, Mergel oder Kalksteine noch in der Tiefe lagen, also lange bevor die grosse Erhebung der Alpen begann, und vielleicht nach der Hebung noch fortsetzten, wie manche Vorkommnisse schliessen lassen. Die Umgebungen des St. Gotthard und speciell die des Hospizes scheinen ganz vorzüglich der Schauplatz einer ungemein energischen und vielfach wechselnden Thätigkeit der heissen, mit Mineral-

stoffen beladenen Gewässer der Tiefe gewesen zu sein. Nirgends finden wir stärkere und vielartigere Umbildungen der Gesteine, als hier und in den Gebirgen, die zur Centralmasse des Finsteraarhorns gehören. Die gesteigerte chemische Thätigkeit hat zugleich, hier wie dort, besonders reichlich in der Gebirgsgruppe des St. Gotthard, zu einer grossen Mannigfaltigkeit der schönsten Krystallbildungen Anlass gegeben, die sich in den Klüften der Gneisse und Schiefer ausgeschieden haben. Einzelne Mineralien scheinen auch durch Sublimation heisser Dämpfe sich in den Klüften des Gneisses abgesetzt zu haben. Kurz Feuer und Wasser haben hier vielleicht viele Jahrtausende hindurch zusammengewirkt, um das Schönste und Vollendetste hervorzubringen, was das Mineralreich an edeln Formen und Stoffen zu bieten vermag. Selbst die mächtigen, gewöhnlich als Granit und Gneiss bezeichneten, Felsmassen des St. Gotthard tragen in ihrer reinen krystallinischen Ausbildung den Stempel des Vollkommenen an sich und sind, wie der Granit selbst, wahre Kunstwerke, die eine ungemein lange dauernde, langsame, sorgfältige Arbeit der Natur voraussetzen. Selbst dem Laien muss schon die Reinheit und Sauberkeit dieser zierlich gemengten gneiss- und granitartigen Steinarten angenehm in das Auge fallen.

Neben dem Adular, dem Albit und Periklin, den drei häufigsten Feldspatharten, ist es ganz besonders die bei der Zersetzung der Granite und Gneisse in gelöster Form austretende Kieselerde, die sich in unzähligen Klüften bald als weisser Quarz, bald als klarer durchsichtiger Bergkrystall in prachtvollen glänzenden Krystallen ausgeschieden hat.

Ausser den genannten gneissartigen, durch Umwandlung aus Sand- und Kalksteinen entstandenen Felstafeln, welche den Hauptbeitrag am Bau des Schichtenfächers des

St. Gotthard liefern und nur selten durch Zunahme des Feldspathgehaltes und Verwischung der schiefrigen Structur granitartig werden, finden wir auch, obgleich mehr untergeordnet, krystallinische Schiefer, besonders Glimmerschiefer, in grauen, grünen und braunen Varietäten und in vielfältigen Uebergängen aus eigentlichen Thonschiefern, ferner Chlorit-, Talk- und Hornblendeschiefer zwischen die Gneissschichten eingelagert, meistens schöne glänzende Schiefer, die offenbar aus der chemischen Umwandlung der schiefrigen thonigen Zwischenlager der ehemaligen Sand- und Kalksteine hervorgegangen sind.*) Besonders an der Süd- und Nordseite, also auf beiden Flanken des St. Gotthard, sind diese krystallinischen Schiefer, begleitet von zahlreichen Quarzgängen mit zierlichen Bergkrystallen und andern Mineralien, in mächtigen Schichtenfolgen und zugleich in unzähligen Variationen zur Ausbildung gelangt. Wir können sie am besten mit dem allgemeinen Ausdruck Glimmerschiefer bezeichnen, weil gewöhnlich der Glimmer oder ein diesem ähnliches glänzend blättriges oder schuppiges Mineral stark vorherrscht. Doch sind gewöhnlich zahlreiche feine Quarzkörner bald gleichmässig zwischen die Glimmerblättchen eingestreut, oder in regelmässigen oft papierdünnen Zwischenlagen zwischen die ebenso dünnen Glimmerhäute eingelagert. Auch Feldspath, gewöhnlich der Orthoklas, gesellt sich oft bald in punktfeinen, kaum mit blossem Auge wahrnehmbaren, bald aber in grössern Krystallen hinzu, wodurch dann die Schiefer knotig oder gneissartig werden und bei

---

*) Auch Zwischenlager von dem graulichen, fettig anzufühlenden weichen Topf- oder Giltstein, der zu Kochgeschirren und ungemein dauerhaften Stubenöfen verarbeitet wird, finden sich zwischen diesen Schiefern eingeschaltet. Noch gibt es solche Oefen, die über 500 Jahre alt sind.

grösserem Wachsthum einzelner Feldspathkrystalle auf dem Querbruch dem Augengneiss gleichen. Diese krystallinischen Schiefer schliessen häufig äusserst zierlich gebildete Krystalle verschiedener Mineralien ein, welche in der Masse des Schiefers direct eingewachsen erscheinen, besonders häufig Granat, Eisenkies, Magneteisen, Turmalin, Hornblende, Strahlstein, in den Tessiner-Alpen auch den rothbraunen glänzenden Staurolith und den himmelblauen stengligten Cyanit, die wir in allen Sammlungen antreffen. Bei Airolo hat der Tunnel bereits erst rohe gelbe dolomitische Rauhwacke, dann eine längere Folge solcher Glimmerschiefer mit Granaten, Hornblende und Strahlstein durchschnitten. Die stärkern Einlagerungen von Hornblende oder Strahlstein führenden Schiefern sind auf den beiliegenden Durchschnitten besonders schraffirt worden.

Eigentliche massigo Granite, die also keine Spur von Schichtung oder Parallelstructur zeigen und wahrscheinlich ganz andern, nämlich feurigflüssigen Ursprunges sind, fehlen im ganzen Profil des St. Gotthard. Ob sie in grösserer Tiefe, bei weiterem Fortschreiten des Tunnels, angetroffen werden, ist ungewiss, doch könnten wohl gangförmige Ausfüllungen von Spalten im Gneissfächer durch aus der Tiefe aufgestiegene Granitmassen, welche die Oberfläche des Gebirges nicht erreicht haben, im Bereich des Tunnels vorkommen. Im Allgemeinen dürfen wir aber annehmen, dass bei dem r e g e l m ä s s i g e n und durch tiefe Thaleinschnitte wohl aufgeschlossenen F ä c h e r b a u des St. Gotthard die nach zahlreichen Begehungen des umliegenden Gebirges aufgenommenen Idealprofile wohl ziemlich genau mit dem durch den Fortschritt des Tunnels ermittelten wirklichen Erfund übereinstimmen und erhebliche Abweichungen nur selten sich zeigen werden. Der Schichten-

fächer wird also wohl mindestens bis zur grössten Tiefe des Tunnels (2000 Meter) hinunterreichen. Die bisherigen Ergebnisse der Tunnelarbeit haben die aufgestellten Vermuthungen gerechtfertigt. Finden sich gegen Erwartung später Abnormitäten, die mit den Profilen nicht übereinstimmen, so werden diese nur um so lehrreicher für den Geologen sein und den Fortschritt der Tunnelbohrung jedenfalls nicht stark beeinträchtigen. Nur die Strecke im Thal von Ursern, wo steil aufgerichtete jurassische Schiefer und Kalksteine zwischen die Massivs des St. Gotthard und des Finsteraarhorns eingekeilt sind, lässt einige Unsicherheit, indem es ungewiss ist, wie tief diese eingeklemmten Schichten nach unten reichen und was für Gesteine etwa sonst noch mit in der Tiefe eingeschlossen worden sind. Was im Ursern-Thal zu Tage tritt, weist nur auf weiches schiefriges Gestein, das eher durch seine lockere Beschaffenheit als durch seine Härte der Tunnelarbeit Schwierigkeiten bereiten wird. Der Richtstollen wird wahrscheinlich schon im Laufe dieses Sommers unter den Thalboden von Ursern vordringen.

Im Ganzen also wird der Gotthardtunnel, abgesehen von den Schiefern auf der Süd- und Nordseite und denjenigen im Ursern-Thal, vorwiegend ziemlich harte gneissartige Gesteine, nicht aber wahre massige Granite durchschneiden, die wegen ihrer grossen Härte und Zähigkeit der Sprengarbeit noch grössere Hindernisse entgegenstellen würden. Die Gesammtlänge des Tunnels beträgt 15 Kilometer oder drei Schweizerstunden, wovon nur die kleine Strecke zwischen Andermatt und Göschenen ausserhalb des Massivs des St. Gotthard fällt und der benachbarten Finsteraarhorngruppe angehört. Der Tunnel des Mont-Cenis ist um 2½ Kilometer kürzer.

Ganz ähnlich ist, wie der beiliegende zweite nach meinen eigenen Untersuchungen aufgenommene Durchschnitt zwischen dem Oberalppass und dem Maderanerthal zeigt, die mächtige dem Centralmassiv des Finsteraarhorns angehörende Gebirgsgruppe beschaffen, die sich zu beiden Seiten der Gotthardstrasse zwischen Amstäg und Andermatt aufthürmt und nun gleichfalls von der in Ausführung begriffenen grossen Gotthard-Eisenbahn in zahlreichen kleinen Tunneln und Einschnitten durchschnitten werden wird. Auch hier walten gneissartige geschichtete Gesteine ähnlich denen des St. Gotthard und krystallinische Schiefer, namentlich Thon- und Glimmerschiefer, diese besonders in den Umgebungen des Bristenstockes, zwischen Amstäg und der Fellibrücke, stark vor. Die kolossale Pyramide des Bristenstockes ist fast ganz aus solchen mehr oder minder krystallinischen Schiefern, die nur hie und da gröber geschichtet sind und gneissartig werden und allenthalben sehr steil, fast senkrecht, gegen Süden einfallen, aufgebaut.*) Doch unterscheidet sich dieses zweite Profil von demjenigen des St. Gotthard dadurch, dass schon bei der Fellibrücke und dann weiter aufwärts bei Wyler, Wasen und Göschenen mächtige Stöcke eines wahren, massigen, ausgezeichnet grobkörnigen Granites mit reinem glänzenden Feldspath (Orthoklas), des eigentlichen Alpengranites, eingeschoben erscheinen, die sehr wahrscheinlich in feurigflüssigem Zustand,

---

*) Auf der Nordseite des Bristenstockes schliessen sie einige schwache Lager einer unreinen, Anthrazit ähnlichen Steinkohle ein und möchten in der That theilweise der Steinkohlenformation, wohl aber grossentheils der Silur- und Devonformation, also den noch ältern paläozoischen Formationen angehören. Leider sind noch keine Versteinerungen gefunden worden, welche über das relative Alter dieser Schiefer Aufschluss geben könnten.

jedoch unter Mitwirkung von überhitztem Wasser, aus der Tiefe heraufgestiegen sind. Dabei wurden hie und da die Bruchstücke des durchbrochenen Gneisses von dem noch weichen halbflüssigen Granit eingehüllt, wie man sehr schön im Granit des Fellithales, östlich von Wasen, sehen kann.

Dieser massige grobkörnige Granit, der in hausgrossen Blöcken an den untern Gehängen des Fellithales und des Reussthales herumliegt, verdient noch unsere nähere Aufmerksamkeit. Er zeigt nicht die regelmässige vertikale Schichtung des Gneisses und der krystallinischen Schiefer, sondern nur unregelmässige Zerklüftung nach verschiedenen Richtungen, bisweilen aber, wie gerade im obern Fellithal, eine sehr regelmässige, fast horizontale, bankförmige Absonderung. Man kann deshalb die Granitstöcke schon von weitem von den vertikal aufgerichteten Gneisstafeln unterscheiden.

Der Granit der Finsteraarhorngruppe, wozu auch der bekannte Grimselgranit gehört, sowie derjenige der Walliser-Alpen, des Montblanc und einiger anderer Centralmassivs sieht anders aus, als der Granit des Schwarzwaldes, der Vogesen und der deutschen Mittelgebirge. Er besteht zwar gleichfalls, wie alle Granite, aus einem krystallinisch-körnigen Aggregat von Orthoklas, also dem gewöhnlichen Kalifeldspath, wozu bisweilen der mattere grünliche oder grauliche Oligoklas (Natronkalkfeldspath) tritt, ferner von Quarz und Glimmer. Der Glimmer ist aber nicht, wie sonst, in grössern, glatten, glänzenden Blättchen ausgeschieden, sondern bildet, wie im oben beschriebenen sogenannten Gneiss, gewöhnlich kleine, schwarzgrüne, feinschuppige Parthien, bei denen man die einzelnen Blättchen kaum unterscheiden kann. Neben diesem eigentlichen schwärzlichen Glimmer finden wir fast immer noch in grössern

Parthien das blass gelblich grüne oder grauliche, matt seidenglänzende, schuppigfaserige, talkähnliche Mineral, das wir Talkglimmer (Helvetan oder Sericit) genannt und bereits beim Gneiss näher beschrieben haben. Der Feldspath ist immer weiss. Röthliche Granite kommen überhaupt äusserst sparsam in den Alpen vor, um so häufiger im Schwarzwald. Der weisse Alpengranit enthält also, wie die oben beschriebenen gneissartigen Gesteine, gewöhnlich zweierlei Glimmerarten, den feinschuppigen, dunkelgrünen, und den grobflaserigen, blassgrünen oder hellgrauen, fein schuppigfaserigen Glimmer, der dem Talk so ähnlich sieht und für die genannten Centralmassivs so bezeichnend ist. Man hat daher diesen Granit häufig auch Talkgranit (der sogenannte Protogin der ältern Geologen) und den ihm ähnlichen Gneiss Talkgneiss (Protogingneiss) genannt. Dieser wahre Alpengranit, von den Gebirgsbewohnern „Geissberger" genannt, steht nicht nur in gewaltigen Massen im Hochgebirge an, sondern ist auch in unzähligen, von den ehemaligen weit ausgedehnten Gletschern transportirten Blöcken über einen grossen Theil der Mittelschweiz bis zu den südlichen Gehängen des Juragebirges verbreitet und wird wegen seiner grossen Härte und Dauerhaftigkeit zu den vielfältigsten baulichen Zwecken, in Basel für Trottoirs und öffentliche Treppen (z. B. Todtengässchen, Schlüsselberg) verwendet. Die grosse Härte und Zähigkeit des massigen Alpengranites, sowie diejenige der granitartigen Gneisse der St. Gotthardroute wird sich beim Tunnel- und Eisenbahnbau als schweres Hinderniss lange genug fühlbar machen, andererseits aber wieder zur Solidität der betreffenden Bauten beitragen.

Es mag diese etwas ausführliche Beschreibung der wichtigsten Felsarten der St. Gotthard- und der Finsteraarhorngruppe, welche die Gotthardroute umgeben, für

manche mit dieser Gegend noch nicht vertraute Leser etwas trocken und ungeniessbar erscheinen, indem selbst eine möglichst sorgfältige, eingehende Schilderung doch nicht ein entsprechend klares Bild hervorzurufen, noch viel weniger den unmittelbaren Anblick zu ersetzen vermag. Dennoch werden mir vielleicht alle Diejenigen Dank dafür wissen, welche diese Gebirge schon besucht und ihre vielfältigen schönen Gesteine mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet haben, und Andere, welche denselben bisher noch wenig Beachtung geschenkt, werden bei ihren zukünftigen Touren in's Hochgebirg wohl den einen und den andern Stein in die Hand nehmen und nun das Verständniss des Gehörten oder Gelesenen finden, sofern ihnen noch eine Erinnerung davon geblieben ist. In unsern Museen sind übrigens alle hier beschriebenen Felsarten und Mineralien zu Jedermanns Anblick unter Glas aufgestellt.

In dem beiliegenden Durchschnitt der Gebirgsgruppe der Urneralpen (Massiv des Finsteraarhorns), östlich von der Gotthardroute zwischen Oberalppass und Maderanerthal, sind zwischen den vorherrschend auftretenden krystallinischen Schiefern (Thon- und Glimmerschiefer), Gneissen und Granitgneissen, d. h. solchen, die sich in der körnigen Structur den Graniten nähern, die hauptsächlichsten Stöcke des wahren massigen Granites besonders eingezeichnet worden. Ebenso wurden auch unter den sehr zahlreichen Einlagerungen von Hornblendegesteinen, namentlich von Syeniten und Dioriten, die wahrscheinlich grösstentheils eruptiven Ursprungs sind, einige Hauptzüge durch besondere Schraffirung unterschieden. In den Umgebungen des Maderanerthales, auf der Süd- wie auf der Nordseite, im untern Reussthal, oberhalb Amstäg, sind sie zahlreich, fehlen aber auch im obern Reussthal und seinen Seitenthälern, im Gornern-,

Maien- und Göschenen-Thal nicht. In ihren Klüften haben sich die schönsten und mannigfaltigsten Krystallgruppen ausgeschieden, welche die Zierden unserer Sammlungen bilden.

Es ist wohl hier der geeignete Ort, des Mineralreichthums des St. Gotthard und der Finsteraarhorngruppe und namentlich der in unserm Profil dargestellten Urneralpen zu beiden Seiten der Gotthardstrasse etwas näher zu gedenken. Nicht nur die eben erwähnten Hornblendegesteine, wie Syenite, Diorite, Hornblendegneisse, sondern auch die wahren Granite, die oben beschriebenen Gneisse oder gneissartigen Gesteine und die krystallinischen Schiefer, namentlich Glimmerschiefer, Thonschiefer, Talk- und Chloritschiefer, enthalten in ihren Spalten und Klüften verschiedene Arten schön krystallisirter Mineralien, welche gleichsam als die Blüthen der umgebenden Gesteinsmassen zu betrachten sind. In der That sind wohl die meisten derselben aus der Zersetzung und Auflösung oder, noch besser gesagt, Auslaugung der granit- und gneissartigen Gesteine, sowie namentlich auch der Syenite und Diorite hervorgegangen. Das Wasser, das in grössern Erdtiefen die Siedhitze erreicht und noch unter höherem Drucke übersteigt, dringt in die feinsten Klüfte und Spalten ein, greift die einzelnen Mineralien der genannten Gesteine, namentlich den Feldspath, an und bewirkt ihre allmälige Zersetzung, wobei dann einzelne Bestandtheile, so namentlich die Erden (Kalk- und Talkerde) und die Alkalien (Kali und Natron), sowie ein Theil der Kieselerde und des Eisengehaltes in Lösung gehen, sich mischen und nach den Gesetzen der chemischen Wahlverwandtschaft zu neuen Verbindungen zusammentreten, die sich dann in den bekannten schönen Krystallgruppen an den Kluftwänden ausscheiden. Das heisse

Wasser wirkt zwar schon für sich lösend auf viele, scheinbar unlösliche Mineralien ein, namentlich wenn diese schon in Folge beginnender Zersetzung in einem aufgelockerten Zustande sich befinden. Noch mehr aber wirkt das Wasser lösend und zersetzend ein, wenn es bereits bei seinem Durchgang durch die Felsspalten verschiedene Stoffe, vorzüglich Alkalien oder Säuren, aufgenommen hat. Ganz besonders ist es die selten in den unterirdischen Gewässern fehlende Kohlensäure, bisweilen aber auch Schwefelsäure, Chlorwasserstoffsäure oder Fluorwasserstoffsäure, welche bald frei, bald gebunden die Gesteine angreifen und ihre Bestandtheile auflösen.

Unter den seit Jahrhunderten bekannten und beliebten Mineralien des St. Gotthard und seiner Umgebungen steht der klare durchsichtige Bergkrystall obenan, der unter den zahlreichen Varietäten der Quarzfamilie die schönste und reinste Modification der Kieselsäure darstellt. Unter dem Namen „Strahlen" verstehen die „Strahler", d. h. die Krystallsucher, vorzugsweise den Bergkrystall. Obgleich gewöhnlich in sechsseitigen spitzen Pyramiden mit sechs Prismenflächen auftretend, zeigt er ausserdem eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Formen und Combinationen (weit über hundert), die sich aber alle auf dieselbe, gewöhnlich vorherrschende hexagonale Grundpyramide nach festen einfachen Ableitungsgesetzen zurückführen lassen. Die Prismenflächen zeigen an den Ecken häufig merkwürdige schiefe Abstumpfungsflächen, die sonst in den Bergkrystallen anderer Gebirge gewöhnlich nicht vorkommen und den Krystallen des gemeinen Quarzes ganz fehlen. Was die Schönheit, Grösse und Menge der Bergkrystalle betrifft, kann sich kein Gebirge, auch kein anderer Theil der Alpen mit den Massivs des St. Gotthard und des Finsteraarhorns

messen, und dasselbe gilt auch fast von allen übrigen Mineralien, die in diesen Bergen zu Hause sind. Alle zeichnen sich durch Grösse, Schönheit und vollkommene Formbildung aus. Der Bergkrystall erscheint bald ganz farblos, wasserhell, bald mehr oder minder tief bräunlich bis schwärzlich gefärbt, wobei er aber seine vollkommene Durchsichtigkeit behält. Es sind dies die sogenannten Rauchtopase oder Rauchquarze, deren dunkelste Varietäten Morione heissen. Die Färbung rührt von einer minimen Beimengung bituminöser (steinölartiger), also organischer, Substanzen her. Der Fund der kolossalen Bergkrystalle (gleichfalls Rauchquarze) vom Tiefengletscher, in der Nähe des Furkapasses, also gleichfalls in den Umgebungen des St. Gotthard, ist noch in Jedermanns Andenken. Die schönsten und grössten Exemplare besitzt, als Geschenk des Herrn Altgrossrath F. Bürki, das Berner Museum. Auch unser Museum besitzt einen stattlichen Krystall von diesem berühmten Fundort. Bekanntlich werden vielerlei Schmucksteine aus diesem edlen Material geschnitten. Auch das Göschenen-, Maien-, Felli-, Etzli- und besonders das Maderanerthal sind reich an schönen klaren Bergkrystallen, die manchmal zu herrlichen Drusen zusammentreten. Nicht minder schön sind die andern begleitenden Mineralien.

In den klaren Bergkrystallen sehen wir nicht selten einen zweiten, natürlich etwas kleinern, und in diesem bisweilen noch einen dritten oder vierten eingeschlossen, oder gewissermassen eingeschachtelt, die nur durch einen feinen Ueberzug von Chlorit oder einem andern staubigen Mineral sichtbar werden. Auch die Krystalle vieler anderer Mineralien, wie Rutil, Turmalin, Epidot, Eisenglanz, Amianth etc., trifft man als Einschlüsse im Bergkrystall. Sie weisen auf merkwürdige Bildungsprocesse in den Tiefen der Erde hin.

Nächst dem Bergkrystall, der überall dominirt, bergen die Klüfte der Granite, Gneisse, Syenite und Diorite ganz besonders häufig schöne Drusen von Feldspathkrystallen, vornehmlich von Adular, welcher die reinste Varietät des gewöhnlichen oder Kalifeldspathes (Orthoklas) darstellt und in vielerlei schiefrhombischen Formen, worunter auch merkwürdige Zwillingsbildungen, auftritt. Die Krystalle haben gewöhnlich scharfe Kanten und Ecken. Selten sind sie ganz durchsichtig, gewöhnlich weiss, häufig von dem in diesen Gebirgen sehr verbreiteten graulichgrünen Chlorit grünlich gefärbt, der in kleinen mit dem Auge kaum unterscheidbaren Kryställchen (oft in zierlichen wurmförmigen Gruppen) die andern Mineralien staubartig überzieht oder durchdringt. Neben diesem gewöhnlichsten Feldspath, der dieselbe Zusammensetzung besitzt, wie der Orthoklas der Granite und Gneisse, finden wir häufig noch einen zweiten, nämlich den weissen Natronfeldspath, der bald als Albit in kleinen tafelförmigen Zwillingen, bald als Periklin in grössern breiten Krystallen stattliche Drusen bildet. Auch hier sind Anflüge der winzigen Chloritkryställchen nicht selten zu bemerken. Den Glimmer, also den dritten Bestandtheil der Gneisse und Granite, finden wir gleichfalls in schönen grauen oder schwärzlichen sechsseitigen Tafeln mit lebhaftem Perlmutterglanz zu zierlichen Drusen vereinigt. Ebenso stellt sich der haarförmige, seidenglänzende Amianth oder Asbest, der als eine Varietät der Hornblende und des Strahlsteines zu betrachten ist, und der schlank säulenförmig oder nadelförmig krystallisirte grüne oder bräunliche Epidot öfter ein. Alle diese Mineralien gehören zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. Es lässt sich nachweisen, dass der meiste Chlorit, Epidot, Amianth und dunkelgrüne Glimmer dieser Gebirge aus der Zersetzung

der Hornblende führenden Gesteine hervorgegangen ist. So können wir die Ahnen der jetzt vorhandenen Mineralien oft durch mehrere Generationen, die alle der entlegensten Urzeit angehören, verfolgen.

Zu den weniger massenhaft auftretenden, aber doch in unserer Gebirgsgruppe ziemlich verbreiteten Mineralien gehören einige aus der metallischen Abtheilung, die sich, wenn auch nicht durch Grösse, doch durch Farbe, Glanz und Stoff auszeichnen und jedem Sammler oder Liebhaber sofort angenehm in's Auge fallen. Hieher gehört der in prachtvollen, stahlgrau glänzenden, sechs- und zwölfseitigen flächenreichen Tafeln auf Drusen von Adular und Bergkrystall einzeln aufsitzende Eisenglanz und die ähnlich zusammengesetzten, also wesentlich aus Eisenoxyd bestehenden, aber titanhaltigen sogenannten Eisenrosen, die durch ihre zierliche rosettenförmige Gruppirung sich auszeichnen. Dann der gewöhnlich nadelförmig, bisweilen auch in kurzen Säulen krystallisirte, braunrothe Rutil, der häufig in regelmässiger Stellung auf den Eisenglanztafeln sitzt, ferner der in spitzen, glänzenden, stahlgrauen, quadratischen Pyramiden krystallisirte Anatas und der in dünnen, braunen, rectangulären Tafeln aufgeflogene Brookit, welche alle drei, obgleich ganz verschieden an Gestalt, doch gleichmässig aus reiner Titansäure bestehen und hie und da, so z. B. im Maderanerthal, auch mit einander vorkommen. An diese schliesst sich, an der gewöhnlich in flachen aber langgestreckten einfachen Krystallen und Zwillingen von gelbgrüner oder rothbrauner Farbe mit lebhaftem Diamantglanz auf den grünlichen Adulardrusen aufsitzende Titanit oder Sphen, der aus einer Verbindung von Kieselsäure und Titansäure mit Kalkerde besteht und auch in kleinen chocoladebraunen Kryställchen in den Syeniten und Dioriten häufig eingewachsen vorkömmt.

Krystalle von Magneteisen und von Pyrit (Eisenkies) sitzen gleichfalls bisweilen auf, wogegen andere metallische Verbindungen, die man sonst zu den Erzen zählt, in diesen der Gotthard- und Finsteraarhorngruppe angehörenden Bergen entweder gar nicht oder nur äusserst spärlich vorhanden und in den Centralalpen überhaupt wenig verbreitet sind. Doch fehlt auch das Gold nicht ganz. Ziemlich grosse krystallisirte Blättchen eines blassgelben, silberreichen Goldes (das sogenannte Electrum) wurden bereits im Gotthardtunnel bei Airolo gefunden. Immerhin gehört ein solcher Fund zu den seltenen Glücksfällen, welche unsere Erwartungen auf weitere durch den Tunnel zu erreichende unterirdische Schätze nicht hoch spannen dürfen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden auch die weiter vorgeschrittenen Tunnelbauten weder nach Qualität noch nach Quantität viel Neues liefern. Die Natur hat ja bereits durch die ungeheure Spaltung und Auftreibung des Grundgebirges die tiefern Schichten der Erdrinde blosgelegt, wie sie der Bergmann auf künstlichem Wege kaum irgendwo so tief zu erreichen vermag.

Unter den weniger häufigen nichtmetallischen Mineralien, die wegen ihrer schönen und merkwürdigen Krystallformen von den Sammlern sehr gesucht und daher in allen bessern Sammlungen verbreitet sind, will ich nur noch einige der bekanntern Silicate (kieselsauren Verbindungen) anführen. Axinit in beilscharfen grünlichen oder bräunlichen Krystallen, Turmalin, gewöhnlich dunkelbraun oder schwarz, in zierlichen sechs- oder neunseitigen Säulen oder in feinen schwarzen Nadeln; Granat in schönen braunrothen, flächenreichen Krystalldrusen, dann die meist farblosen, weisslichen oder gelblichen Zeolithe, die sonst mehr in den vulkanischen Gebirgen zu Hause sind, wie Laumontit,

Chabasit, Desmin, Stilbit (Heulandit) und andere. Granat, Cyanit (Disthen), Staurolith und die Varietäten der Hornblende, wie Strahlstein, Grammatit, Tremolit und Asbest, finden sich, wie auch die Krystalle des Eisenkieses und des Magneteisens, gewöhnlich direct in den Schiefern eingewachsen.

Dagegen finden wir noch mit den oben genannten Krystalldrusen auf den Klüften sitzend nicht selten äusserst zierliche und ungemein flächenreiche, weisse, tafelförmige Krystalle von Apatit (phosphorsaurem Kalk), ferner Tafeln, Rhomboeder, oder andere Formen von weissem Kalkspath, glänzende durchsichtige Rhomboeder von farblosem Bitterspath und äusserst zierliche rosarothe oder blass violette Oktaeder von Flussspath nebst andern nicht minder schönen, aber seltenen Sachen. Wir werden kaum ein zweites Gebirge nennen können, welches einen solchen Reichthum schön krystallisirter und seltener Mineralien zu Tage gefördert hat, so dass sie von Jedem, der die waghalsige Kletterei in diesen schwindelnden Höhen wagen will, ohne bergmännische Arbeiten erlangt werden können.

Die Zahl der Liebhaber, welche diesen Schätzen nachgehen und sie kaufen, wächst mit jedem Jahre und gleichzeitig steigen auch die Preise, die namentlich durch die Concurrenz der reichen Amerikaner und Engländer für schöne und seltene Exemplare eine fabelhafte Höhe erreicht haben. Der Handel, den die Gebirgsbewohner mit den Krystallen treiben, ist gar nicht unbedeutend und so lohnend, dass Manche ihr Leben daran wagen und mit den Steinen einen grössern Ertrag als mit der Viehzucht erzielen. Freilich sind nun auch die entlegensten Hochthäler und Gräte abgelesen, so dass man allmälig zum Sprengen und Graben seine Zuflucht nehmen muss. Aber noch immer wird viel Neues und Schönes gefunden werden.

Zu den reichsten Fundstellen schöner mannigfaltiger Krystalle unserer Gebirgsgruppe gehört das nun von Touristen so viel besuchte Maderanerthal, das Etzli- und Fellithal, das Maien- und Göschenenthal, das Medelserthal bei Dissentis, die Thalschaft von Tavetsch und ganz besonders die Fibbia- und die Sella-Alp in den nähern Umgebungen des Gotthard-Hospizes. Auch die gegen Westen angrenzenden Berner- und Walliser-Alpen sind reich an schön krystallisirten Mineralien derselben Arten, wie die bereits genannten, wozu noch andere neue und im Einfischthal sogar noch ziemlich ansehnliche Lager von Kupfer- und Nickelerzen kommen, die sonst den Alpen fast fremd sind. Schon lange berühmt wegen ihres Reichthums an schönen und seltenen Mineralien sind die Umgebungen der Grimsel und des Monte Rosa, vorzüglich die Gegend von Zermatt und die gleichfalls der Gotthardroute angehörenden Tessiner-Alpen, besonders die Umgebungen von Faido, sowie das Binnenthal im Oberwallis. Es ist schon öfter vorgekommen, dass man für ein einzelnes, nicht einmal erbsengrosses Kryställchen hundert Franken und mehr bezahlt hat und auch die gewöhnlichen Sachen, wenn sie gut krystallisirt sind, kommen, weil die Nachfrage so stark ist, theuer weg.

Es ist selbst für den Laien ein wahrer Genuss, eine ausgewählte Sammlung von Mineralien aus unsern Schweizer-Alpen bei einander zu sehen. Die reichste und vollständigste Sammlung von Mineralien aus den Alpen, die wohl in der Welt existirt, ist die meines verehrten Freundes, Herrn Dr. David Friedrich Wiser in Zürich, der dieselbe schon seit Jahren jedem Kenner und Liebhaber mit grösster Liberalität und Liebenswürdigkeit zeigt. Auch die Museen von Zürich, Bern und Basel besitzen viele schöne Sachen, worunter wahre Prachtstücke, die allgemeine Bewunderung

erregen. Eine summarische Aufzählung des Merkwürdigsten, wie sie oben versucht wurde, kann natürlich davon keine Vorstellung geben, sondern blos auf das Sehenswerthe aufmerksam machen und zum Besuch der Sammlungen aufmuntern. Der Versuch, die bekanntesten Mineralien und Felsarten des St. Gotthard und seiner Umgebungen nebst den betreffenden Gebirgsprofilen in einem öffentlichen Lokal unter Glas zusammenzustellen, wie ich solches für unser Museum beabsichtige, möchte Manchem willkommen sein. Eine zweckmässig aufgestellte Sammlung leistet den Dienst einer permanenten Vorlesung.*)

Wohl Mancher, der in der Jugend von Bergwerken oder den in den Tiefen der Erde begrabenen unterirdischen Erzlagern und Krystallen gelesen hat, sehnte sich, einmal einen Blick in diese unbekannten Tiefen und die darin verborgenen Schätze werfen zu können. Denn gerade das Verborgene, das Unerreichbare zieht uns an. Wie sieht es da unten aus und was ist noch weiter unten? So wird sich schon mancher denkende Leser gefragt haben. Nun die Natur selbst ist in den Alpen unserm Wunsche entgegengekommen. Durch die ungeheure Emportreibung des Centralgebirges hat sie die tiefsten und verborgensten Schichten der Erdrinde, die Urgesteine mit ihrem werthvollen Inhalt an das Tageslicht gebracht und unserm staunenden Blick eröffnet. Was früher in grauenvoller Tiefe und Finsterniss lag, tiefer als irgend ein bergmännischer Schacht oder Erdbohrer noch gedrungen ist, was zehn- bis fünfzehntausend Fuss unter der Erde und unter dem Niveau

*) Wer nähere Auskunft über die reichen Schätze unserer Alpen sucht, findet solche in dem trefflichen Büchlein von Professor Adolf Kenngott in Zürich: Die Minerale der Schweiz nach ihren Eigenschaften und Fundorten. Leipzig, 1866.

der Meeresfläche lag, liegt nun ebenso hoch über dem Meer erhaben, und die herrlichsten Krystallbildungen, die sich vor Millionen von Jahren in unergründlichen Tiefen in stillem Wechselspiel der Stoffe aus Lösungen ausgeschieden hatten, sie liegen nun in schwindliger Höhe, aus ihren Klüften herausschauend, von der goldenen Sonne beschienen, zu Tage und blitzen uns lockend entgegen.

Die seit vielen Jahrtausenden fortschreitende Verwitterung und Abbröckelung des schon bei der Hebung zerklüfteten Hochgebirgs, das durch Sturm und Regen, Hitze und Kälte, durch Eis und Schnee, durch den Sauerstoff und die Kohlensäure der Atmosphäre fortwährend angegriffen und durch die wilden Gebirgsbäche zernagt und ausgewaschen wird, muss die Spitzen und Gräte der Hochalpen fortwährend erniedrigen und immer neue, früher verborgene Schichten und Klüfte bloslegen, die dann dem Forscher und Sammler zugänglich werden. Die ganze Alpenkette, so imposant sie uns auch erscheint, ist eigentlich nur eine lange Reihe von Ruinen. Wie viel schon im langen Lauf der Zeiten von diesen Spitzen abgebröckelt und fortgeführt wurde, wissen wir nicht. Wir können es nur an den ungeheuren, aus den Alpen stammenden Geröllagern abnehmen, welche nun das Hügelland der Mittelschweiz, das Rheinthal und andere grosse Thalebenen Europa's ausfüllen. Und wie Vieles ist durch die Flüsse als gelöster Kalk oder als feiner Sand und Schlamm dem Meere zugeführt worden!

Werfen wir schliesslich noch einen Rückblick auf die beiliegenden geologischen Durchschnitte, so sehen wir, dass die der Ausführung entgegengehende Gotthard-Eisenbahn von Amstäg, ja schon von Erstfeld an, bis Airolo vorwiegend gneissartige, vertikal aufgerichtete Felsmassen und

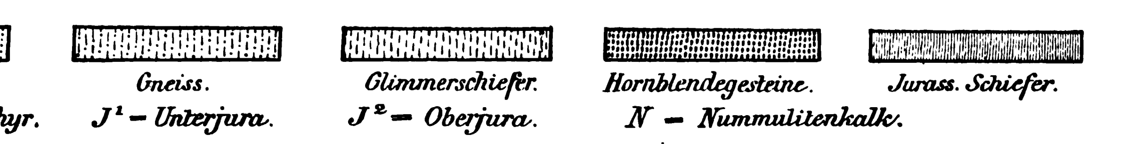
krystallinische Schiefer durchschneidet, die nur an einigen Stellen, zwischen der Fellibrücke und Göschenen, von massigen Granitstöcken unterbrochen werden. Durch ähnliche, vorherrschend gneissartige Gesteine wird sich auch die Fortsetzung der Bahn von Airolo bis Bellinzona und Lugano bewegen, wovon die Strecke Biasca-Bellinzona bereits vollendet ist. In den Längsthälern von Airolo und Andermatt wurden auch jüngere Schiefer, Kalksteine und Dolomite mit steiler Schichtenstellung eingeklemmt. Von Göschenen und besonders von Andermatt beginnt eine stärkere Steigung der Strasse, die beim Hospiz, in einer Höhe von 2094 Meter, ihren Culminationspunkt erreicht und dann in unzähligen Windungen nach Airolo hinuntergeht. Der Abfall des Gebirges auf der Südseite ist auch hier, wie fast überall in den Centralalpen, viel steiler, als auf der Nordseite. Die Tunnelaxe zwischen Göschenen und Airolo läuft nahezu horizontal, liegt also 900 Meter unter der Passhöhe des Hospizes und 1800 Meter unter dem Grat des Kastelhorns. Der Richtstollen hatte bis Ende Januar 1875 eine Länge von 3175*) Meter im Gesammtbetrag erreicht und vermuthlich wird der jetzt schon über Erwartung rasche Fortschritt der Tunnelarbeiten noch ferner beschleunigt werden, wenn nicht ganz unerwartete Hindernisse oder Unglücksfälle eintreten. Auf grössere Hohlräume wird man schwerlich stossen, indem Höhlen fast nur im Kalk- und Dolomitgebirge zu Hause sind, im Granit- und Gneissgebiet aber so viel wie ganz fehlen. Die sogenannten Krystallhöhlen sind nur etwas erweiterte Spalten. Die Ausweitung des Tunnels ist nach den neuesten Berichten noch ziemlich im Rückstand. Es ist natürlich nicht meine

*) Bis Ende Februar 3359 Meter, also noch nicht einen Viertel der Gesammtlänge.

Aufgabe, die technischen Vorrichtungen und Schwierigkeiten des Tunnelbaues hier zu beleuchten. Es ist dies bereits wiederholt von fachkundiger Hand geschehen und das Wichtigere auch dem grössern Publikum in zahlreichen illustrirten Zeitschriften vorgeführt worden.

An Schwierigkeiten aller Art wird es dem grossen, kühnen Unternehmen auch ferner nicht fehlen. Bald wird die grosse Härte und Zähigkeit, bald die Lockerheit des Gesteines, die wechselnde Zerklüftung, oder werden die eindringenden Tagwasser Hindernisse bereiten. Doch alle diese wird der Muth, die Ausdauer und die Einsicht der Unternehmer und ihrer Arbeiter am Ende glücklich überwinden, gleichzeitig wird der ganze grosse Bahnbau über die Alpen, auf beiden Seiten von See zu See, zur Durchführung kommen und werden hoffentlich noch Viele unter Ihnen die Vollendung des grossen Werkes erleben und seine Früchte geniessen.

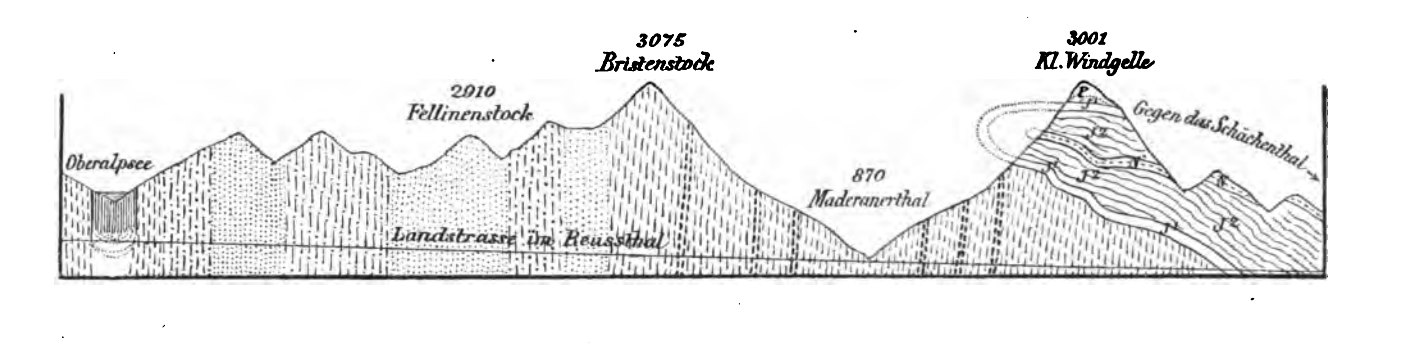
So wird abermals durch das einmüthige Zusammenwirken derselben Nationen, welche im Kampfe gegen die geistliche Knechtschaft ringen, gleichzeitig eine mächtige, von der Natur aufgethürmte physische Schranke durchbrochen und durch den erleichterten Verkehr der allgemeinen Wohlfahrt ein neues Thor eröffnet. Mögen beide Anstrengungen zu einem glücklichen Ziele führen!



I. Profil durch den St. Gotthard längs der Tunnelaxe.

2977
Kastelhorn
2094
Hospiz
Guspi-
Thal
2832
Gigenstaffel
1179
Airolo
Gotthard-Strasse
Tunnel
1444
Andermatt
1100
Göschenen

2. Profil vom Oberalppass bis zum Schächenthal.



Walther von der Vogelweide.

VORTRAG,

gehalten in der Aula zu Basel

am 15. December 1874

von

Dr. Karl Meyer.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1875.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Unter den Pergamenthandschriften des dreizehnten und des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts, deren Blätter die theilweise noch stattlichen Reste unserer mittelalterlichen lyrischen Poesie der Nachwelt aufbewahrt haben, sind einige mit mehr oder weniger zierlichen Malereien geschmückt, welche die Sänger jener Jahrhunderte im Bilde darstellen. Bunte Gewänder umhüllen den Leib dieser Sänger; mancher von ihnen sitzt hoch zu Ross in stählerner Rüstung, und sein Schild oder die Decke seines Pferdes ist mit dem Wappen seines Hauses geziert. Hie und da ist sogar ein noch etwas mehr in's Individuelle gehender charakteristischer Zug angebracht. Kaiser Heinrich z. B. — es ist der sechste dieses Namens aus dem Hause der Hohenstaufen gemeint — trägt eine Krone auf seinem Haupt, und seine Rechte führt das Scepter. Friedrich von Hausen, ein rheinischer Sänger des zwölften Jahrhunderts, erscheint in einem Schiffe sitzend und über das Meer fahrend, weil er in Wirklichkeit an dem Kreuzzuge Friedrich Barbarossa's Theil genommen hatte. Trotz alledem fehlt in den Mienen dieser Dichterfiguren jeder wahrhaft individuelle Zug; steif und gleichgiltig blicken die meisten unter ihnen dem Beschauer entgegen, selbst diejenigen, deren Antlitz nicht, wie z. B. das Hartmanns von Aue in der Weingartner Handschrift, durch das heruntergelassene Visier bedeckt ist.

Versteht man es aber, die Lieder und Sprüche selbst zu entziffern, welche das Bild eines solchen Ritters um-

geben, und vermag man den geistigen Inhalt seiner Dichtungen sich anzueignen, so fühlt man sich plötzlich von einem mehr oder weniger verwandten Gemüthe angezogen; das ausdruckslose Gesicht des gemalten Dichters wird zwar auch in diesem Falle wenig von seiner Ausdruckslosigkeit verlieren; wohl aber wird aus den vergilbten Blättern, welchen seine Empfindungen und Gedanken anvertraut sind, ein anderes geistigeres Bild desselben in unserer Einbildungskraft erstehen.

Was von handschriftlich Ueberliefertem aus der Zeit des Mittelalters auf unser Jahrhundert sich vererbt hat, ist jetzt sowohl dem engern Publikum der eigentlichen Fachmänner als dem weitern der blos Geniessenden durch bequeme, gedruckte Ausgaben zugänglich gemacht worden. Versuchen wir es daher, an der Hand dieser Ausgaben, den Gang der mittelalterlichen Lyrik überhaupt und den Lebensgang Walthers von der Vogelweide insbesondere in ein Gesammtbild zusammenzufassen. —

Die Kunstlyrik des Mittelalters ist zuerst in der Provence aufgeblüht. Die Dichter jener Landschaft heissen Troubadours, ihre Sprache ist die provençalische, welche wir uns übrigens nicht auf die kleine Provence eingeschränkt, sondern durch das ganze südliche Frankreich, sowie in den angrenzenden italienischen und spanischen Landschaften müssen verbreitet denken. Der älteste überlieferte Name eines Troubadours ist der des Grafen Wilhelm von Poitiers (1087—1127), und nach ihm dichteten diese Troubadours das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch. Die Albigenserkriege zu Anfang des dreizehnten haben der provençalischen Poesie im Grossen und Ganzen den Todesstoss gegeben, da die Pfleger derselben meistens der unterliegenden Partei der Ketzer angehörten.

Ludwig Uhland hat in einem Balladencyklus, welchen er „Sängerliebe“ betitelt, einige hervorragende Züge aus dem Leben solcher Troubadours geschildert; es sind nur wenige aus der grossen Zahl der Dichter, welche er da hervorhebt, Rudello, Durand, der Kastellan von Couci, Don Massias, und doch geben uns die dort erzählten Züge ein ziemlich treues Bild des Lebens und Treibens jener Sänger. Rudello z. B., eigentlich Jaufre Rudel von Blaya, hatte durch heimkehrende Pilger die Gräfin von Tripolis rühmen hören; er verliebte sich in Folge dessen in dieselbe, ohne sie je selber gesehen zu haben:

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Dass von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre;
Und so oft Rudell es hörte,
Fühlt' er sich's im Busen schlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Schliesslich gelangt der Sänger zu Schiff nach Tripolis; er ist aber während der Fahrt erkrankt und sieht, in Tripolis angekommen, die Gräfin nur noch sterbend. Die Geschichte mag sich um das Jahr 1170 zugetragen haben.

Im Ganzen waren die verliebten Stimmungen, in welchen wir Rudel und andere Troubadours sehen, mehr Sache der Phantasie oder der Convenienz, als Sache des Herzens. Für erstere, für die Liebe der Phantasie, gewährt das eben angeführte Beispiel einen mehr als hinreichenden Beleg. Und dass die Convenienz in andern Fällen das leitende Motiv war, zeigt z. B. der Mönch von Montaudon; an und für sich schon durch seinen Stand von der wahren Herzensliebe, deren Endzweck schliesslich doch

die Ehe ist und sein muss, ausgeschlossen, musste der Mönch, sobald er überhaupt den Beruf zum Dichten in sich fühlte, die Bahn der Convenienz betreten und sich verliebt stellen, auch wenn er es nicht war. Die Liebe, oder wenigstens die dichterische Behandlung dieses Thema's einerseits und die Ehe andrerseits waren überhaupt bei jenen provençalischen Sängern nicht identisch, sondern es waren Gegensätze, und zwar Gegensätze, in welche die romanischen Völker nicht nur in dem Jahrhundert der Troubadours verwickelt waren; auch die von dem grossen Florentiner Dante Allighieri gefeierte Beatrice war bekanntlich Gemahlin eines Andern, und wir sehen zugleich aus diesem letztern Beispiele, dass wir keineswegs ausschliesslich an unsittliche Verhältnisse zu denken haben, wenn uns ein Troubadour eine verheirathete Dame in glühenden Farben lobpreist.

Das Element der Liebe war indessen keineswegs das einzige, welches in den Dichtungen der Provençalen wiederklingt. Auch die Liebe zur Heimat macht sich ab und zu geltend, z. B. in den schönen Strophen des Peire Vidal:

Aus der Luft saug' ich Erquicken,
Die mein Land Provence sendet,
Alles freut mich, was es spendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm spricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich sein Lob erfreuen. U. s. w.

Oder der Dichter mahnt sich und Andere zum Zug in's heilige Land, zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen. In den hierauf bezüglichen sogenannten Kreuzliedern stehen die Provençalen geradezu unübertroffen da.

Endlich ist noch eine Art der provençalischen Lyrik zu erwähnen, welche mehr als die bisher angeführten Sache des Verstandes und daneben auch der Phantasie, in geringerm Grade hingegen Sache des Gemüthes ist. Im Gegensatze zu dem minniglichen Gedichte nämlich, zur Canzone, stehen die sogenannten Sirventes, Dichtungen, welche sich nicht mit den Empfindungen des Herzens, sondern mit den Ereignissen des Tages beschäftigen und diese scheltend und strafend, mit den Waffen des Zornes oder des Spottes, behandeln. Hauptrepräsentant dieser zweiten Gattung der provençalischen Lyrik ist Bertran de Born, der bedeutendste aller Troubadours. Wild und stürmisch, wie das äussere Leben dieses Ritters gewesen ist, so war auch seine Poesie. Wenn wir überhaupt eine glühende Phantasie, die Gabe beissenden Spottes und einen selten sonst erreichten Grad von persönlichem Muth und persönlicher Keckheit als Hauptvorzüge eines Dichters ansehen dürfen, so müssen wir Bertran und müssen wir die Troubadours überhaupt unbedingt über die deutschen Lyriker des Mittelalters stellen. Eines freilich fehlt ihnen, eine dichterische Eigenschaft, welche zwar bei weitem nicht alle Deutschen, wohl aber der grösste derselben, Walther von der Vogelweide, in immensem Grade besessen hat. In den Sprüchen Walthers tritt uns beinahe auf jeder Seite das Ideal des Dichters entgegen, und dieses Ideal ist die Macht und Einheit des deutschen Reichs oder, concret ausgedrückt, der vornehmste Repräsentant der Reichseinheit, der Kaiser. Ein solches Ideal hatten die Troubadours nicht, und wenn man billig sein will, wird man auch begreifen, dass sie ein solches in ihrer politisch zerrissenen und in kirchlicher Hinsicht durch die Albigenserwirren zerrütteten Heimat nicht haben konnten. Diese letztern haben denn auch die

provençalische Poesie in ihrer schönsten Blüthe geknickt; die Troubadours hatten die Diener der Kirche meistentheils mit ihren dichterischen Waffen bekämpft; die Kirche aber war es, die aus jenen Kämpfen im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts siegreich hervorgieng. Unter solchen Umständen verstand es sich von selbst, wenn das poetische Leben jener Länder zwar nicht völlig erlosch, aber doch tief von seiner bisherigen Höhe sinken musste.

Von den Provençalen ist die Lyrik zunächst zu den Franzosen gekommen. So gross indessen im Mittelalter die Verdienste der Franzosen um die epische Poesie gewesen sind, auf dem der Lyrik sind sie hinter den Provençalen zurückgeblieben, und auch von den Deutschen sind sie darin sowohl in älterer als in neuerer Zeit übertroffen worden. Am besten sind ihnen verhältnissmässig noch diejenigen Gedichte gelungen, deren Gepräge ein mehr oder weniger volksthümliches ist. Hingegen hat die französische Lyrik des Mittelalters wenigstens in formeller Hinsicht anregend und befruchtend auf Deutschland gewirkt und, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bildet sie allerdings ein nothwendiges Glied in der Kette, welche die hauptsächlichsten Culturvölker des Abendlandes in Bezug auf ihre Poesie verbindet.

Ausschliesslich freilich ist die deutsche Lyrik des Mittelalters nicht aus der französischen hervorgegangen, vielmehr begegnen wir den frühesten Erscheinungen derselben im Südosten des deutschen Reiches, in Oesterreich und in Bayern, schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, also zu einer Zeit und namentlich in einer Gegend, welche nicht gerade für französischen Einfluss sprechen. Es sind Dichtungen von volksthümlicher Einfachheit und von geringem Umfange, denen wir dort begegnen. Ein Dichter jener

Zeit lässt z. B. ein Mädchen folgendes Geständniss ablegen:

Wenn ich in meinem Hemde nächtlich steh' allein,
Und ich da gedenke edler Ritter, dein,
So glühet meine Wange, wie die Ros' am Dornstrauch glüht,
Und leise senkt sich oftmals mir die Sehnsucht in's Gemüth.

Oder eine Andere klagt über die Untreue ihres Geliebten und vergleicht diesen mit einem entflogenen Falken:

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Doch als er, wie ich ihn wollte, vertraut und zahm mir war,
Und ich ihm sein Gefieder mit goldner Zier umwand,
Da hob er sich zur Höhe flog von mir in ein ander Land.

Ich sah seitdem den Falken oft in stolzem Flug.
Doch ach! an seinen Füssen er seidne Fesseln trug,
Ein fremdes Gold ihm glänzte roth im Gefieder —
O sende, Gott, den Liebsten, sende mir ihn wieder.

In um so höherem Grade ist dafür der französische Einfluss in den Rheingegenden mächtig gewesen, wo uns als erster Name von Bedeutung der eines niederrheinischen Sängers, der des Limburgers Heinrich von Veldeke, entgegentritt. Und wiederum vom Gestade des Rheins, freilich aus einer dem Oberland näher gelegenen Gegend, ist Reinmar der Alte oder, wie man ihn nach seinem Familiennamen wohl auch nennen dürfte, Reinmar von Hagenau, nach Wien an den Hof Herzog Leopolds VI.

von Oesterreich gezogen. Es war dies eine bedeutungsvolle Uebersiedelung, bedeutungsvoller z. B. als wenn in unsern Tagen Emanuel Geibel von München nach Lübeck gezogen ist, um dort dem Culturkampfe der Gegenwart und seinen Organen näher zu sein, als in München. Einmal nämlich war der Wiener Hof vor und nach dem Jahre 1200 unter seinem babenbergischen Herzogsgeschlechte neben der Wartburg, der Residenz der Landgrafen von Thüringen, ein für Dichter und Sänger besonders angenehmer Aufenthaltsort. Und noch wichtiger als die Ursachen, welche Reinmar veranlassen mochten, nach Wien zu ziehen, waren für die Entwickelung der damaligen Poesie die Folgen dieses Ereignisses.

Soweit es sich nämlich um die Ausbildung der äussern Form, um die künstlerische Vollendung von Rhythmus, Versbau und Strophenbau, um Genauigkeit des Reims u. s. w. handelt, konnte der romanische Einfluss den damaligen Deutschen allerdings nur zu Gute kommen. Handelte es sich aber darum, nicht nur der äussern Form, sondern auch dem Inhalte gerecht zu werden, der Dichtung den Reiz des Gemüthlichen, des Humors und der echten Volksthümlichkeit zu geben, so war ohne Zweifel Oesterreich dasjenige deutsche Land, in welchem dergleichen am leichtesten zu Stande zu bringen war. Dort waren jene leutseligen Edlen zu Hause, welche wie Neidhart von Reuenthal oder wie der selbst wieder zum Gegenstande der Dichtung gewordene Tannhäuser die Vergnügungen des Landvolks theilten und besangen. Dort freilich lebten auch jene reichen und lebensfrohen Bauern, deren Leben und Treiben den jungen Edelmann zu den gepriesenen Tänzen einladen mochte, welche im Sommer auf grünen Wiesen und im Winter in den geräumigen Bauernstuben gehalten wurden.

Reinmar von Hagenau zwar ist noch nicht so recht auf den Ton des österreichischen Land- und Volkslebens eingegangen. Wohl verdient er den Namen eines fruchtbaren und liebenswürdigen Dichters. Aber er ist doch nur fruchtbar, so weit man das, ohne ein eigentliches Dichtergenie zu sein, bei blosser Sprach- und Formgewandtheit und bei einseitiger Pflege des Minnesanges sein konnte. Um so mehr hingegen vereinigt Walther von der Vogelweide die sämmtlichen Vorzüge in sich, welche ein angeborenes Genie, eine gute Schule, Vielseitigkeit der Beobachtung, der Empfindung und der dichterischen Reproduction des Angeschauten oder Erlebten und endlich auch ein der Dichtkunst in jeder Beziehung günstiger Boden ihm verleihen konnten.

Es sind weder Biographien noch chronologisch bestimmte Berichte in Urkunden oder Chroniken, welchen wir Aufschlüsse über den Lebensgang unseres Dichters verdanken. Wir sind vielmehr in dieser Beziehung eher etwas dürftig bestellt und mehr oder weniger auf Walthers eigene Worte, also auf theils zufällige, theils lückenhafte Angaben seiner Gedichte angewiesen. Den Vermuthungen der Forscher ist in Folge dessen ein ziemlich breiter Spielraum gelassen, und die Resultate, welche man hie und da glaubte gewonnen zu haben, manchmal auch wirklich gewonnen hatte, widersprechen einander natürlich häufig genug. Walthers Charakter, seine Ansichten über Irdisches und Himmlisches, über Staat und Kirche, seine Urtheile über die Ereignisse, die er erlebte, kennen wir leidlich genau. Aber wo und wann er geboren ist, wann er starb, ob er verheirathet war und ob er Kinder hatte, kurz alles dasjenige, was unter die Rubrik der äussern Lebensumstände fällt, ist nur spärlich und nur theilweise auf die Nachwelt gekommen.

Unter solchen Umständen müssen wir es wenigstens als ein Glück ansehen, dass Walther von der Vogelweide nicht unter die Kategorie derer gehört, von welchen man nichts anderes sagen kann, als „er ward geboren, ass, trank, schlief — und starb".

Am wahrscheinlichsten ist es, dass Walther aus den fränkischen, jetzt bayerischen Maingegenden stammte, und geboren mag er etwa zwischen 1160 und 1170 sein. Aber schon frühe mag ihn seine Vorliebe für poetisches Schaffen und vielleicht auch ein angeborener Wandertrieb von der heimathlichen Scholle weg und in die weite Welt hinaus getrieben haben. Ohnehin gehörte er dem niedern Adel an, welcher, minder begütert wie er war, auf die Gunst und die Unterstützung reicherer Standesgenossen oder fürstlicher Gönner angewiesen war. Dass es unter solchen Umständen vor allen Dingen der Wiener Hof war, welcher den jungen Dichter vorzugsweise anzog, lag in der Natur der Sache. Nicht weniger als drei unmittelbar auf einander folgende österreichische Herzoge, Leopold VI., Friedrich I. und Leopold VII. (1177—1216), waren Gönner der Poesie; die beiden zuletzt genannten hat Walther persönlich gekannt und besungen, und der erste hatte wenigstens durch die Gunst, welche er der Poesie zuwandte, einen Boden geschaffen, welcher Dichter oder solche, welche es werden wollten, nach Wien zog. So ist es denn freilich kein Wunder, wenn Walther von sich selber gesteht, er habe in Oesterreich singen und sagen gelernt. Auch die Hofhaltung des thüringischen Landgrafen Hermann hat er ab und zu besucht; doch verweilt er in seinen Schilderungen offenbar mit grösserer Vorliebe beim Wiener Hof.

Den Hauptgegenstand seiner frühesten Dichtungen bildet nun, wie das in der Natur der Sache lag, die Liebe oder,

wie sie in der Sprache des Mittelalters hiess, die Minne. Schon bei den Provençalen und bei den Franzosen nimmt die Minne einen bedeutenden Theil der dichterischen Thätigkeit in Anspruch; es ist jedoch für die Romanen bezeichnend, dass dieselbe gerade, wo sie am bedeutsamsten hervortritt, meist auf verheirathete Damen sich bezieht. Das berühmteste Erzeugniss eines solchen mit den Reizen poetischer Darstellung verklärten Verhältnisses ist die so unendlich schöne aber auch unendlich traurige Liebesgeschichte von Tristan und Isolde. Sie bildet das Thema einer der schönsten epischen Dichtungen des Mittelalters, des Tristan Meister Gottfrieds von Strassburg. Auch in Deutschland hat also die Schilderung solcher Verhältnisse Eingang gefunden, ist jedoch da, weil sie weder im deutschen Volksleben ein nationales Fundament hatte, noch wie in Dante's Vita nuova auf Reinigung des Herzens ausging, mehr oder weniger zur Karrikatur geworden. Ulrich von Lichtenstein z. B., ein jüngerer Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, beschreibt uns in seinem Frauendienst, wie er aus Liebe zu einer verheiratheten Dame — er selber war übrigens auch kein Hagestolz — als Frau Venus verkleidet von Land zu Land, von Hof zu Hof, von Turnier zu Turnier zog. Die Erzählung ist unbeschreiblich läppisch und langweilig; sie wird blos geniessbar, wenn das Läppische über alles Maass hinausgeht, z. B. wenn er erzählt, er habe das Waschwasser seiner Dame getrunken, er habe sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger abschlagen lassen und habe ihr denselben zugeschickt u. s. w. Walther hat derartige Thorheiten nicht begangen, und wenn er auch hie und da einmal etwas zu hoch hinauf wollte, so bleibt er doch stets auf dem Boden wirklich empfundener Liebe und wahrer Zuneigung, niemals

aber verirrt er sich in lediglich erträumte oder fingierte Zustände.

In einer Zeit, in welcher das Dichten mehr oder weniger zu den unentbehrlichen Requisiten eines jungen Edelmanns gehörte — und so verhielt es sich in der That in der Hohenstaufenzeit —, in einer solchen Zeit drängten sich viele höchst mittelmässige Talente an die edle Sangeskunst heran. Man dichtete damals, weil Andere es ebenfalls thaten, oder weil es Mode war, und keineswegs immer aus innerm Herzensdrang; nicht Jeder musste dichten, weil sein Herz ihn dazu drängte, sondern er wollte es, um damit zu glänzen, um etwas zu scheinen vor der Welt, oder um die Gunst hochgestellter Herren zu ersingen. Wer daher nicht wirklich liebte und doch auf dem breitgetretenen Wege des Minnesanges mitwandern wollte, der war genöthigt, dergleichen Verhältnisse zu fingieren und die so ersonnenen zu besingen. Unter den Liedern jener Zeit gibt es gar nicht wenige, welche die Annahme wahrscheinlich machen, ihre Verfasser hätten die Minne blos vom Hörensagen gekannt und nicht aus eigener Erfahrung.

Walther von der Vogelweide gehört glücklicherweise nicht zu dieser Classe von Dichtern; dazu stand in seinen Augen die Kunst sowohl als die Minne zu hoch. Letzteres spricht er selber aus mit den Worten:

Minn' ist Wonne zweier Seelen;
Theilen beide gleich, so ist die Minne da.
Kann jedoch nicht Theilung sein,
So vermag's ein Herz alleine nicht zu tragen.

Nachweisbar sind genau genommen aus Walthers Liedern nur zwei minnigliche Verhältnisse. Das eine Mal ist es ein Mädchen auf dem Lande, welchem er den Hof macht, das andere Mal eine adelige Dame. Was zunächst das

Mädchen auf dem Lande betrifft, so lässt sich nicht läugnen, dass gerade die frischesten, mit dem Reize der Volksthümlichkeit am meisten bekleideten Lieder dieses Verhältniss wiederspiegeln. Da bietet er der Geliebten einen Kranz an, da wünscht er, auf der Heide mit ihr Blumen brechen zu dürfen, da ist ihm der gläserne Fingerring seines Mädchens lieber, als der goldene einer Königinn. Den Höhepunkt aber erreicht die dichterische Verherrlichung dieses Verhältnisses in einem Liede, welches Walther dem Mädchen selber in den Mund legt:

Unter der Linden
An der Heide,
Wo ich mit meinem Trauten sass,
Da mögt ihr finden
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süssem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Stelle;
Mein Liebster war schon vor mir dort.
Mich hat empfangen
Mein Geselle,
Dass ich bin selig immerfort.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da gieng er machen
Uns ein Bette
Aus süssen Blumen mancherlei;

Des wird man lachen
Noch, ich wette,
So jemand wandelt dort vorbei.
An den Rosen er wohl mag,
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüsst' es einer,
Behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das, als er und ich.
Und ein kleines Vögelein
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.

Niemand also darf Zeuge dieser Zusammenkunft sein als die Nachtigall, und diese, meint der Dichter, werde ja wohl verschwiegen sein.

Den Uebergang zu einem vornehmern Gegenstande der Minne Walthers bildet folgendes Lied:

Aller Würdigkeit Verleiherinn,
Das seid Ihr alleine ganz, Frau Masse.
Heil ihm, der stets nach eurer Lehre that!
Schämen soll er um bescheid'nen Sinn
Sich am Hofe nicht noch auf der Strasse.
Darum so such' ich, Herrinn, euern Rath,
Dass Ihr nach Fug mich lehret werben.
Werb' ich hoch und werb' ich nieder, bringt's [Verderben.
Zu nieder gab mir schier den Tod,
Nun krank' ich an dem Ueberhoch;
Schüf' Unmass fürder mir nicht Noth!

Und in dieser Weise ist noch manches von Walthers Liedern erklungen; der Frühling mit seinem Blüthenduft und seinen Nachtigallenliedern bildet gewöhnlich den Rahmen, und in diesen letztern stellt uns dann Walther, bald in leisen Zügen andeutend, bald ausführlich alle Einzelheiten ausmalend, das Bild seiner Herzenskönigin. Manchmal freilich steigt auch ein Schatten an dem Himmel seiner Minne auf, und er kommt dann bis zu der wehmüthigen Klage:

Was sie da heissen Minne, ist lauter Herzeleid.

Bekanntlich gehört aber der Schatten auch zu einem guten Gemälde und eine Landschaft ohne Schatten hat bei weitem nicht den Reiz, welchen uns der Wechsel von Licht und Dunkel bietet.

Wenn wir übrigens Walthers Verdienste auf dem Gebiete des Minnesangs und des Liedes in seinem ganzen Umfange würdigen wollen, so dürfen wir noch einen Umstand nicht verschweigen. Der moderne Dichter dichtet bekanntlich sein Lied oder seine Ballade zum einfachen Lesen oder höchstens zum Declamieren und überlässt es dann dem Zufall, ob vielleicht ein Componist die Gefälligkeit hat, noch eine Melodie hinzuzufügen. Im Mittelalter war das anders, da war der Dichter eines Liedes zugleich dessen Componist. Es musste derselbe zu dem ‚Ton' — so hiess damals die Strophenform — noch die ‚Weise', die Melodie, fügen. Einen Ton nun und die damit verbundene Melodie durfte er gelegentlich wieder mit einem neuen Texte wiederbringen; hingegen war es schlechterdings verboten, den von einem andern Dichter erfundenen Ton sich anzueignen; wer es dennoch that, wurde als „Tönedieb" gebrandmarkt. Damals also war der Dichter auch Sänger, und darauf beruht denn auch die aus dem Mittelalter

stammende und für manche Dichtungen jener Zeit vollkommen passende Wortverbindung „singen und sagen"; auf moderne Dichter angewandt, passt der Ausdruck „singen" nur in höchst seltenen Fällen. —

Im Spätjahr des Jahres 1197 kam die Trauerkunde aus Sicilien nach Deutschland, Kaiser Heinrich VI. sei zu Messina nach kurzer aber glorreicher Regierung gestorben. Die Welt war in Folge dessen nur um ein Scheusal ärmer geworden; allein es lag in der Natur der Sache, dass man in Deutschland, wo Heinrich seine Frevel nicht verübt hatte, anders über dieses Ereigniss dachte als in dem darniedergetretenen unteritalischen Normannenreich. In Deutschland sahen die Einen zuversichtlich, die Andern besorgt der Zukunftsregierung entgegen, und Heinrichs Tod weckte alle Eifersucht und allen Hass, dessen die beiden damaligen Parteien im Reiche, die Ghibellinen und die Guelfen, fähig waren; jene wählten Heinrichs jüngern Bruder, den Hohenstaufen Philipp, diese Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen, zum König. Für Walther von der Vogelweide aber und für die mittelalterliche deutsche Poesie überhaupt war die Zeit eine entscheidende. Dass es jetzt einen charakterfesten und zugleich dichterisch begabten Mann mächtig drängen musste, auch die politischen Begebenheiten jener Tage in den Kreis seiner Kunst zu ziehen, lag nahe. Das Lied freilich, welches Walther bis jetzt gepflegt hatte, mochte sich hiezu weniger empfehlen, und es handelte sich also darum, für neue Bedürfnisse auch neue Formen zu finden. Walther fand dieselben, indem er dem Lied den sogenannten Spruch an die Seite stellte, und er wurde so zwar nicht überhaupt, aber doch auf deutschem Boden wenn nicht der Begründer, so doch der erste namhafte Pfleger dieses neuen Zweiges der lyrischen Poesie. Derjenige Spruch

Walthers, welcher unmittelbar an Heinrichs Tod anknüpft, zeigt eine bange Grundstimmung:

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und gieng den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet und was flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Hass.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie Eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Könige, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Dass nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehre bist beraubt!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre.
Die armen Könige drängen dich:
Philippen setz den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

Der politische Standpunkt, welchen Walther von nun an in seinen Sprüchen verfocht, ist ein streng ghibellinischer. Er nimmt zuerst Partei für den staufischen Thronkandidaten Philipp von Schwaben, den „jungen süssen Mann“. Nachdem sodann Philipp durch Mörderhand gefallen war, tritt

Walther für den Welfen Otto in die Schranken, weil dieser auf dem Throne naturgemäss selber zum Ghibellinen geworden war; nachdem sich endlich Otto auf dem Throne unmöglich gemacht und der junge Friedrich von Sicilien, der Sohn Heinrich VI., Beweise seiner Selbstständigkeit abgelegt hatte, ergreift Walther dessen Partei. Er hält somit stets zu derjenigen Partei, welche er im Kampfe gegen Rom für die nationale hielt, und welche es auch, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, in der That war, und die Gefahr, für einen Reichsfeind gehalten zu werden, hätte für ihn selbst heutzutage in weiter Ferne gelegen.

Und auch sonst hat sich Walther dem päpstlichen Stuhle und den Schäden der Kirche gegenüber mit einem Freimuthe und mit einer Unerschrockenheit ausgesprochen. von welcher man beinahe sagen möchte, sie sei um zweihundert Jahre zu früh gekommen. So erklärt er z. B. die weltliche Macht für ein Unglück für die Kirche:

Es hat der König Constantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, dass er Macht erlangte.

Da rief der Engel laut: „O weh,
Und aber weh, und dreimal weh!
Die Christenheit, die jetzt so herrlich prangte,

Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;
Einst steht die Welt darob verzagt.“

Oder er tadelt das sinnliche und unkeusche Leben der Geistlichen und die unersättliche Geldgier des römischen Stuhls:

Ei! wie so christlich mag der Papst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen spricht: „Seht, solches kann
ich machen!"
— Was er da spricht, das hätt' er besser nie gedacht. —
„Zwei Alamannen*) hab' ich unter Einen Hut gebracht;
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten.
Unterdessen füllen wir die Kasten;
Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen esset Hühner, trinket Wein
Und lasst die Deutschen . . . . fasten.

Der Spruch fällt, wie sich aus einigen Andeutungen ergibt, in's Jahr 1213; im Jahre 1212 nämlich hatte Innocenz III. Otto IV. den jungen Friedrich II. als Gegenkönig entgegengestellt, und 1213 liess er in den deutschen Kirchen Opferstöcke aufstellen, in welche die Gaben für einen projectirten Kreuzzug sollten gelegt werden. Walther redet in einem in die nämliche Zeit fallenden Spruche den Opferstock selber an:

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst gesendet,
Dass ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hüll' und Fülle fliesst zum Lateran,
So übt er eine arge List, wie er's schon oft gethan.
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Dass neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zur Hilf' in
Gottes Land;
Grosses Gut vertheilt nicht gern der Pfaffen Hand.
Herr Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Thörinnen und Narren fände.

---

*) Otto und Friedrich.

So gewaltige Worte des Zornes indessen Walthern zu Gebote standen, wenn er das Interesse Deutschlands und des Kaiserthums bedroht sah oder bedroht glaubte, so ist doch dieser Ton keineswegs der einzige, der in seinen Sprüchen herrscht. Auch andere Seelenstimmungen finden in denselben ihren Ausdruck, z. B. die des Dankes gegen Wohlthäter; so preist er z. B. den Landgrafen Hermann von Thüringen, seinen Gönner, der ihn mit klugem Griff an seinen Hof gezogen hatte:

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde,
Ich halt' es so, dass man mich immer bei den Besten finde,
Die andern Fürsten alle sind wohl mild, jedoch
So stätig sind sie's nicht; er war es einst und ist es noch.
Drum kann er besser als die Andern mild gebahren;
Er ist im Launenwechsel unerfahren.
Wer heuer prunkt und ist doch über's Jahr so karg als je,
Des Lob ergrünt und falbet wieder gleich dem Klee;
Thüringens Blume scheinet durch den Schnee,
Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

In ähnlicher Weise preist er auch den Kaiser Friedrich, als dieser seinen langjährigen Wunsch erfüllte und ihm ein Gut zu Lehen gab:

Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich berathen,
Dass ich im Sommer freie Luft und Winters Gluth gewann.
Meine Nachbarn sehn mich jetzt um so viel lieber an,
Nicht mehr als Kobold fliehn sie mich, wie sie es vormals thaten.
Zu lange lag ich an der Armuth Uebel krank,
Ich war so voller Scheltens, dass mein Athem stank;
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Die Beziehungen unseres Dichters zu dem genannten Kaiser sollten sich indessen noch inniger gestalten. Es ergiebt sich nämlich aus einigen andern Sprüchen Walthers von der Vogelweide, dass diesem von Friedrich die Erziehung des Kaisersohnes Heinrich war anvertraut worden. Letzterer war aber etwas halsstarrig, der Ruthe bereits entwachsen und zur Führung des Schwertes doch noch zu jung, und Walther scheint auf dem Gebiete der Pädagogik schlechte Geschäfte gemacht zu haben.

Ihre höchste Vollendung indessen hat Walthers Poesie gerade in denjenigen Jahren erreicht, in welchen sonst die dichterische Kraft bei den meisten zu erlöschen pflegt. Gerade wie die Sonne beim Scheiden immer herrlichere, farbenreichere Strahlen zu versenden pflegt, so hat sich auch unser Dichter gerade in der Zeit, über welche hinaus wir seine Thätigkeit nicht weiter verfolgen können, zu immer höheren, immer seligeren Sphären emporgeschwungen. Die Welt ist ihm allmälig gleichgiltig, wo nicht verhasst geworden, und er glaubt sogar ihr baldiges Ende vorauszusehen, wenn schreckhafte Naturereignisse auf die Vergänglichkeit alles äusserlich Schönen hinwiesen und zu Busse und Entsagung aufforderten. In den Augen des mittelalterlichen Dichters und des mittelalterlichen Menschen überhaupt gab es aber kaum ein besseres Mittel, schon auf Erden sich um den Himmel gleichsam verdient zu machen, als die Theilnahme an jenen Zügen, deren Ziel die Gewinnung des heiligen Grabes und dessen Befreiung aus den Händen der Ungläubigen war. Darum dichtet denn auch Walther:

O weh, wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich däuchte, war's nur Trug und Spiel?

Ich habe lang geschlafen, so dass es mir entfiel.
Nun bin ich erwachet und mir ist unbekannt,
Was mir vormals bekannt war wie meine eigne Hand.
Leut' und Land, die meine Kinderjahre sahn,
Sind mir so fremd geworden, als wär' es nur ein Wahn.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Verheeret ist das Feld, gefället ist der Wald.
Nur das Wasser fliesst noch, wie es vormals floss,
Wahrlich ja das Unglück, das ist mein Genoss.
Mancher grüsst verdrossen, der einst mich wohl gekannt,
Die Welt fiel allenthalben in des Unglücks Hand.
Weh, gedenk ich jetzo an manchen Wonnetag,
Der mir nun ist entschwunden, wie in das Meer ein Schlag.
Weh' und immer weh'.

O weh, wie sind verzaget die jungen Leute nun,
Vor Kummer und vor Leide, wie jämmerlich sie thun;
Sie wissen nur von Sorgen, weh wie thun sie so,
Wohin ich mich auch wende, find' ich Niemand froh.
Tanzen und Singen vergeht vor Sorgen gar,
Nie sah man unter Christen solche Jammerschaar.
Seht nur der Frauen Schmuck, der einst so zierlich stand,
Stolze Ritter tragen bäurisches Gewand.
Uns sind harte Briefe*) jüngst aus Rom gekommen,
Uns ist erlaubt zu trauern, Freude ganz benommen;
Nun schmerzt mich unendlich — wir lebten sonst so wonnevoll,
Dass ich jetzt mein Lachen mit Weinen tauschen soll.
Die Vögel in den Lüften schmerzet unsre Noth,
Was Wunder, wenn es mich betrübt bis in den Tod?

---

*) Anspielung auf Friedrichs II. Bannung im Jahre 1227.

Was sprech' ich Thor im Schmerze so manches eitles Wort?
Wer hier das Glück erjagen will, der misset jenes dort.
Weh' und immer weh!

O weh, wie hat man allen mit Süssigkeit vergeben;*)
Mitten in dem Honig seh' ich die Galle schweben.
Die Welt ist aussen lieblich, weiss, grün und roth,
Inwendig aber finster, schwarz als wie der Tod.
Wen sie nun hat verleitet, der suche Trost und Heil,
Für kleine Busse wird ihm Gnade noch zu Theil.
Daran gedenkt, ihr Ritter, es ist euer Ding,
Ihr traget lichte Helme, manch harten Panzerring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert;
Wollte Gott, ich wär' für ihn zu streiten werth,
So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold;
Nicht mein' ich Hufen Landes, auch nicht Fürstengold;
Die Himmelskrone trüg' ich in der Engel Heer,
Die mag gar wohl ein Söldner erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reise fahrn über die See,
So wollt' ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh!
Nimmermehr o weh!

Die ‚liebe Reise' über die See zu fahren ist dem Sänger wirklich zu Theil geworden, und im Jahre 1228 ist er, ohne Zweifel in Kaiser Friedrichs Heer, nach dem heiligen Lande gekommen. Ebenfalls spät wird der Spruch sein, in welchem Walther seinen letzten Willen ausspricht:

Nun theil' ich, eh man mich begräbt,
Mein fahrend Gut und liegend Land,
Dass Niemand Anspruch drauf erhebt,
Als dem ich hier es zuerkannt:

*) Vergiftet.

All mein Unglück will ich denen hinterlassen,
Die mit Hass und Neid am liebsten sich befassen,
Dazu der Reue Bitterkeit;
All mein Grämen
Mag der Lügner nehmen;
Mein thöricht Sinnen
Sei denen, die mit Falschheit minnen;
Den Fraun, nach Herzensfreude sehnlich Leid.

Auf Walthers letzte Lebenszeit weist auch ein in der Form eines Zwiegesprächs verfasstes Lied hin. Die Welt erscheint hier als ein dem Teufel gehöriges Wirthshaus, und der Dichter nimmt Abschied von demselben:

Walther.

Frau Welt, ihr sollt dem Wirthe sagen,
Dass ich ihn längst befriedigt habe;
All meine Schuld sei abgetragen;
Dass er mich aus dem Schuldbuch schabe.
Wer ihm noch schuldet, leb' in Sorgen;
Eh' ich ihm lange schuldig, wollt lieber ich bei Juden borgen.
Er schweigt bis auf den letzten Tag,
Dann aber nimmt er sich ein Pfand,
Wenn Jener nicht bezahlen mag.

Welt.

Walther, du zürnest ohne Noth,
Verweile länger noch bei mir.
Denk, wie ich stets dir Ehre bot,
All deinen Willen that ich dir,
Wenn du zuweilen was erbatest;
Mir war's von ganzem Herzen leid, dass du es nur so selten thatest.

Besinne dich, du lebst hier gut,
Und kehrst du ganz dich ab von mir,
Du wirst nie wieder wohlgemuth.

W a l t h e r.

Frau Welt, zu lang hab' ich gesogen,
Entwöhne mich, es ist nun Zeit;
Mich hat dein Zauberblick betrogen,
Er war so voller Süssigkeit.
So lang' ich dir in's Antlitz schaute,
Erschienst du mir so wunderhold, dass ich dir herzlich gern vertraute;
Doch scheusslich warst du ganz und gar,
Als ich von hinten dich ersah,
Ich muss dich schelten immerdar.

W e l t.

Nun wenn ich dich nicht halten mag,
So thu mir dies zu Liebe noch,
Gedenk an manchen Freudentag,
Und schau nach mir mitunter doch,
Wird dir die Zeit zu lang, zurücke.

W a l t h e r.

Das würd' ich herzlich gerne thun; allein ich fürchte deine Tücke,
Vor der sich Niemand ja bewahrt.
Nun gönne Gott dir gute Nacht;
Nach meiner Herberg geht die Fahrt.

Nach dem Kreuzzuge hören alle sichern Spuren von Walthers dichterischer Thätigkeit auf und wir wissen nur, dass er die Heimat wiedergesehen und dass er in Würzburg seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Dort im Kreuzgang des neuen Münsters wurde Walther von der Vogelweide

unter dem kühlen Schatten einer Linde begraben. Der Kreuzgang mit seinem Grashof, die Linde und der noch im vorigen Jahrhundert vorhandene Grabstein Walthers sind jetzt verschwunden; aber das Andenken an ihn ist gerade seit jener Zeit wieder lebendig geworden, weil seine Kunst von dergleichen äussern Denkmälern unabhängig und ein wahres „monumentum ære perennius“ ist.

An Walthers Tod knüpft sich noch eine hübsche Legende. In seinem Testamente nämlich soll derselbe bestimmt haben, dass auf seinem Grabsteine täglich die Vögel mit Semmeln sollten gefüttert werden. Später habe das Kapitel des Neumünsters jedoch verordnet, die Semmeln sollten nicht mehr den Vögeln, sondern den Domherren an Walthers Todestag gespendet werden. Die Veranlassung zu dieser Legende hat ohne Zweifel der Familienname des Dichters ‚von der Vogelweide‘ gegeben.

Ein moderner Herausgeber der Gedichte Walthers von der Vogelweide erklärt dieselben für „Feld- und Zeltpoesie“; damit könne man „Armeen aus der Erde stampfen, wenn es den Verwüstern des Reichs, den gallischen Mordbrennern, der römischen Anmassung zu wehren gilt“. Uns liegen dergleichen practische Zwecke fern, wenn wir Walthers Lieder und Sprüche hie und da zur Hand nehmen, und wir sind der unmassgeblichen Ansicht, ein gutes Kalbsfell oder eine leidliche Regimentsmusik werde auf deutsche Soldaten mehr Eindruck machen als irgend einer seiner vorgetragenen oder auch nicht vorgetragenen Sprüche. Wir lieben das Schöne und Edle um seiner selbst, d. h. um seiner Schönheit willen, auch wenn sich keine practischen Nebenzwecke damit verbinden lassen. An und für sich nun fallen Walthers Dichtungen ausschliesslich in den Kreis der lyrischen Poesie, und innerhalb der deutschen Lyrik nimmt

er eine höchst bedeutende Stellung ein. Es versteht sich zwar von selbst, dass ihm, so sehr er auch von der geistigen Bildung seines eigenen Jahrhunderts durchdrungen war, doch nicht die geistige Arbeit so vieler Jahrhunderte zu Gute kommen konnte, wie das z. B. bei Göthe der Fall war. Leider sind aber Wissen und Können oder, wie wir auch sagen könnten, hohe Geistesbildung oder Gelehrsamkeit und poetische Fruchtbarkeit durchaus nicht immer in jener schönen Harmonie verbunden, wie das z. B. gerade bei Göthe der Fall war. Viel eher möchte man im Hinblicke auf so manchen neuern Dichter zu der Annahme gelangen, dass mitunter das allzuviele Wissen lähmend auf das Können gewirkt habe. Und mit der Ueberlast des Wissens bei ungenügender oder, wie das auch zuweilen der Fall ist, künstlerisch geschmackloser Verarbeitung des Stoffes hängt es dann auch zusammen, dass solche Dichter den weitern Kreisen der Nation keineswegs in dem Grade bekannt und vertraut geworden sind, wie sie es wünschten, und wie es z. B. im Mittelalter gerade mit Walther von der Vogelweide der Fall war.

Dass Walthers politische Stellung und deren dichterische Aeusserungen nicht frei sind von gewissen Einseitigkeiten, liegt in der Natur der Sache, und es wäre z. B. ungerecht, wenn man in der Beurtheilung Innocenz III. keinen andern Maassstab als den unseres Dichters anzulegen wüsste. Wenn die deutschen Dichter jener Zeit unablässig klagen über die Einmischung der Päpste in die Angelegenheiten Deutschlands, so sind es doch die deutschen Könige selber gewesen, welche immer und immer die päpstliche Anerkennung gesucht haben und welche durch ihre unvernünftige italienische Politik den Papst sich auch zum politischen Gegner machten. Ein italienischer politischer

Dichter jener Zeit hätte vielleicht von den Hohenstaufen mit der nämlichen Zärtlichkeit gesprochen, wie es Walther von den Päpsten thut. Poetisch betrachtet aber ist ja allerdings Walthers Einseitigkeit eher ein Vorzug als ein Nachtheil; je mehr der Dichter von der ausschliesslichen Berechtigung seines Standpunktes überzeugt ist, und je weniger er sich durch Beachtung des gegnerischen beirren lässt, desto einheitlicher, kräftiger und wirkungsvoller werden auch seine Gedichte in den Augen Gleichgesinnter sein. Das Schöne und das Gute lässt sich dann seinen Dichtungen nicht absprechen und das subjective Wahre ebenso wenig. Zur Ermittelung des objectiv Wahren aber ist der politische Dichter überhaupt nicht verpflichtet; diese ist die Aufgabe des vorurtheilslosen Geschichtschreibers, überhaupt einer vorurtheilslosen und daher in der Regel auch einer spätern Generation.

Ueber die

Wandlungen der Moral

im Menschengeschlecht.

Von

Dr. J. E. Alaux,
Professor an der Academie zu Neuchâtel.



BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1876.

Schweighauserische Buchdruckerei.

I.

Bejahen, wo man bejahen soll, verneinen, wo man verneinen soll, zweifeln, wo man zweifeln soll, dies zu verstehen, ist nicht so etwas Gewöhnliches. Es ist sicher ein Uebel, da zu bejahen, wo man zweifeln, wo man verneinen sollte; es ist ein noch grösseres Uebel, ohne berechtigten Grund zu verneinen, selbst nur zu zweifeln. Dem Handeln muss Kenntniss vorhergehen. Der Skepticismus ist verderblich. Ein absoluter Skeptiker, wenn ein solches Wunder oder ein solches Monstrum existirte, könnte nicht leben. Philosophen haben von der hehren Höhe ihres Katheders herab es sich zur Ehre anrechnen können, auf eine universelle Ungewissheit zu schliessen. Sie redeten ohne ihres Seins Gewissheit zu einem Auditorium, das entzückt war, sie zu hören und zu beklatschen, ohne selbst recht sicher zu sein, dass es überhaupt Jemanden hörte oder beklatschte; zu einem Auditorium, welches vielleicht gar nicht vorhanden war. Alles passirt dann wie in jenem Reich des Leeren, wo man sah (sah man wirklich?) „den Schatten eines Kutschers, der mit dem Schatten einer Bürste den Schatten eines Wagens putzte." Sobald aber die Herren von ihrem Katheder zum gemeinen Leben herniedersteigen, vergessen sie die schönen Dinge, die sie da oben gesagt, und sie wissen wohl warum. Pyrrhon auf dem Lehrstuhl ist Pyrrhon der Lehrer, der Pyrrhonianer; Pyrrhon im Leben ist kein Pyrrhonianer, sondern nur ein Mensch. Der Astrolog, welcher eines Tages in einen tie-

fen Brunnen stürzte, that dies nicht, weil er ein Pyrrhonianer war, sondern weil er einfach den Brunnen nicht gesehen hatte. — Und wenn er gar, statt eines einfachen Astrologen, Pyrrhon in eigener Person gewesen wäre und den Brunnen gesehen, seinen eigenen Augen geglaubt hätte, so würde er doch in dem Augenblick, wo er eben von einem tiefgelehrten Vortrag gekommen, in dem er klar bewiesen, dass man an Nichts glauben dürfe, nachdem er als Systematiker geredet — als Mensch gehandelt haben, und zwar doppelt als Mensch: er würde sich von dem offenen Schlunde abgewandt und damit auch sich selbst widersprochen haben. Es ist doch gut, weise zu sein, selbst um den Preis einer Inconsequenz. Die meisten Menschen sind inconsequent, ohne deshalb weiser zu sein. Vor der unabweislichen Nothwendigkeit zu handeln und zu leben, die weder Systeme noch Lehrstühle respectirt, hält kein Pyrrhonismus Stand. „Die Natur“, sagt Pascal, „unterstützt die ohnmächtige Vernunft und hindert sie, bis zu diesem Grade auszuschweifen.“

Wird man nun sagen, dass eben die Unmöglichkeit, mit seinem Skepticismus consequent zu sein, den Skeptiker rette? In seinen materiellen Interessen vielleicht. Das gemeine gegenwärtige Leben stellt so gebieterische Anforderungen, dass jede Empörung zum Schweigen gebracht wird. Nicht so steht es, sobald es sich um das sittliche Leben handelt. Der Zweifel an den grossen Wahrheiten, auf welchen dasselbe beruht, macht es zum allerwenigsten schlaff und unthätig. Und wenn dieser Zweifel sich gar auf Gott, die Vorsehung, das ewige Leben bezieht, so ist er bei auserlesenen Seelen noch immer mit dem Glauben an die Pflicht und der Ausübung des Guten vereinbar. Wie aber, wenn er sich auch auf die Pflicht erstreckt? Wenn

die Unterscheidung des Guten und Bösen nur auf Vorurtheilen, den Früchten Jahrhunderte alter, aber an sich willkürlicher Gewohnheiten zu beruhen scheint? Wenn das Sittengesetz nur eine Chimäre ist; für die Guten eine Illusion, für die Schlauen eine blosse Convenienz? Wenn jener berühmte Sterbende mit seinem letzten Wort: „Tugend, du bist nur ein Name!“ in diesem Verzweiflungsschrei den Aufschrei der Wahrheit in die Welt schleuderte! Eine traurige Wahrheit für die Unglücklichen, eine fröhliche für die Glücklichen, eine bequeme für die Sieger, welche dann mit dem Recht des Stärkeren noch das des Weiseren verbinden. Es ist schon schwierig, sein persönliches Interesse oder seine Leidenschaften der sittlichen Pflicht zu opfern, wenn man an Gott glaubt, wenn man für das ewige Leben arbeitet; es ist fast unmöglich, wenn man, ohne an das ewige Leben zu glauben, wenigstens an die sittliche Pflicht glaubt. Wie wird nun der handeln, für welchen auch diese nicht vorhanden ist? Wer an der Existenz der Körper zweifelt (hat man je ernstlich daran gezweifelt?), wird in der Praxis des Lebens durch die Bedürfnisse, durch die Annehmlichkeiten, durch alle Interessen des Lebens zur Wahrheit zurückgeführt; wer an der Pflicht zweifelt, wird in der Praxis des Lebens durch das Leben selbst, dessen Bedürfnisse, Annehmlichkeiten, dessen sämmtliche Interessen die Pflicht bekämpfen, von der Wahrheit noch entfernt.

Der Skepticismus kann in den verschiedenen Köpfen auf verschiedenen Anschauungen beruhen, deren sicherste ohne Zweifel die Uneinigkeit der Menschen über dieselben Glaubensgegenstände ist. Nichts erschüttert den natürlichen Glauben an eine Wahrheit mehr, als das Schauspiel der Verschiedenheit der Glaubensmeinungen, woraus

man mit geringer Mühe schliessen kann, dass es keine Wahrheit gibt, welche den Menschen in Wirklichkeit natürlich ist. Man zweifelt an der Philosophie, weil man mehrere Philosophien sieht oder zu sehen glaubt, unter denen man sich unfähig fühlt, eine Wahl zu treffen, und es hat nicht an gescheidten Logikern, an tüchtigen Köpfen gefehlt, welche aus dem so begründeten philosophischen Skepticismus ein unwiderlegliches Argument zu Gunsten der Religion gemacht haben. Und ihr Argument schien so mächtig, dass man es auch gegen sie selbst anwendete: Da man an der Philosophie zweifelt, weil es mehrere Philosophien gibt, so zweifelt man auch an der Religion aus demselben Grunde.

Der Mensch aber, welcher zur Geselligkeit bestimmt ist, isolirt sich in seinem geistigen und sittlichen Leben nicht mehr als in seinem physischen Leben. Er hat mehr Vertrauen zu Anderen als zu sich selbst, oder vielmehr er trennt die Anderen nicht von sich selbst und glaubt sich nur so weit, als er Andere in sich oder sich in Anderen wiederfindet.

So ist es um jede selbst greifbare Wahrheit. Wenn andere Menschen, unseres Gleichen, mit uns einen Gegenstand nicht wahrnehmen, welchen unsere Augen sehen, unsere Hände greifen, so zweifeln wir an unseren eigenen Händen, unseren eigenen Augen; wir vermuthen irgend eine Sinnestäuschung, wir befürchten eine Krankheit, einen Traum, einen Wahnsinn. Wir glauben, wir fühlen, dass die Wahrheit für alle Menschen dieselbe ist. Wenn die Nichtübereinstimmung der Menschen über alle möglichen Fragen es ist, welche den Skepticismus erzeugt, was ist dies anderes als ein Akt des Glaubens an die Menschheit oder an die Gemeinsamkeit der Vernunft?

Hat diese Nichtübereinstimmung, welche überall, wo sie uns entgegentritt, so störend ist, sich gleicher Weise in der Feststellung der Vorschriften für die Lebensführung der Menschen gezeigt? Gibt es mehrere Sittenlehren, wie man von mehreren Philosophien, mehreren Religionen spricht. Dies wäre, gestehen wir es nur, äusserst bedenklich. Ohne Zweifel sind es unsere Augen, welche sehen, unsere Ohren, welche hören; und um mich des Gewitters zu versichern, welches über meinem Haupte ausbricht, brauche ich kein anderes Zeugniss, als das meiner Augen und Ohren. Um gewiss zu sein, dass ich eher leiden als Anderen schaden soll, genügt mir ebenfalls die Stimme meines Gewissens. Wie aber, wenn wir mehrere zu gleicher Zeit und am gleichen Orte gegenwärtig sind? Kann ich dann allein das Gewitter sehen? Wie kann das Gewissen der gesammten Menschheit nicht mit dem meinigen in der Erklärung einer Pflicht übereinstimmen? Gewiss muss es mich in die grösste Verwirrung setzen, wenn es keine Uebereinstimmung zwischen dem Menschengeschlecht und mir gibt; aber nein, es gibt nur eine Vernunft, und die Nichtübereinstimmung, welche wir wahrnehmen, ist nur ein leerer Schein, der uns nicht irre führen darf.

Bei oberflächlicher Betrachtung gibt es bei den verschiedenen Völkern der Erde nichts Verschiedeneres als die Sitten, die Gebräuche, die Lebensregeln, die Lehren der Weisheit; nichts Verschiedeneres als die Gesetze selbst und nichts Verschiedeneres auch, als die religiösen, die philosophischen Theorien, die Gedanken über die Principien der Pflicht, die Wissenschaft des Guten. Mit jeder Periode der menschlichen Civilisation ist die Moral eine andere. Diese Verschiedenheit aber, welche auf den ersten Blick uns überrascht, birgt im Grunde eine tiefe Einheit; sie be-

zeichnet nur verschiedene Formen, Anwendungen, Entwickelungsgrade einer allgemeinen Moral. Diese Moral unter so mannigfaltigen Sitten, so vielen sich widerstreitenden Gesetzen, sich bekämpfenden Systemen wiederzufinden; sie aus so vielen sie umhüllenden und entstellenden Formen herauszuwickeln; sie hinter so vielen Masken zu erkennen; von den Momenten Rechenschaft abzugeben, wo sie in ihrer Entwickelung stille steht; trotz der Irrwege, auf welchen sie sich verliert, trotz der Widersprüche, in welche sie mit sich selbst zu gerathen und unterzugehen scheint, sie endlich in ihrer Wahrheit und Reinheit wieder herzustellen, sich selbst wiederzugeben: Welche Aufgabe böte wohl ein grösseres Interesse, welches Werk wäre wohl belehrender?

II.

Die Verschiedenheit der Sitten, der Gesetze, Systeme und Schulen, Alles scheint von vornherein sich gegen den Versuch oder die Chimäre einer Moral zu verbinden, welche eine allgemeine, weil natürliche ist. „Die Leute kommen mir komisch vor“, sagt Montaigne, „wenn sie, um den Gesetzen einigen Halt zu verleihen, behaupten, dass es bestimmte, ewige und unwandelbare Gesetze gebe, die sie natürliche, dem Menschengeschlechte wesentlich innewohnende Gesetze nennen; davon stellt nun der eine drei, der andere vier, der mehr, jener weniger auf; ein Zeichen, dass auch hier der Zweifel herrscht, wie in allem Uebrigen.“

Dies ist der ebenso klar wie lebhaft ausgesprochene Einwurf. Stellen wir denselben in seiner ganzen Tragweite fest.

Wie weit ist die Verschiedenheit der Sitten gegangen?

Bis zur vollständigsten Unvereinbarkeit, und nicht nur in einem Punkte, sondern in allen Punkten. Es gibt keinen Gebrauch, der nicht bei einem Volke als eine Tugend, bei einem andern als ein Laster gilt. „Eine wunderliche Gerechtigkeit", sagt Pascal, „die von einem Fluss oder einem Berg begrenzt wird." Und Montaigne ruft: „Was ist das für eine Güte, die ich gestern rühmen hörte und die heute nicht mehr anerkannt wird, die der Uebergang über einen Fluss zu einem Verbrechen stempelt? was ist das für eine Wahrheit, die jenseits dieser Berge als eine Lüge gilt?"

Was ist der Mensch sich selber schuldig? Sich zu unterrichten? seine Intelligenz zu stärken? Die Unwissenheit zu vermeiden, welche ihre Vernichtung, und den Irrthum, welcher ihr Tod ist? Geduldig nach Erkenntniss zu streben? mit seinem Urtheil zu warten, zu zweifeln, so lange das Licht der Wahrheit nicht vor seinen Augen glänzt? An Wissen zuzunehmen, besonders aber an Stärke, Gradheit und Hoheit der Vernunft? — Der positive Geist der Römer verachtete die Speculationen des Gedankens und sah auf die Faulenzer, welche so unnützes Zeug trieben, mit vornehmem Tadel herab. Dieser positive Geist war aber nicht auf Rom beschränkt, und ein ähnlicher Tadel verfolgte in vielen Ländern die Faulenzerei der philosophischen Arbeit. Andere Länder gibt es im Gegentheil, wo die Hochschätzung dem beschaulichen, die Missachtung dem thätigen Leben, dem Loose der Armen und Elenden, zu Theil wird. — Anderswo wird die Erforschung der Wahrheit als eine Auflehnung des menschlichen Hochmuths gegen den Glauben und das Streben nach Erkenntniss als eine Gotteslästerung verrufen. Es wird einem Jeden die moralische Verpflichtung auferlegt,

auf's Wort, ohne Beweis oder vor dem Beweis zu glauben; man verbietet den Zweifel, selbst den vorläufigen, hypothetischen, rein wissenschaftlichen Zweifel; man verbietet besonders über Mysterien zu grübeln, und die Welt ist voller frommen Leute, welche mit wahrem Schrecken, mit einer Art Entsetzen auf jene Empörer, Ketzer, Satanskinder, jene Wesen herabblicken, welche denken, Schlüsse ziehen und sich nicht auf das gebieterische Wort verlassen.

Ist der Mensch es sich selbst schuldig, seine eigenen Triebe zu beherrschen, sie zu lenken, zu regeln, ohne sie zu zerstören? alle seine Kraft aufzubieten, um die niederen Triebe auf das kleinste Maass zurückzuführen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und durch den mächtigen Einfluss der Musik und Malerei, der Kunst überhaupt, die reinen und edlen Triebe zu entwickeln, welche ihn zum Ideal erheben? — Hier lässt man den Leidenschaften den Zügel, dort bemüht man sich, sie zu ersticken, sich gewissermassen selbst zu verstümmeln. Man schätzt die leidenschaftlichen, feurigen, kräftigen Naturen; man schätzt auch die apathischen oder diejenigen, welche sich selbst dazu gemacht; ja man hegt Hochachtung, man fühlt selbst Bewunderung für die Eunuchen. Mehrere Gesellschaften haben in den Künstlern Priester des Ideals, in den Dichtern Seher, Propheten, gottbegnadete Auserlesene gesehen; Andere belegen sie mit Bann und Fluch, verfolgen ihre Werke als Ausgeburten der Hölle, und ich weiss nicht, ob der Fanatismus gewisser Secten, wie z. B. der Puritaner, für die Kunst nicht ebenso schonungslos war, wie der Fanatismus anderer für die Wissenschaften. Die Kunst ist für die Einen das entsetzlichste der Entsetzen, eine Herausforderung aller Himmelsstrafen, für Andere ist

sie nur ein Vergnügen, und die Künstler sind Leute, welche die müssigen Stunden ihrer Mitmenschen angenehm ausfüllen. Selbst das Vergnügen wird von den Einen als etwas Natürliches, an sich Berechtigtes aufgefasst; wieder Andere weisen es als etwas Unzulässiges, ja als etwas Verwerfliches zurück und verlegen gerade die Sünde in das Vergnügen. Selbstverleugnung, Keuschheit, Mässigung gelten hier als Klugheit und vernünftiges Maass, dort als Enthaltung, als vollständige Kasteiung.

Sind wir es unserer Menschenwürde schuldig, frei zu sein? — Man schätzt den Mannesstolz, aber man schätzt auch die Demuth, die Unterwürfigkeit, sogar die passive Ergebung, den stummen Gehorsam, ja den politischen Servilismus, eine Consequenz des religiösen Servilismus, welcher für gewisse Leute das Ideal der Tugend ausmacht. Je nach der Erziehung, die man erhalten, gilt die Behauptung der Freiheit für das Zeichen einer grossen oder einer anmassenden Seele. Aufhören frei zu sein, heisst nach dem Urtheil der Einen die Menschheit in sich entwürdigen, vom Range einer Person zu demjenigen einer Sache sich erniedrigen; nach dem Urtheil der Anderen heisst es, sich zu vollkommenster christlicher Entsagung erheben. Wer einer Autorität sich hingibt „wie ein Stab in Greiseshänden“, wer sich damit zu dem absoluten Gehorsam, nicht mehr eines Menschen, sondern eines „Leichnams“ verpflichtet, perinde ac cadaver, erweckt in verschieden gearteten, aber gleich aufrichtigen Gemüthern, die entgegengesetzten Empfindungen der Verdammung oder der Verehrung.

Ist der Mensch es sich schuldig, seinen Leib zu erhalten, zu entwickeln, zu schmücken, diesen Tempel seiner Seele zu schützen und zu verschönern, an Kraft und An-

muth wie an Weisheit zu wachsen? — Bei den Cynikern galt es als eine Tugend, nackt und schmutzig zu leben; die Spartaner setzten ihren Ruhm in eine Härte und Rohheit, die uns heute erschrecken würde; und wie viele Christen sind wegen des Muthes verehrt worden, mit welchem sie unerhörte Kasteiungen und völlige Abtödtung des Fleisches sich auferlegten! In anderen Kreisen verirrte sich die Bewunderung zu denen, welche auf einen Zug die mächtigsten Humpen zu leeren vermochten, und die Fähigkeit zu trinken wurde, wie die Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, ein Ehrentitel.

Die Arbeit wurde lange Zeit verachtet, erst heute beginnt man sie zu ehren. Es ist nicht gar so lange her, so galt ein Leben ohne Beschäftigung als ein beneidenswerthes Vorrecht des Adels; und wird etwa in unseren Tagen, wo ein thätiges Leben noch in Rechnung gebracht wird, der Müssiggang mit der Missachtung angesehen, wie er es verdient? Er thront in den Salons, er geniesst das allgemeine Ansehen; die Rücksichten, die Ehren, welche der nützlichen Arbeit gebühren, wenden sich immer noch an die falsche Adresse der reichen Faulenzerei, welche sie als etwas Selbstverständliches für sich in Anspruch nimmt.

Der Selbstmord ist für Viele das schrecklichste der Verbrechen, das einzige, welches im Falle des Gelingens, weil es die Möglichkeit der Reue ausschliesst, die göttliche Barmherzigkeit verwirkt. Den Vatermördern, nachdem eine gerechte Strafe sie aus der Reihe der Lebenden gestrichen, werden noch die Gebete der Kirche und ein christliches Begräbniss zu Theil; die Kirche verweigert eine Handvoll Erde, sie hat keine Gebete für diejenigen, welchen Gott selbst, auch wenn er es wollte, nicht mehr vergeben kann, den Selbstmördern. Ihr Verbrechen ist das einzige, welches

nicht mehr gut zu machen ist, so dass vor einigen Jahren ein Wahnsinniger, welcher ohne sich zu tödten, die Last eines unerträglichen Daseins abwerfen wollte, nichts Besseres zu ersinnen wusste, als in der Hoffnung auf ein Todesurtheil zum Mörder zu werden. Derjenige, welcher beim Austritt aus einem Theater in Lyon mitten in der Menschenmenge ein Opfer traf, das er nicht kannte, strebte mit dieser ungeheuerlichen That nach dem Tode; er war ein Verbrecher, aber er hatte die Absolution; er war ein Mörder, aber kein Selbstmörder! Einen solchen Abscheu erregte der freiwillige Tod, der ehemals so grosse Bewunderung einflösste. Die Geschichte ist indessen voll glorreicher Selbstmorde grosser Männer, welche gerade diese Todesart, die Anderen so fluchwürdig scheint, gross machte. Aber werden nicht auch bei uns die Menschen mit Schmach bedeckt, die durch verhängnissvolle Umstände dazu gedrängt, zwischen einem Leben in Unehre und dem freiwilligen Tode zu wählen, vor dem Verbrechen des Selbstmordes zurückschrecken und, sei es nun aus Mangel an Muth, sei es aus einer Seelenstärke, welche der Verzweiflung wie dem Ruhme ebenso unzugänglich ist, es vorziehen zu leben? Die alten Stoiker besonders fassten die Sache minder tragisch auf, sie betrachteten das Leben als ein Gut, über welches man nach Belieben verfügen kann, das man geniesst, so lange es Einem gefällt, das man wegwirft, sobald man seiner müde ist. Ist etwa der Leib nicht der Diener der Seele? und seit wann ist es verboten, einen lästigen Diener zu entlassen? oder seit wann ist es nicht mehr gestattet, vom Tische aufzustehen, wenn man gesättigt ist, wie Lucrez in einem berühmten Verse sagt?

III.

Man überblicke alle Pflichten, deren Gesammtheit das ausmacht, was man heutzutage die individuelle Moral nennt, so bezweifle ich, dass man eine einzige finde, welche nicht von ganzen Gesellschaften geleugnet worden, deren Verletzung nicht den Beifall, ja die öffentliche Bewunderung gewonnen hätte. All' diese Abweichungen in der Auffassung der Moral, von denen uns das Leben und die Sitten der Nationen ein so abschreckendes Schauspiel geben, würden nichts beweisen, wenn es sich nur um die Moral, um die Lebensweise der Lasterhaften handelte; aber es handelt sich hier um die Lebensweise tugendhafter Leute, um eine Ausübung von Weisheitsregeln, und dies macht das Bild all' dieser Abweichungen so trüb.

Noch schlimmer sieht es aus, wenn wir uns von der individuellen zur gesellschaftlichen Moral wenden. Man sollte glauben, dass diese nur um so geheiligter wäre! Wie viel Menschen gibt es, die keine andere Moral anerkennen, die keine Pflicht gegen sich selbst, sondern nur gegen Andere zu haben glauben, die sich für ehrliche und rechtschaffene Leute halten, wenn sie Anderen nichts zu Leide thun, in welcher Weise sie nebenher auch ihr Privatleben einrichten mögen. — Finden wir endlich über die Regel, welche die Beziehungen der Menschen zu einander beherrschen soll, jene Uebereinstimmung, die wir vergeblich in ihrer individuellen Lebensführung suchen? Nein, wir finden sie auch hier nicht. Derselbe Mangel an Uebereinstimmung wird auch hier uns schmerzlich überraschen, und es ist dies in der That um so trauriger, um so folgenschwerer, als die Beziehungen der Menschen zu einander,

welche den Inhalt der Gesetze ausmachen, eine Nichtübereinstimmung der letzteren herbeiführen muss, gewissermassen um dieselbe zu heiligen und sie mit der Verschiedenheit der Sitten auf ewig zu sanctionniren.

Betrachten wir also den Menschen in der Menschheit. Zu allen Zeiten hören wir jene herrlichen Gebote, die weniger aus dem Gewissen, als aus dem Herzen der Menschen stammen: Du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst dich nicht rächen, du sollst dir nicht selbst Recht verschaffen, liebe deinen Nächsten wie dich selbst; thue Anderen nicht, was du nicht willst, dass man dir thue; thue Anderen, was du willst, dass man dir thue; achte die Person, den guten Ruf, das Eigenthum, die Freiheit Anderer; achte das Recht.

Das Recht entspricht der Pflicht. Ich soll meine Fähigkeiten entwickeln, meine Aufgabe vollenden; das ist meine Pflicht. Mein Recht ist, dass Niemand mich darin störe, dass Niemand der Entwickelung meines ganzen Wesens Hindernisse in den Weg lege. Es ist also meine Pflicht, meinem Ziele zuzustreben und es zu erreichen. Verfehle ich es, so ist Etwas nicht recht, eine Pflicht ist nicht erfüllt und Einer ist daran schuldig. Bin ich der Schuldige? Ja, wenn man mich frei gewähren lässt, wenn ich auf kein anderes Hinderniss, auf keine andere Grenze stosse, als die natürliche Grenze meiner Fähigkeiten, die meine Kraft und meine Bedürfnisse beschränken. Dann kann ich mein Wesen vervollkommnen und durch die Tugend zu dem von Gott gewollten Glück gelangen. Erreiche ich es nicht, dann ist es meine Schuld, und ich allein bin anzuklagen, bin strafbar. — Wenn man mich aber nicht frei gewähren lässt? Ich verfehle mein Ziel, es ist die Schuld dessen, der meinem Werk ein Hinderniss

entgegenstellt. — Einer ist immer schuldig, so ist es jener, ein Individuum oder die Gesellschaft, denn Niemand darf ohne schuldig zu werden sich der Entwickelung meines Wesens entgegenstellen; Niemand hat das Recht, weder der Einzelne noch die Gesellschaft, mich in meiner freien Thätigkeit zu hindern. Die Freiheit also ist das Recht.

Die Freiheit auf dem Gebiete der Religion verurtheilt jede Gewalt, jeden äusseren Druck, welcher den Gedanken knechtet oder vielmehr seine freie Entfaltung hindert; aus diesem Grunde aber ist die Gedanken-Freiheit vor Gott verantwortlich. Gott allein erkennt, ob der Mensch, welcher die Gedanken-Freiheit braucht, von dem Geiste der Wahrheit oder vom Geiste der Lüge beseelt ist.

Die Freiheit verdammt auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete jeden Zwang, jede Dienstbarkeit, welche den Menschen ausbeutet, ihn der Frucht seiner Arbeit beraubt, ihm sein eigenes Werk, das heiligste aller Besitzthümer entreisst, oder ihm das Eigenthum entzieht, das er hätte erzeugen können. Er sei also vollständig frei in seiner Arbeit und in allen seinen Handlungen, aber deshalb eben verantwortlich und je nach dem Gebrauch, den er von der Freiheit macht, werde er beurtheilt.

Auf dem Gebiete der Moral widersetzt sich die Freiheit jeder Fessel, mit welcher ein Censor oder ein Gericht das menschliche Wort zügeln möchte. Der Mensch sei also völlig frei in der Entfaltung seiner Seele, aber deshalb eben wiederum verantwortlich und werde nach dem Gebrauch, den er von seiner Freiheit macht, beurtheilt.

Und da die politische Ordnung die Form und der Hüter der socialen Ordnung ist, so erzeugen jene drei Freiheiten die politische Ordnung. Denn wenn die Freiheit das Recht ist, so ist sie das Recht für Alle; wir Alle

demnach denken, reden, handeln nach unserer Pflicht, verantwortlich vor Gott, aber vor Gott allein, denn er allein ist Richter des Gedankens, als der Quelle des Wortes und des Handelns. Wir Alle sind frei, ohne dass irgend Jemand zum Vortheil seiner eigenen Freiheit die Freiheit und also auch die Person eines Andern vernichten kann. Die Rolle des Staates ist, diese Freiheit zu schützen, die wiederum nichts Anderes ist, als die Gleichheit vor dem Recht.

Der Staat, die Organisation der politischen Ordnung ist nur eine rein äusserliche und rein materielle Macht, welche zur Unterstützung dessen bestimmt ist, was am Rechte das Materiellste und Aeusserlichste ist, nämlich der Gleichheit; nicht, wie man es nur zu oft gewollt, der Gleichheit in der Knechtschaft, sondern der Gleichheit in der Freiheit. In diesem Sinne ist die einzige Schranke für meine Freiheit nur die gleiche Freiheit der Anderen, weil die Freiheit nicht mein Gut allein, sondern ein Gut Aller ist. Gesetzt, der Staat rüttle an der socialen Ordnung, so ist dies der Umsturz jedes Princips; denn die politische Ordnung ist nur die Form und der Hüter der socialen Ordnung, die der Staat vergeblich sich bemühen würde zu ändern, und die er ganz vernichten würde, wenn er sie eigenwillig ändern wollte. Und was hat auch die Religion, das Eigenthum, die Familie, die Wissenschaft, die Kunst, die Industrie gemein mit der Laune einer despotischen Regierung, und verfügte diese auch, um ihre Laune zu einem Gesetz zu stempeln, über sämmtliche Bajonette der Welt?

Der Staat soll und kann nichts Anderes thun, als alle, sowohl offenen als versteckten, Angriffe gegen die Freiheit, die Mutter aller Rechte, verbieten, bekämpfen und

bestrafen. Und da er dies vermag, vermag er Vieles: Wo die sociale Ordnung noch nicht besteht, bereitet er sie vor durch die absolute Aufrechthaltung aller Freiheiten, womit allen menschlichen Fähigkeiten der weiteste Spielraum gestattet wird, und er beginnt sie schon durch die Vollziehung des Rechts in der politischen Ordnung. Später, wenn in schöneren Jahrhunderten endlich die sociale Ordnung begründet ist, ich will sagen, wenn die Allen innewohnende wahrhafte Religion durch die Macht allein ihrer Lehre auf den Thron gelangt ist, und allein durch ihren sittlichen Einfluss Familie, Eigenthum, Industrie und Kunst beherrscht, wenn dann die politische Ordnung, um die sociale Ordnung, die von ihr nicht hervorgerufen, sondern nur angenommen wurde, aufrecht zu erhalten, auf dieser von nun an sicheren Basis die Gesammtheit ihrer Gesetze aufbaut, so thut sie wohl daran; aber auch dann darf sie die Freiheit der Menschen nicht verletzen. Denn alle Gerechtigkeit in den Beziehungen der Menschen zu einander liegt in dem Satze: „Thue Anderen nicht, was du nicht willst, dass man dir thue", liegt in der Achtung des Individuums für das Individuum, des Lebens und der Person für die Person und das Leben, der Freiheit für die Freiheit; und dies ist die Krönung der Gerechtigkeit: „Thue ihnen, was du willst, dass man dir thue", wirke dahin, ihr Wesen zu behüten und zu entwickeln, wie du willst, dass das Deine behütet und entwickelt werde, auf dem Wege der Wahrheit, der Schönheit, der Weisheit, auf welchem du selbst bist, oder wenigstens doch zu sein glaubst; denn, wenn du glaubtest nicht auf diesem Wege zu sein, so müsstest du ihn verlassen und würdest, wenn du es nicht thätest, schuldig vor deinem einzigen aber unfehlbaren Richter, vor Gott.

Dies ist die Idee von einer socialen Moral, welcher in gewissen Ländern und in unserem Jahrhundert sowohl die Sitten wie die Gesetze täglich mehr nachstreben. Die Sitten aber, welche bis jetzt gegolten, die Gesetze, welche in der Gesellschaft geherrscht haben, sind sie dieser Moral nachgekommen?

Das Recht, haben die herrschenden Sitten und Gesetze es nur bestätigt, haben sie nur verstanden, es anzuerkennen? Lassen wir die Menschenfresser bei Seite, die ja auch Menschen sind. Aber die Sklaverei, der Negerhandel, der Krieg, die religiösen Verfolgungen...... wer unternähme es, die volle Schreckensliste all' der Verbrechen zusammenzutragen, die von den Sitten geheiligt, von den Gesetzen gestattet, ja anbefohlen werden, und die sämmtlich gegen das Recht eines Andern gerichtet sind?

Du sollst nicht tödten? — Man tödtet seine Feinde. Und tödtet sie im Namen des Vaterlandes, um dasselbe gegen ihren Angriff zu schützen, und es ist dies eine berechtigte Vertheidigung; oder man tödtet seine Feinde, um das Vaterland auf ihre Kosten zu vergrössern, um ihnen ein Joch aufzulegen, um sich ihres Gebietes zu bemächtigen, und der Ruhm einer solchen Handlung ist nicht gering, und in dieser Art des bewaffneten Diebstahls oder in jenen Schlachten, die durch ein nur zu gerechtes Motiv nothwendig gemacht und dadurch geheiligt werden, sind die Gesetze nicht minder mitschuldig am Menschenmord. „Der Tiger zerreisst seine Beute und schläft, der Mensch wird zum Mörder und wacht" hat Chateaubriand gesagt. Er hätte sagen sollen: Der Tiger zerreisst den Tiger nicht, aber der Mensch zerreisst den Menschen und schläft in seinem Triumphe den Schlaf des Gerechten! Welcher Art sind denn in der That die Beziehungen der Völker zu

einander! Bilden die Völker eine Gemeinschaft von Menschen oder eine Gemeinschaft von wilden Thieren? Und auf wie vielen Schändlichkeiten beruht nicht der Ruhm der stolzesten Nationen? Eine wie die andere haben sich in solchem Ruhm gespiegelt, und es gibt keinen Sieg, selbst über das zertretene Recht, selbst über die beschimpfte Justiz, welcher nicht mit einem Te Deum gefeiert worden wäre.

Und wenn man sich auch nur damit begnügte, seine Feinde zu tödten! Aber man tödtet auch seine Landsleute, seine Mitbürger. Man tödtet, um der Beschützung eines sogenannten nationalen Erwerbszweiges willen, eines Handelszweiges, eines Titels, eines Ranges, eines fingirten Rechtes, einer Menschenclasse, eines einzigen Menschen wegen, den man mit einem Privilegium begünstigt, womit man ihm das Leben seiner Mitbürger unterordnet; und das Gesetz ist hier nicht allein mitschuldig der Menschentödtung, das Gesetz ist der moralische Urheber derselben. Man tödtet, und sogar mit ausgesuchter Folter, die Unglücklichen, welche eine Glaubensansicht nicht theilen. Man tödtet, um eine Beleidigung zu rächen, um einen Angriff auf die Ehre zu bestrafen. Man tödtet, um die Seele derjenigen, welche tödten, mit Schrecken zu erfüllen, und um an das wichtige Gebot zu erinnern: Du sollst nicht tödten!

Die Gesetze haben diese mannigfaltigen Formen der Menschentödtung auf verschiedene Weise gestattet oder selbst befohlen, und die Sitten haben sie verschiedenartig gebilligt. Die Folter wurde eingeführt, dann abgeschafft; die Todesstrafe wurde eingeführt, sie ist bei einigen wenigen Völkern aufgehoben. Das Duell wurde unter dem Namen „Gottesgericht" eingeführt, unsere heutigen Civil-

gesetze belegen es mit einem schwachen Verbot, und unsere Militärgesetze haben es nicht einmal entfernt. Zahn um Zahn, Auge um Auge, sagte das alte Recht, besonders dasjenige, welches man sich selber schaffte, und es gibt noch Völkerschaften, welche die Rache als eine heilige Pflicht betrachten. Der Tyrannenmord hat seine Apologeten, und die Tyrannenmörder haben ihre Bewunderer gefunden. Judith ist eine Heldin der Bibel. Welcher Katholik hätte sich in vergangenen Jahrhunderten nicht ein Verdienst vor Gott aus der Ausrottung der Protestanten gemacht, oder welcher Protestant nicht aus der Ausrottung der Katholiken? Im katholischen Spanien nannte man die Verbrennung der Ketzer Auto-da-fés, d. h. Glaubensacte. Wer kennt nicht die Inquisition? Und die Aufhebung des Edicts von Nantes wurde von Bossuet und den Bischöfen des 17ten Jahrhunderts auf das Höchste gebilligt; die Nachricht von den Schlächtereien in der Sanct Bartholomäusnacht wurde vom Papst mit Jubel aufgenommen. Es gibt keine Religion, deren Geschichte nicht die Geschichte irgend eines Fanatismus wäre; auch das Heidenthum hatte seine Fanatiker, und Sokrates wurde zum Schierlingsbecher verurtheilt! Es hat auch Toleranzgesetze gegeben, es gibt heute in gewissen Ländern, was mehr werth ist, Gesetze über die Freiheit. — Die Freiheit des Gewerbes, des Handels, tausend andere Freiheiten, entspringen sie aus dem Naturrecht? Was sagt die Moral, was sagen die Gesetze hierüber? Sie haben auf diese indiskreten Fragen gar verschiedenartig geantwortet: die Einen sind dem Freihandel günstig, die Anderen setzen Schutzzölle und Einfuhrverbote ein und schaffen Schmuggler, welche tödten und wieder getödtet werden. Ueberall Gesetze über alle möglichen Materien, Gesetze ohne Ueber-

einstimmung und unbestimmten Charakters, welche nichts desto weniger mit der Autorität der moralischen Gewissheit ausgeführt werden, sei es mit Achtung des Menschenlebens, sei es um den Preis desselben; denn das Gesetz muss ja wohl seine Kraft behalten, und alle diese Gesetze haben im Nothfalle mehr gegolten als das Gebot, welches die Tödtung des Menschen durch den Menschen verbietet.

Du sollst nicht stehlen? Reden wir nicht von den unberechtigten Eroberungen, die ebenso schändlich wie ruhmvoll und nichts Anderes als ungeheurer Diebstahl sind. Aber der Diebstahl war in Sparta erlaubt und sogar geehrt, wenn er geschickt ausgeführt wurde. Ganzen Völkern war das Eigenthum etwas Unbekanntes, andere haben es nach ihrer Laune geregelt, eine andere Form der Misskennung desselben. In gewissen Ländern war der Staat Eigenthümer von Grund und Boden, welcher Einzelnen in Pacht gegeben wurde. Hier verfügt das Gesetz über Hab' und Gut eines Menschen nach seinem Tode und vertheilt es zu gleichen Theilen unter seine Kinder oder unter die Erben, die es selbst einsetzt, ohne zu gestatten, einem der Erben einen andern Vorzug zu geben als den es selber vorschreibt; es geht sogar so weit, den Theilungsmodus zu bestimmen. Da wird Jedem nicht der gleiche Werth, sondern ein gleicher Antheil an aller Arten Besitzthum zugeschrieben; dort würde das Gesetz einen Angriff auf das Eigenthum zu begehen glauben, wenn es die Freiheit zu testiren beschränkte. Es hat abwechselnd, je nach Zeit und Ort, das Eigenthum der todten Hand zugelassen und verworfen. Es hat unter seinen Strafbestimmungen Confiscationen vorgeschrieben, dann sie verboten. Es hat öffentlichen Bankerott, die Verfertigung falscher Münzen, Requisitionen und Plünderungen zu Kriegs- oder

andern Zwecken, Festsetzung des Preises der Waaren zum Nachtheile, sei es des Verkäufers, sei es des Käufers, u. s. w. genehmigt, und nachdem die Zeiten sich verändert, hat das Gesetz dies Alles wieder verdammt. Es ist mit dem Eigenthum wie mit dem Menschenleben umgegangen und hat sich unter jedem Breitengrade oder in jeder Jahreszeit selbst widersprochen.

Welches wäre demnach die sociale Moral?

Als Voltaire seine Henriade mit den Versen begann:

„Singen will ich dem Heros, der einst Frankreich beherrschte
Durch der Eroberung Recht, wie durch das Recht der Geburt“ —

da dachte der furchtbare Neuerer wohl nicht daran, dass er etwas ganz Veraltetes niederschrieb. Heute wird das Recht der Geburt bestritten, das Recht der Eroberung geleugnet.

Vielleicht, wenn wir den Menschen, anstatt in der Gesellschaft, in der Familie betrachten, welche die Grundlage der Gesellschaft ist, bewegen wir uns dann auf einem sicherern Boden; hier finden wir ohne Zweifel beständigere Sitten, Gesetze, die sich weniger widersprechen, sich weniger gegenseitig bekämpfen. Auch hier soll unsere Hoffnung getäuscht werden. Es gibt nichts Verschiedeneres in Gesetzen wie in Sitten, als die Beziehungen des Mannes zur Frau. Es genüge, an die Gemeinschaft der Frauen in Sparta, an die Polygamie im Orient, an die gesetzliche Ueberlieferung der hörigen oder der gefangenen Jungfrau, an den Feudalherrn, an gesetzliche Prostitutionen, an Verehelichungen zwischen Bruder und Schwester zu erinnern, welche geheiligt und wiederum verabscheut waren. Die Ehescheidung wurde gestattet, dann aufgehoben. Es gibt Länder, wie z. B. die Moldau, wo man sich fünf Mal

scheiden lassen kann; andere, wo es den Wittwen verboten war, ihre Gatten zu überleben. Das Gesetz bestimmt auf verschiedene Weise die Vorbedingungen zur Ehe. Bei den Römern allein gab es z. B. drei Arten ehelicher Verbindungen; anderswo hat sich das Gesetz mit dieser Frage gar nicht beschäftigt, es hat die Ordnung einer so ernsten Angelegenheit der Kirche allein überlassen. Es bestimmt die Rechte der Gatten in einer Stufenleiter, welche von der absoluten Gewalt des Mannes über die Frau bis fast zur vollständigen Gleichheit Beider führt. Auch die Rechte und Verpflichtungen der Eltern hat es verschiedenartig festgesetzt und geht vom Recht über Leben und Tod, das es bei den ersten Römern dem Vater über seine Kinder gewährt, bis zu der bei uns gültigen Verpflichtung, dieselben zu ernähren, zu unterrichten, zu erziehen. Das Recht der Kinder ist ebenfalls verschieden festgestellt: für die natürlichen Kinder z. B. ist das Aufsuchen des Vaters hier untersagt, dort gestattet; und auch die Verpflichtungen der Kinder gegen ihre Eltern seit der Zeit der Barbaren, welche ihre Väter tödteten, um ihnen die Trübsal des Alters zu ersparen, oder die sie aufassen, um sie in einem ihrer würdigen Grabe zu bestatten, haben mannigfaltige Wandlungen erfahren.

Auch die Art und Weise, wie der Mensch seine Pflichten gegen die Natur, seine Pflichten gegen Gott verstand und ausübte, war nicht minder verschieden. Den Hindus gilt es als ein Verbrechen, an etwas zu rühren, was Leben gehabt; um so mehr ein lebendes Geschöpf zu misshandeln. Anderswo machte man sich ein grausames Spiel aus dem Vernichten, und zwar des Vergnügens halber, um der egoistischen Freude willen, seine Menschenallmacht zu bethätigen; und die wenig gefahrvolle Jagd auf wehrlose

Thiere war zu Zeiten oder ist noch das Privilegium des Adels. Heisst es doch das edle, das königliche Waidwerk. Daneben existiren heute Thierschutzvereine, und ein Gesetz bestraft die Thierquälerei.

Nun erst die religiöse Moral, deren Ausübung zu den seltsamsten Gebräuchen, zu den erstaunlichsten wie zu den widerspruchvollsten Gesetzen geführt hat! An dem einen Orte hat man Gott durch den Cultus des Priapus, durch Prostitutionen, durch die Verherrlichung des Fleisches, anderswo durch die Abtödtung des Fleisches zu ehren geglaubt; die Einen trugen in ihren Processionen den Phallus umher, wie Andere das Kreuz. Man glaubte Gott durch Menschenopfer zu gefallen, und die Anbeter Desjenigen, welcher gesagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", haben auf diese greulichen Menschenopfer die Ausrottung der Ungläubigen folgen lassen, und die Göttergestalt aus Weidengeflecht durch Scheiterhaufen für Ketzer oder Juden ersetzt.

IV.

Es gäbe eine lange Geschichte, wollte Jemand die religiösen Gebräuche und Verschrobenheiten der Nationen erzählen. Aber es gäbe auch eine lange Geschichte, sollten wir nur die Wandlungen der Gesetze und Sitten vom Gesichtspunkte der Moral aus erzählen. Begnügen wir uns mit dem flüchtigen Bilde, das wir gezeichnet haben. Auch sind es nicht die sonderbaren Einzelheiten, welche uns hierbei interessiren, sondern es ist das Factum der bis zur augenscheinlichsten Unvereinbarkeit getriebenen Nichtübereinstimmung so vieler Sitten, so vieler Gesetze, sowohl unter einander, als in Rücksicht auf das, was die Moral uns lehrt. Ist die Moral also nur eine leere Convention,

eine Falle für tugendhafte Leute zum Vortheile der Schurken? und heisst man die ersteren nur, um sie zu trösten, tugendhaft, und die anderen Schurken? Treten wir in die Schulen, befragen wir die Lehrer; wir werden doch endlich die Wahrheit erfahren müssen.

Die Wahrheit? Vielleicht gibt es eine Schule, die sie besitzt; aber welche? Denn was auch hier fehlt, das ist die Einheit. Die Schulen trennen, widersprechen und bekämpfen sich noch mehr als die Gesetze, noch mehr als die Sitten.

Aber glauben Sie nicht, meine Damen und Herren, dass Sie uns jetzt in das unentwirrbare Labyrinth einer endlosen Geschichte folgen müssen, aus welcher wir, wenn wir einmal eingetreten, uns nicht mehr herausfinden möchten. Nein, wir wollen sie auch nicht einmal in grossen Zügen zusammenstellen, die Geschichte der Moralphilosophie, ebenso wenig wie wir Willens waren, die Geschichte der Gesetze und die der Sitten darzustellen oder nur zusammenzufassen. Wir erheben einen Einwurf gegen die Moral, gestüzt darauf, dass ihren Grundsätzen die allgemeine Anerkennung fehlt; der Einwurf wird um so stärker klingen, als er dem Anscheine nach sich auf die Geschichte gründet und an sich weder Geschichte noch Philosophie ist. Einen endlosen Wirrwarr, das Schauspiel eines Kampfes darstellen, aus dem nur dichte Staubwolken sich erheben, die den Blick verdunkeln, einen auf's Gerathewohl zusammengeschleppten Haufen von Thatsachen vor uns aufthürmen, heisst das sich auf die Geschichte gründen? Und nicht zwischen den Principien und ihrer Anwendung unterscheiden, heisst das philosophisch verfahren? Die Geschichte aber und diese Philosophie, wenn sie geschrieben wären, würden jenen Einwurf zurückweisen und ihn auf Nichts reduciren.

Eine Geschichte der Sitten würde denselben Schritt vor Schritt, von Volk zu Volk und von Jahrhundert zu Jahrhundert nachgehen; sie würde ihre Phasen studiren, den Sinn ihrer Wandlungen bestimmen, und sie uns zeigen, wie sie in einer Richtung vorgehen, einem Ziele zuschreiten, nach einer Form streben, dem Guten. In ihren Fortschritten würde die Geschichte die Einheit entdecken, in dem Gesetze ihrer Bewegung, in dem Streben nach Verwirklichung eines höheren Gedankens, eines Ideals. Es gibt ein Leben der Kindheit, ein Leben der Jugend, ein Leben der Reife; und es gibt Nationen, welche noch in der Kindheit, andere, welche in der Jugend, und wieder andere, die in der Reife stehen. Die Verschiedenheit ihrer Gebräuche darf uns nicht überraschen, und wunderbar wäre es, wenn sie nicht verschieden wären.

Eine Geschichte der Gesetze, welche diesen eben so Schritt vor Schritt nachginge, würde denselben Fortschritt nur um so augenscheinlicher zeigen. Ist der Weg vom Krieg zum Frieden, von der Sklaverei zur Freiheit, vom Vorrecht zur Gleichheit, von der Dictatur zur Gerechtigkeit nicht unverkennbar? Hat Jemand zu irgend einer Zeit gesagt, dass gegenseitiger Hass besser ist als gegenseitige Liebe? Ist man etwa noch uneinig über das zu erstrebende Ziel, und dieses Ziel, ist es nicht die Herrschaft der Freiheit, der Bruderliebe, d. h. des Guten. Der Fortschritt, welcher in einer Geschichte der Sitten, in einer Geschichte der Gesetze so augenscheinlich wäre, würde uns noch mehr in einer Geschichte der philosophischen Schulen überraschen. Lassen wir die Verneiner der Moral bei Seite. Es ist klar, dass zwischen ihnen und uns Anderen keine Uebereinstimmung zu suchen ist, und ich nehme nicht an, dass die Skeptiker ihren Pyrrhonismus auf den Wider-

spruch zwischen Bejahern und Verneinern gründen, sondern auf den Widerspruch, welchen sie unter den Bejahern sehen oder zu sehen glauben. Lassen wir also diejenigen bei Seite, welche nicht anerkennen mögen, dass es ein Gutes gibt, und sehen wir zu, ob die verschiedenen Ansichten, welche über die Natur des Guten ausgesprochen worden, sich widersprechen oder partielle Ansichten sind, welche sich gegenseitig vervollständigen.

Das Wissen, von welchem Plato den Lebenswandel abhängig macht, kann möglicherweise nicht hinreichen; folgt etwa aus dieser Unzulänglichkeit, dass die Kenntniss des Guten nicht der Ausübung desselben vorangehe? — Das Gute kann, wie Aristoteles will, in der Mitte zwischen zwei Extremen stehen, ohne seinem Wesen nach es zu sein. — Für die Stoiker wie für die Epikuräer besteht das Gute darin, der Natur zu folgen, welche diese in die Empfindung, jene in die Vernunft setzen; könnte sie nicht die der Vernunft untergeordnete Empfindung sein, und das Gute wäre dann das Glück als eine gerechte Folge der Tugend? Kant hat diese Uebereinstimmung gesehen; Jouffroy gleichfalls, ausserdem bestimmt er, wie sie, das Gute eines Wesens durch die Natur dieses Wesens. Andere setzen es in die Nachahmung Gottes, das heisst in das Trachten nach Vervollkommnung. Andere in die Einheit mit Gott, das heisst in die Vollkommenheit selbst. Sind dies Dinge, die sich gegenseitig widersprechen oder die im Widerspruch stehen mit der Vollendung einer Natur, welche ihren Anfang und ihr Ende in Gott hätte? Andere setzen das Gute in den Gehorsam gegen Gott: Nur weil sie darin ein willkürliches Gebot Gottes sehen? dann ist dies eine Moral, welche mit der auf die Vernunft gegründeten nicht übereinstimmt; — oder weil Gott für sie

der Begriff des Guten ist und ihnen die Vernunft sagt, dass man Gott gehorchen müsse? — Andere behaupten, dass ein Gefühl, die Liebe Gottes oder die Liebe des Guten selbst oder die Sympathie u. s. w. den Lebenswandel beherrsche; wer entscheidet darüber, wenn nicht die Vernunft? — Das Gleiche gilt von dem wohlverstandenen Interesse, denn wer beurtheilt dasselbe? Das Gleiche von der Erziehung, von der Staatsverfassung oder vom Glauben als Quellen der Moral, als Motive unserer Handlungen; denn wer beurtheilt die Motive? — Alle, Alle, sage ich, leugnen entweder das Gute oder, auf welchen Standpunkt sie sich auch stellen, um die Natur des Guten zu bestimmen, gründen es, sie mögen sich Rechenschaft darüber geben oder nicht, auf die Vernunft.

Hier wäre schon eine sehr bemerkenswerthe, sehr bedeutende und in der That wesentliche Uebereinstimmung, denn sie betrifft das Princip selbst. Hier hätten wir unter anscheinender Verschiedenheit die tiefe Einheit. Gott gehorchen, sich mit Gott Eins fühlen, aus Liebe zu Gott, aus Liebe zum Guten handeln, seiner Vervollkommnung nachstreben, der Natur folgen, das Glück suchen, das Glück vernachlässigen, um es nur der Tugend zu verdanken: Alles zielt nach der einzigen, aber fasslichen Doctrin, dass es ein Moralgesetz gibt, eine Regel für unser Thun, ein Gutes, dessen Begriff in der Vernunft liegt, die dasselbe unserem freien Willen vorschreibt, indem die ewige Weisheit die Vervollkommnung unserer Natur, die Verwirklichung unserer Bestimmung, die Vollendung unseres Wesens, die Einheit mit Gott uns selbst anvertraut. Und das würde die Philosophie nachweisen, sie würde die Principien von deren Anwendung unterscheiden.

Das Gute, vom Gesichtspunkte der Moral, ist nicht

die Folge einer That, sondern ein Charakter der Handlung, und nicht einmal der Handlung, sondern des Willens: das Gute ist ein gutes Wollen. Es ist ein Schrei des allgemeinen Gewissens, dass es ein gutes Wollen gibt, dass der Wille zum Guten das gute Wollen ist, selbst dann, wenn man sich guten Glaubens über das, was man wollen soll, täuschte; dass wer das Gute will, ein guter Mensch ist, und das Glück verdient. Nicht genug, dass es dieses Princip allgemein bejaht, das Gewissen entdeckt auch in der Vernunft, in der dem Menschen natürlichen Vorstellung vom Guten, die Formen desselben. Es bejaht überall, dass es gut ist, sich zu unterrichten, Prudentia, dass es gut ist, sich selbst zu beherrschen, seine Leidenschaften der Vernunft unterzuordnen, Temperantia; gut, frei sein zu können und seine Menschenwürde zu behaupten, Fortitudo; gut, den Leib zu pflegen, zu stärken, in gewissem Maasse zu schmücken; gut, gerecht zu sein und Anderen nicht zu thun, was man von Anderen nicht erdulden möchte, es sei denn im Falle legitimer Nothwehr; gut, barmherzig zu sein und Anderen zu thun, was man von Anderen empfangen möchte; gut, sein Weib zu lieben, seine Kinder zu erziehen, seine Eltern zu ehren; gut, in den niedern Geschöpfen den Schöpfer zu ehren, nicht aber ihr eigenes Recht, da sie keine Personen sind, woraus für uns das Recht hervorgeht, sie für unsere Bedürfnisse nutzbar zu machen; gut, dem Schöpfer die Anbetung zu zollen, welche das Geschöpf ihm schuldig ist. Das menschliche Gewissen, welches über jede dieser Formen des Guten nur eine Stimme hat, schwankt nur, wenn es die Vermittlung des einen Guten mit einem andern Guten betrifft.

Man spricht über die Verschiedenheit der moralischen Urtheile und der moralischen Handlungen? Es ist viel-

mehr ihre Uebereinstimmung, welche mich überrascht. Die Uebereinstimmung existirt in allen wichtigsten Punkten; warum nun hartnäckig unsere Augen von den wichtigsten Punkten auf Nebenpunkte ablenken? Montaigne sagt, dass es keine natürlichen „ewigen und unveränderlichen Gesetze“ gebe, und nun fordert Ihr, dass wir Euch mindestens ein Gesetz dieser Art zeigen. Nur eines? das wäre wenig, hier sind fünfzehn, zwanzig.

Man gibt zu viel auf das beschauliche, oder zu viel auf das thätige Leben, aber man weiss wohl, dass für das eine wie für das andere Platz vorhanden ist; man gewährt oder verweigert den Leidenschaften zu viel, aber man weiss, dass man sie regeln muss; man hat zu viel Stolz oder zu viel Demuth, aber man weiss, dass man seine Würde ohne Hochmuth behaupten muss; man ist zu nachgiebig oder zu streng gegen den Leib, aber man weiss, dass man ihn pflegen muss, ohne ihm die Herrschaft zu überlassen; man verabscheut den Selbstmord, aber man bewundert die Aufopferung des Lebens für eine Idee, für ein öffentliches Interesse, für eine Pflicht; denn es ist nicht der Muth, es ist der Egoismus, den man beim Selbstmord verurtheilt. Man tödtet, und man weiss, dass geschrieben steht: „Du sollst nicht tödten“, aber man weiss, dass die Tödtung im Falle legitimer Vertheidigung kein Mord ist, oder wenn das Verbrechen des Mordes auch vorliegt, der Angreifer der Verbrecher ist. Zu wie vielen blutigen Missbräuchen hat diese so wichtige und so richtige Unterscheidung nicht Veranlassung gegeben! Jener Fanatiker, welcher Ketzer oder Ungläubige ausrottete, glaubte die Menschheit gegen ihre schlimmsten Feinde, gegen Seelenvergifter zu vertheidigen. Alle Gesetze, deren Ausführung so vielen Menschen das Leben kostete, gingen von dem wohl oder übel

verstandenen Interesse der Nation selber aus, von welcher sie so viele Menschenopfer forderten. Man bemächtigt sich des Eigenthums Anderer? Man täuscht sich über das Band, welches das Eigenthum mit der geheiligten Freiheit der Person verbindet. Man bemächtigt sich der Personen und ganze Civilisationen haben von der Sklaverei gelebt? Die Sklaven waren ursprünglich Besiegte, welche von ihren Siegern verschont wurden, die ihrem Tode eine nutzbringende Knechtschaft vorzogen. Die Sklaverei erklärt sich aus dem Kriege, der Krieg aus dem zu jeder Zeit vom Gewissen verdammten Ehrgeiz bei den Einen, und aus dem Rechte der Vertheidigung bei den Anderen. Das übertriebene Recht der Vertheidigung war das Recht des Mordens, das Recht der Unterjochung. — Es werden hundert Formen der Ehe angeführt. Was liegt an den Formen, die nur bis in's Unendliche veränderliche Modalitäten der Intervention der Gesellschaft bei dem von ihr geheiligten Bande sind? Dieses Band hat seine natürlichen Regeln, und der Gatte, welcher sie verletzt, gleicht einem Reichen, welcher seinen Reichthum missbraucht: Unschuldig vor den Gerichten, ist er es nicht vor dem allgemeinen Gewissen. — Du sollst Vater und Mutter ehren. Wie viele Arten sie zu ehren gibt es, je nach den Vorstellungen, die man sich davon macht? Diejenigen, welche sie auffassen, ehrten sie damit, wenn sie es in der Absicht einer Ehrenbezeugung thaten. Man weiss, dass man für alle Güter dieser Welt Gott die Ehre geben soll, und so that man es auch für sexuelle Kräfte:

Aeneadum genitrix, hominum divumque voluptas,
Alma Venus!

daher jene unreinen Verirrungen, jene Scheusslichkeiten in der Gottesverehrung so mancher Völker.

Man weiss, dass man dem Schöpfer nöthigenfalls das Theuerste auf Erden opfern muss, und man brachte ihm Menschenopfer dar. Wer erkennt hier nicht trotz der irrthümlichen Anwendung die Wahrheit des Princips? Man hat nicht begriffen, dass Gott sein Leben opfern nichts Anderes bedeutet als der Pflicht sein Leben opfern.

Wie viel Dinge sind falsch verstanden worden und wie viele Irrthümer gibt es in der Anwendung; aber welche Festigkeit, welche Einheit im Princip! Ohne Frage, wenn das Gewissen eine Art „göttlichen Instincts“ wäre, ein unfehlbarer Richter oder vielmehr mystischer Offenbarer der wahren Moral, dann wäre die Verschiedenheit in der Anwendung des Princips unerklärlich. Wenn dies das System ist, nach welchem der Einwurf des Skepticismus zielt, so wäre dieser Einwurf stark genug. Aber dies wird nicht von der Moral gelehrt. Das Gewissen gibt die Principien, es ist Sache der Ueberlegung, sie auf ihre Gefahr hin anzuwenden. Gott hat dem Gesetze des Fortschritts, der mühsamen Arbeit des Menschen, nichts von dem entziehen wollen, was dem Menschen gehört, die Kenntniss des Guten und des Bösen ebenso wenig wie alles Uebrige.

Die Handlungen sind nicht gut oder böse an sich, sondern je nach ihrer Beziehung zu einem allgemeinen Guten, in welchem Alles aufgeht; daraus folgt die Nothwendigkeit, sich Rechenschaft darüber abzulegen, auch wenn der Irrthum dabei nicht ausgeschlossen ist, ob im gegebenen Falle eine Handlung gut oder böse sein wird. Wir stellen keine Betrachtung über ein Gesetz an, ohne dass uns dasselbe unter gewissen Umständen als gut oder als schlecht erscheine. Dies gilt von dem Gesetz über den Gottesfrieden, von demjenigen über das Gottesgericht als Begründung des Zweikampfes, von dem Gesetz, welches

bei den Israeliten die bei uns verbotene Ehe des Bruders mit der verwittweten Schwägerin vorschrieb, u. s. w. Aehnliche Beispiele würden sich zu Tausenden finden. — Fügen wir noch hinzu, was Cicero die Grade des Guten nennt. Die Erhaltung des Gleichgewichts oder der wahren Harmonie zwischen den verschiedenen Pflichten ist eine kunstvoll abzuwägende Aufgabe: Soll man in einem gegebenen Falle der Pflege des Leibes mehr oder weniger gestatten, dem Studium, der Jagd, dem Kriege, dem Ehrgeiz, der Liebe mehr oder weniger Spielraum gewähren? Darüber entscheiden die Umstände.

Die Umstände erklären also eine erste, sehr berechtigte Verschiedenheit, nicht in den Principien, sondern in der Anwendung derselben. Eine zweite, minder berechtigte Verschiedenheit erklärt sich aus eingewurzelter Gewohnheit und aus dem aus ihr entstehenden Vorurtheil; eine dritte, noch minder berechtigte aus der Leidenschaft, die so erfinderisch ist in der Selbsttäuschung, selbst da, wo ein Irrthum nicht möglich zu sein scheint, um so mehr demnach in zweifelhaften Materien, wo der Irrthum so natürlich ist. Eine vierte Verschiedenheit endlich, die wichtigste, bedeutsamste, und welche der Skepticismus um so weniger anfechten sollte, als sie gegen ihn spricht, erklärt sich gerade aus der langsamen, aber merklichen Entwicklung des moralischen Gewissens, aus dem Gesetze des Fortschritts.

V.

Aus dem Gewirre so zahlreicher Verschiedenheiten in der Anwendung treten wie von selbst universelle Principien zu Tage; aus dem Gewirre theoretischer Abweichungen

ersteht eine Theorie, welche alle Systeme umfasst, ein gemeinsamer Boden für die Moral.

Diese Wissenschaft der Moral, die Wissenschaft des Guten und des Bösen, ist zugleich diejenige der menschlichen Bestimmung: es existirt die engste Beziehung zwischen der Bestimmung eines Wesens und seinen Pflichten. Aber die Pflichten des Menschen! Die Bestimmung des Menschen! Wie viele practische und theoretische Widersprüche über diese so schwierigen Probleme gibt es! Die Verschiedenheit der Gesetze und der Sitten, heisst es, zeugt von der Verschiedenheit der Doctrinen: So viele Doctrinen, so viel Religionen, so viel Philosophien, alle von einander abweichend und unter sich unverträglich, widerstreitend, sich bekämpfend, sich gegenseitig vernichtend..... — Dies aber ist nicht der Fall. Alle haben sie einen gemeinsamen Boden und sind in ihrem Widerstreit nur abwehrend und ausschliesslich gegenüber gewissen Theilen der Wahrheit, durch Uebertreibung derjenigen Theile, welche allgemein anerkannt sind. Man betrachte sie in der Nähe und man wird die Einheit unter dieser scheinbaren Verschiedenheit entdecken.

Mit der ursprünglichen Einheit der Moral ist die von ihr vorausgesetzte Einheit der Doctrin, einer philosophischen oder auch religiösen Doctrin, verbunden; ich verstehe darunter jene Basis einer universellen, natürlichen Religion des Menschengeschlechts. Diese hängt mit der Moral zusammen wie die Bestimmung des Menschen mit seinen Pflichten, und zwar so sehr, dass man seine Bestimmung aus seinen Pflichten, wie seine Pflichten aus seiner Bestimmung ableiten kann, und dass es logischer Weise ebenso wenig zwei wesentliche Doctrinen über den Menschen als zweierlei Moral gibt. Jede Religion, wie jede

Philosophie, welche dieser wesentlichen Moral widerspricht, ist falsch. Die Doctrinen, welche ihr nicht widersprechen, weichen in der Anwendung ab; sie lassen mit möglichen Irrthümern verschiedene Maasse der Wahrheit, verschiedene Stufen des religiösen, des philosophischen, des moralischen Fortschritts zu. Aber es ist dies immerhin die Verschiedenheit in der Einheit, und auf dieser Einheit beruht und in ihr bestätigt sich zugleich unser natürlicher Glaube an das Gute.

Die

deutschen Rechtssprichwörter.

Von

Eduard Osenbrüggen,

Professor an der Universität in Zürich.



BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1876.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Die Sprichwörter eines Volks enthalten ein gutes Stück seiner Nationalweisheit. Das deutsche Volk ist reich an Sprichwörtern, wie die veranstalteten Sammlungen zeigen und wie sich jeder überzeugt, der im täglichen Verkehrsleben darauf achten will. Wird im Norden Deutschlands etwas besprochen oder erzählt, so ist man sicher, dass einer aus der Gesellschaft die Quintessenz des Ganzen oder eine Auffassung der Sache in einem Sprichwort wiedergibt. Ja, heisst es, „Aller Anfang ist schwer", auch wohl mit dem pikanten humoristischen Zusatz „sagte der Dieb und stahl einen Amboss." Ein eigener Zug aber ist es, dass man aus der reichen Fülle der deutschen Sprichwörter ohne Mühe auch die schnurstracks sich entgegenstehenden Dinge mit Sprichwörtern belegen kann. Dem Satze „Jugend hat keine Tugend" steht gleichberechtigt gegenüber „Alter schützt vor Thorheit nicht." Manche, gerade der landläufigen Sprichwörter sind auch sehr gefährlich. Die bedenkliche Moral in „Einmal ist keinmal" ist eben so bequem als der Satz zungengerecht, und durch den Trost „Gedanken sind zollfrei" hat sich schon mancher in's Unglück gebracht.

Diese beiden Sätze hat man auch für das Rechtsgebiet verwendet und also zu Rechtssprichwörtern gemacht. „Einmal ist keinmal" soll, wenn es auch hier nicht entstanden ist, auf die peremtorische Natur der dritten Ladung zu Gericht hinweisen und bedeuten, dass sich

noch nicht an seinen Rechten versäumte, wer auf die erste Ladung nicht erschien. Aber wahr ist der Satz doch nicht, denn wenn „einmal" keinmal wäre, so folgte darauf nicht „dreimal"; man kann nicht zählen: keinmal, zweimal, dreimal.

Der Parömie „Gedanken sind zollfrei" gleichbedeutend ist der Rechtssatz des römischen Juristen, dass der blosse Gedanke nicht straffällig sei, sondern erst der objectivirte Wille. Die Rechtsordnung wird nicht schon verletzt durch den blossen Gedanken, auch nicht wenn der Gedanke Wille geworden ist, sondern der Wille muss aus dem Innern in die Aeusserlichkeit getreten sein. Anders ist es mit der Sittlichkeit. Zur Unsittlichkeit ist die Handlung nicht erforderlich, daher hat man jenem durch seine Kürze so greifbaren und bequemen deutschen Sprichwort auch den Zusatz gegeben „aber nicht höllenfrei". Allein nicht blos wegen dieser Divergenz von Recht und Sittlichkeit ist das Sprichwort gefährlich, sondern in schönster Weise ist die Gefahr in einer anderen Richtung gefasst in Wallensteins Monolog:

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müsste
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege blos mir offen hab' gehalten?
Beim grossen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschloss'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken blos gefiel ich mir —
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,

Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir und eine Mauer
Aus meinen eig'nen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt'.
— In meiner Brust war meine That noch mein,
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht."

Die letzten Verse entsprechen dem deutschen Sprichwort: „Wenn der Stein aus der Hand ist, so ist er des Teufels." Der Dichter hat trefflich das Thema variirt, dass der Gedanke Kern und Keim der That sei, und dass der Mensch sich hüten müsse, den rechtswidrigen Gedanken werden zu lassen. In einer von der jetzigen Lehre des deutschen Strafrechts vom Versuch des Verbrechens freilich abweichenden Weise ist die Fortbewegung des Gedankens auf der Bahn zu seiner Verwirklichung in verschiedenen altdeutschen Rechten erfasst, wenn es z. B. heisst, wer einen Stein aufhebe und würfe, um einem Anderen zu schaden, aber nicht treffe, der solle „verbessern einen todten Mann" und sogar: wer im Frevel ein Messer oder ein Schwert zucke, oder einen Stein aufhebe, aber nicht werfe, der solle das auch „büssen als einen todten Mann". *)

Diese Bemerkungen, zu denen das Sprichwort „Gedanken sind zollfrei" hinführte, zeigen, wie dasselbe dem Rechtsgebiete zufällt, und seine kurze Betrachtung möge

*) Mein alamannisches Strafrecht, S. 146.

die Bahn zur Würdigung der deutschen Rechtssprichwörter öffnen.

Die Rechtssprichwörter haben in der Rechtspflege von jeher, und früher im hohen Grade Bedeutung gehabt. Im Reineke Vos (I, 3) tritt der Dachs für seinen Ohm Reineke als Vertheidiger vor dem zu Gericht sitzenden König Nobel auf und gebraucht sehr passend Rechtssprichwörter, beginnt gleich mit „Des vyendes munt schaffet selden vrôm", um von vorneherein die Wahrhaftigkeit des Klägers Isegrim bei den Zuhörern zu verdächtigen. Ein gelehrter Erklärer *) der Rechtsalterthümer im Reineke Vos bemerkt hiezu: Man sollte glauben, der rechtsgelehrte Dachs habe die Process-Cautelen eines alten deutschen Juristen studirt, in denen es heisst: „Wann dieselben Männer ufgestanden, so sage Inen, worauf deine Sache stehet, und wo du kannst ein Sprichwort anhengen, so thue es, denn nach Sprichwörter pflegen die Bauren gerne zu sprechen." Diese Hinweisung versetzt uns auf die Pflanzstätte der populären Rechtssprichwörter, in die Zeit der volksthümlichen Rechtspflege, der Schöffengerichte. In einem Richter-Collegium der Gegenwart wird ein Anwalt nicht häufig ein Sprichwort gebrauchen, sondern er versucht in seinen Ausführungen mit Rechtsregeln zu operiren; bei den Schöffen machte das zweckmässige Anbringen eines durch seine Form, oft Reimform, ansprechenden und auch pikanten Rechtssprichworts leicht einen bestimmenden Eindruck. Auch wenn das von verschiedenen Seiten so sehr empfohlene „Laienelement" in den deutschen Gerichten zu einer stärkeren Geltung gekommen sein wird, haben wir damit die alten Schöffen, die Rechtsfinder, nicht wieder. Der

---

*) Dreyers Nebenstunden, S. 65.

Name allein thut es nicht. Die fortgeschrittene Rechtswissenschaft lässt sich nicht exiliren.

In den Zusammenstellungen und Bearbeitungen der deutschen Rechtssprichwörter ist auf die Bildungsgeschichte derselben viel zu wenig eingegangen. Ueberflüssig wäre das aber gar nicht, sondern kann der richtigen Auffassung gar sehr dienen. So ist ein sehr wichtiges Rechtssprichwort: „Willkür bricht Stadtrecht, Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht gemein Recht.“ In diese Form kann die Parömie erst gekommen sein, als schon die fremden Rechte, zumeist das römische Recht, als subsidiär in Deutschland aufgenommen waren und den grössten Theil des gemeinen Rechts ausmachten. Im sächsischen Weichbild findet sich noch die kurze Form: „Wente gelovede brict allerhande recht, dar man dat getügen mag.“

Die historische Forschung zeigt uns auch, dass manche gangbare Sprichwörter einst eine ganz andere Form hatten. So ist das derbe „Feindes Mund schilt jeden einen Hund“ nichts anderes als der angeführte Satz des Dachses „Des vyendes munt schaffet selden vrôm“, oder wie wir schon im Spruchgedicht Freidank (aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts) lesen: „Eines viendes munt lobet mich ze keiner stunt.“ Das bekannte Wort: „Gelegenheit macht Diebe“ lautet im Freidank: „State machet manegen Diep“, und der in processualischer Beziehung nicht unwichtige Satz, dass das Zeugniss einer in Dienstabhängigkeit stehenden Person für ihre Herrschaft verdächtig sei, den wir in der Fassung kennen: „Wess Brot ich esse, dess Lied ich singe“, ist sehr alt, denn in einem Gedicht des Mittelalters heisst es: „Die alten sprüche sagent uns daz: swes brot man essen wil, des liet sol man auch singen gerne.“ Der allenfalls den Rechtssprichwörtern zufallende

Satz: „Gezwungener Dienst hat keine Kraft", lautete ehemals: „Betwungen Dienst ist unwert." Dass das schöne Wort: „Bei Gewalt soll Gnade sein", von jeher gewürdigt wurde, zeigen dessen Anführungen bei Dichtern. *)

Dass Sprichwörter in alternder Form modernisirt sind, um sie wieder mundgerecht und allgemeinverständlich zu machen, dagegen wäre nichts einzuwenden, aber man ist dabei mit grosser Willkür verfahren. In einer Predigt Bertholds von Winterthur aus dem 13. Jahrhundert heisst es: „Der da verhilt, der ist ein diep als wol als jener, der da stilt." Dass man den wichtigen Satz in die knappe Fassung gebracht hat: „Hehler wie der Stehler" ist nur zu loben, wenn aber in der grössten (der münchener) Bearbeitung **) der deutschen Rechtssprichwörter 15 Modificationen aufgeführt und gezählt werden, als wären es 15 Sprichwörter, so ist das Missbrauch. Wozu neben einander: „Hehler ist wie der Stehler" und „Hehler sind Stehler"?

Um die Rechtssprichwörter richtig zu würdigen, ist es vorerst nothwendig, solche Rechtssätze und Rechtsregeln abzusondern, welche nicht durch Form und Färbung legitimirt sind. In der erwähnten grossen Sammlung ist das viel zu wenig geschehen.

Suchen wir dann nach einer obersten Eintheilung der wirklichen Rechtssprichwörter, so werden dem Juristen unwillkürlich zwei grosse Gruppen zum Vorschein kommen,

---

*) Mone im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1834, S. 29.

**) Deutsche Rechtssprichwörter — gesammelt und erklärt von Ed. Graf und Math. Dietherr. Nördlingen 1864. Vgl. meine Recension in der „kritischen Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" V. (München 1863), S. 571 ff.

die populären Rechtssprichwörter und solche, die nur von den Juristen ganz verstanden werden. Dabei ist es denn freilich recht gewöhnlich, dass ein Jurist ein ganz landläufiges Sprichwort besser zu erklären und nach seinem Werth zu würdigen vermag als der Laie.

I. Unter den populären deutschen Rechtssprichwörtern sind mehrere wegen ihrer Wahrheit und Stichhaltigkeit auch in den Rechten anderer Völker ausgesprochene Sätze. Dahin gehört: „Glücklich ist der Besitzer“ — beatus possessor. Der so volksthümliche Satz hat in seiner juristischen Bedeutung nichts zu thun mit dem Streben der Menschen nach Glücksgütern und wird auch nicht widerlegt durch die Erfahrung, dass Reichthum allein nicht glücklich macht, wie schon der römische Dichter Horaz sagte: „Nicht mit Recht dürftest du den, der viel besitzt, glücklich nennen.“ Den Juristen versetzt vielmehr der kurze Satz auf den Boden des Processes, wo der Beklagte, welcher den Besitz einer angesprochenen Sache hat, bis auf Weiteres einen bedeutenden Vortheil geniesst, indem er sich nur abwehrend verhalten kann und dem Kläger der Beweis seines besseren Rechts obliegt, wenn er aber diesen Beweis nicht zu führen vermag, so macht den Beklagten die Thatsache des Besitzens glücklich. Sehr treffend sagen daher auch die Engländer: „Besitz ist $^{9}/_{10}$ vom Recht“, und wenn auch nicht in processualischer Beziehung gebraucht, lässt sich aus Wallensteins Monolog hieher nehmen: „Sei im Besitze und du wohnst im Recht.“

Nicht blos für den Process gilt der die Gleichheit der Parteirechte betonende Grundsatz, dass beide Theile gehört werden sollen, also auch dem Beklagten und Angegriffenen die Möglichkeit gegeben werde, sich zu verantworten, das Audiatur et altera pars. Wie sehr die Rich-

tigkeit und Wichtigkeit der Regel als Fundamentalsatzes der Gerechtigkeitspflege auf deutschem Boden anerkannt wurde, das zeigt die Reimform, in welcher sie früh als Inschrift von Gerichts- und Rathhaussälen verwendet ist. So erzählt Göthe in seinen Erinnerungen aus der Kindheit vom Rathhause, dem Römer, in Frankfurt: an der mittelsten Wand (des Sessionszimmers) in der Höhe las man die kurze Inschrift:

„Eines Mannes Rede
Ist keines Mannes Rede,
Man soll sie billig hören Beede."

Summum jus summa injuria ist ein gewichtiges Wort, welches Cicero im ersten Buch „von den Pflichten" ein schon in Jedermanns Munde gewöhnliches Sprichwort nennt. Nachgebildet ist die deutsche Form: „Zu viel Recht ist Unrecht", und der Satz gilt in gleicher Weise für Deutschland wie für Rom. Die nächstliegende Beziehung und Erklärung hat Cicero beigefügt, wenn er erzählt, ein Feldherr habe einen Waffenstillstand auf 30 Tage mit dem Feinde gemacht und dann des Nachts dessen Land verwüstet, weil, wie er sagte, der Waffenstillstand auf Tage, nicht auf Nächte abgeschlossen wäre. Deutlicher lässt sich die durch Pressen des Buchstabens entstehende Chicane nicht kennzeichnen. Wer in solcher oder ähnlicher Weise das Buchstabenrecht für sich verwenden will, der macht aus Recht Unrecht; das auf die Spitze getriebene Recht schlägt in Unrecht um. Man kann diesen Satz aber auch weiter verfolgen zu der Forderung hin, dass die Durchführung des Rechts, damit das Recht eine sittliche Macht bleibe, oft die von der Billigkeit dargereichte Hand nicht abweisen soll.

Die populären Rechtssprichwörter, welche seit langer

Zeit im Munde des Volks gelebt haben, sind gewöhnlich durch eine kurze, oft pikante Form kenntlich und wenn sie in der Reimform auftreten, so dient das dem leichten Behalten, der Mnemotechnik. Aus der Fülle nehme ich nur einige Beispiele.

„Was man schreibet das bleibet.“ — „Man hängt Keinen, man hätte ihn denn.“ — „Besser ein magrer Vergleich denn ein feisstes Urtheil“ (womit freilich die Advocaten gar nicht immer einverstanden sind), oder im bekannten Reim: „Wer will hadern um ein Schwein, der nehm' eine Wurst und lass' es sein.“ — „Gezwungen Eid ist Gott leid.“ — „Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.“

Der Sinn solcher Sprichwörter ist auch dem Nichtjuristen kein Räthsel, aber der Jurist weiss sie doch tiefer zu erfassen, z. B.: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter“, und das in die Lehre von der Verjährung führende: „Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht.“ Ferner: „Bürgen soll man würgen.“ Die subsidiäre Haftung des Bürgen kennt Jedermann, aber diese Form der Parömie weist zunächst in das Gebiet des altdeutschen Strafprocesses und auf die Frage nach dem Verhältniss des Bürgen zu dem von ihm verbürgten oder ausgebürgten Verbrecher oder vielmehr eines Verbrechens Angeklagten. Die volle Strenge, welche in der genannten Form der Parömie so ernst verkündet wird, ist übrigens nicht allgemeingültig gewesen für den Fall, dass der Bürge den Verbürgten nicht zur rechten Zeit vor Gericht stellte. Während Texte des Schwabenspiegels den Bürgen ganz dem Verbürgten gleichstellen, so dass es jenem an's Leben gehen konnte, — die äusserste auf dem Papier stehende Consequenz, das summum jus — ist dies nach dem Sach-

senspiegel nicht der Fall, sondern der Bürge hat das Wergeld und die Wette zu zahlen, und nach einer Stelle dieses Rechtsbuchs hatte, wenn der um Ungericht (Verbrechen) Beklagte vor dem Termin seines Erscheinens im Gericht gestorben war, der Bürge nur den Todten vor Gericht zu bringen und war dann ledig. *) Die volle Strenge findet sich bekanntlich in Schillers Ballade „Die Bürgschaft“: „Ich lasse den Freund dir als Bürgen, ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“ Da in diesen Versen „Bürgen soll man würgen“ wiederklingt, so ist es wahrscheinlich, dass dem Dichter, obgleich die Ballade sich auf griechischem Boden bewegt, die altdeutsche Strenge vorschwebte.

Wie dieses Sprichwort eine derbe Bestimmtheit hat, so auch andere. „Wo sich der Esel wälzt, da muss er Haare lassen“, soll den Gerichtsstand des begangenen Verbrechens bezeichnen, dass ein Verbrechen am zweckmässigsten da untersucht, abgeurtheilt und bestraft werde, wo es begangen wurde.

Weit grösser ist aber die Zahl derjenigen Rechtssprichwörter, welche eine sinnige Einfalt einschliessen.

„Wer will wohl und selig sterben, lässt sein Gut den nächsten Erben“ und „Gott, nicht der Mensch, macht die Erben.“ Es beruht zwar, wie wir wissen, nicht alle Erbfolge auf der Blutsverwandtschaft, aber es ist ein schöner Zug im Gefühl und in der Anschauung des deutschen Volkes, dass die nächsten Blutsverwandten nicht leicht als Erben übergangen werden sollen, dass ihr Erbrecht das natürliche sei, weil in der Innerlichkeit des Familienlebens ruhend. Diese Anschauung ist urdeutsch; es gab in alt-

---

*) Meine Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte, S. 176.

germanischer Zeit weder Testamente noch Erbverträge. — Es reiht sich hieran: „Der Nächste im Blut, der Nächste im Gut.“

Die Wichtigkeit des die Lebenseinheit der Ehegatten ausdrückenden Satzes: „Mann und Weib sind ein Leib“, erhellt daraus, dass sich derselbe in nahe verwandten Formen im mosaischen und römischen Recht, bei Tacitus in Beziehung auf die Germanen und im Schwabenspiegel findet. Tacitus sagt von den germanischen Frauen: „Sie nehmen einen Ehemann und es ist dann ein Leib, ein Leben.“ Man könnte hiernach glauben, dieser Geschichtsschreiber habe in seiner der Charakteristik der Germanen gewidmeten Schrift mit diesem kurzen Satz eine Verschiedenheit des germanischen und römischen ehelichen Lebens hervorheben wollen, aber die römischen Juristen betonen die Monogamie und die Lebenseinheit der Ehegatten bei den Römern stärker als es in den deutschrechtlichen Quellen geschehen ist: „Ehe ist die Verbindung von Mann und Frau, eine ungetheilte Lebensgemeinschaft enthaltend“ und: „Die Genossenschaft des ganzen Lebens, die Mittheilung göttlichen und menschlichen Rechtes.“ Aehnlich lauten Stellen bei römischen Historikern und Philosophen. Allein von derselben Zeit, in welcher die römischen Juristen eine Definition der Ehe gaben, welche fast ganz das Wesen der christlich-germanischen Ehe ausdrückt, wissen wir, dass die Ehescheidung ungemein leicht und gewöhnlich und der sittliche Charakter der Ehen in Rom nicht zu rühmen war. Der Philosoph Seneca sagt, dass edle Frauen nicht nach Consuln, sondern nach Ehemännern die Jahre rechnen und bezeichnen. Demnach können wir jene schönen Definitionen der Ehe nur als fromme Wünsche, dem wirklichen Leben gegenüber, nehmen und glau-

ben, dass Tacitus in dem angeführten Satze denn doch einen von ihm erkannten Gegensatz aus dem Leben der Germanen und der Römer habe hervorheben wollen. Hillebrand sagt sehr richtig: „Die Ansicht von der Lebenseinheit der Ehegatten ist weder im römischen noch im deutschen Rechte practisch vollständig durchgeführt worden; doch hat sie in diesem eine grössere Verwirklichung als in jenem gefunden.“ Eine solche Verwirklichung sehen wir besonders in den das Güterrecht betreffenden sprichwörtlichen Formeln: „Mann und Weib haben kein gezweites Gut zu ihrem Leib“, „Leib an Leib und Gut an Gut“, „Wem ich meinen Leib gönne, dem gönne ich auch mein Gut“, „Leib und Gut gehen mit einander.“

Die Dreizahl spielt im Leben nach verschiedenen Richtungen eine so bedeutende Rolle, dass es nicht auffallen kann, wenn sie auch im Recht, und gar nicht blos im deutschen Recht, eine Grundzahl ist.*) Fortwährend hört man: „Aller guten Dinge sind drei“, und dass dieser Satz im Rechtsleben und Gerichtswesen Wichtigkeit habe, ist schon vorher, bei Erwähnung des Sprichwortes: „Einmal ist keinmal“, angedeutet. Wer der dritten Ladung nicht folgt, am dritten Gerichtstage nicht erscheint, für den treten Rechtsfolgen ein, welche ihm dann freilich die „drei Dinge“ nicht zu guten Dingen machen, und das war im alten Recht noch weit stärker ausgeprägt als in der Gegenwart. Im strengen Schuldrecht der zwölf Tafeln hiess es von dem insolventen Schuldner: „am dritten der aufeinander folgenden Markttage mögen die concurrirenden Gläubiger, denen er zugesprochen wurde, Stücke von ihm hauen“, nämlich nach Verhältniss der Grösse der Forde-

*) Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, 207.

rungen, aber es ist noch hinzugefügt, dass es dann nicht gerade darauf ankommen soll, ob sie etwas mehr oder weniger abhauen.

Im altdeutschen und speciell altschweizerischen Gerichtsverfahren treten die drei, auch dreimal drei, Ladungen und die drei Dingtage besonders stark hervor, wenn gegen einen abwesenden Todtschläger processirt wurde. Als das Waffentragen der wehrhaften Männer noch sehr allgemein war, was in der Schweiz länger dauerte als in Deutschland, da kamen Todtschläge häufig vor. Weniger war es dann die Furcht vor der damals noch nicht allgegenwärtigen und allwissenden Polizei oder vor der öffentlichen Strafe, die den Todtschläger bewog, sich unsichtbar zu machen; der zwingende Grund lag vielmehr in der ihm drohenden Rache der Familie des Getödteten. Dieselben männlichen Personen aus der Freundschaft des Todten, welche diesen zu erben hatten, hatten ihn auch zu rächen; dies war ihr Recht und ihre Pflicht. Selbst wenn die Tödtung eine durch Nothwehr gerechtfertigte gewesen war, hatte sich der Todtschläger doch vor der Freundschaft, vor der Sippe des Entleibten zu hüten. Wenn nun das gerichtliche Verfahren gegen ihn eröffnet werden sollte, musste er zuvor zum Gericht geladen sein und ein Weibel hatte nach eröffnetem Gericht zu melden, dass er den „Sächer“ ordnungsmässig fürgeboten, dass er ihn „zu Haus und Hof“ zum Dingtage vorgeladen habe. Man unterschied nämlich die Ladung unter Augen, von Mund zu Mund und die Ladung zu Haus und Hof. Eine Ladung von Mund zu Mund stand in der Regel der dreimaligen Ladung zu Haus und Hof gleich. Ein Todtschläger, der sich zu verbergen für gut fand, konnte eben nur zu Haus und Hof fürgeboten werden; wenn er darauf nicht er-

schien, war er ein ungehorsam Ausbleibender, es trat das Contumacialverfahren ein, und die weiteren Ladungen fanden am Gerichtsorte selbst in feierlicher Form statt. Es wurde der Ring oder die Schranken des Gerichts an drei Orten geöffnet und an jeder dieser Oeffnungen wurde der Angeklagte mit lauter Stimme vom Weibel gerufen. Die berner Gerichtssatzung von 1614 sagt: „So aber der Schuldige entweicht und hinkommt, also dass er nicht gefangen wird, so sollen drei Landtage an offener Kreuzgasse über ihn gehalten und ihm jedesmal zum dritten Mal dazu gerufen werden. Ob er dann zum dritten Landtage und zum letzten Ruf nicht erscheinen würde, sich zu verantworten, so soll er dann erkannt werden vom Fried' in Unfrieden." Es trat dann durch die Verrufung die Acht ein.

Die Dreizahl kam für einen Gerichtstag noch in einer anderen Weise zur Geltung. Bevor das Gericht verbannt wurde und Richter und Schöffen sich niedersetzten, wurden drei Männer beordert, den Tag zu besehen, die Tageszeit zu erkiesen. Diese begeben sich aus den Schranken, kehren alsbald zurück, und geben das Urtel, der dritte Theil des Tages sei vorbei und es dünke sie recht, dass der Richter niedersitzen und richten möge nach kaiserlichen Rechten. Diese Formalität wurde beibehalten, als man sich schon durch die Taschenuhren im Gerichtsringe über die Zeit vergewissern konnte, war aber von Haus aus nicht eine blosse Formalität. Die Gerichtssitzungen waren auf das Tageslicht beschränkt und mussten regelmässig bei klimmender Sonne beginnen. Die immer wiederkehrende Forderung aber, dass der dritte Theil des Tages verschienen sei, hatte einen rein practischen Grund: Denjenigen, welche an dem Tage bei dem Gerichte zu thun hatten, sollte die Möglichkeit gegeben werden,

von ihren, vielleicht entfernten Wohnungen ohne Beschwerlichkeit zum Orte des Gerichts hinzugelangen, und von den drei Theilen des Tages war der erste zum Herankommen, der zweite zum Richten, der dritte zum Heimgehen bestimmt. Wenn von Mitternacht an gerechnet wurde, so war um 8 Uhr das erste Drittel des Tages abgelaufen und die Tageshelle vorhanden.

Das kurze Sprichwort: „Drei sind frei" muss den, der es versteht, sehr anmuthen, denn es zeigt uns, dass dem alten Recht bei seiner sonstigen Strenge eine schöne Humanität nicht fehlte. Der kleine Satz sondert den s. g. Mundraub vom Diebstahl. Die erste directe Anerkennung desselben finden wir schon im langobardischen Volksrecht aus dem siebenten Jahrhundert: „Wenn Jemand über drei Trauben aus einem fremden Weinberge genommen hat, so wird er mit sechs Schillingen gebüsst, hat er aber nur bis drei genommen, so ist er nicht bussfällig." Dasselbe Thema ist in anderen germanischen und späteren deutschen Rechten weiter verfolgt, auf anderes reifes Obst ausgedehnt und in humaner Billigkeit ist die Grenze des Erlaubten und Verbotenen in verschiedener Weise bezeichnet. Die Häufigkeit derartiger Bestimmungen zeigt, welche Wichtigkeit man der unter den Gesichtspunkt der Gastfreundschaft fallenden Gestattung des Mitgenusses vom Obstsegen beilegte. In schönster Weise verbreitete sich darüber das poetische Rebenweisthum von Twann am Bielersee (1426): „Der Bannwart mag drei Trauben von dem nächsten Stück Reben, wo ihn Essenslust ankommt, nehmen, aber in demselben Herbste von demselben Stücke nicht mehr. Einem herankommenden Priester soll der Bannwart auch drei Trauben geben; einer tragenden Frau gleichfalls, dem Kinde einen, ihr zwei; einem Ritter, was an drei Schossen

steht; kommt ein Graf geritten und vom Bannwart Trauben begehrt, der soll ihm seinen Hut voll Trauben geben." *)

Auf Handel und Kaufmannschaft beziehen sich mehrere allgemein bekannte Sprichwörter.

„Jeder Kaufmann lobt seine Waare" und „Augen auf, Kauf ist Kauf" stehen in Zusammenhang mit einander. Man muss es dem Verkäufer gestatten, seine Waare anzupreisen, aber man braucht ihm nicht alles zu glauben. Es gibt im Handelsverkehr gewisse Redensarten, die kein vollsinniger Mensch für baare Münze nimmt. Wer kaufen will, der mag seine Augen aufthun und seine Urtheilskraft geltend machen. In diesem Sinne haben sich schon die römischen Juristen über den practisch so wichtigen Gegenstand ausgesprochen, aber sie haben zugleich die Grenze des dem Verkäufer Erlaubten angezeigt, dass er nicht arglistig, um den Anderen zum Kauf zu bewegen, der Sache besondere Eigenschaften beilege, die gar nicht existiren, über deren Vorhandensein sich aber der zum Abschluss des Geschäftes im Allgemeinen Geneigte nicht sogleich vergewissern kann. Die römischen Juristen sprechen über diesen Gegenstand, besonders beim Verkauf von Sclaven: der Verkäufer dürfe sagen, der Sclave sei ein schöner stattlicher Mensch, wenn er aber sage, derselbe sei wissenschaftlich oder künstlerisch gebildet, so müsse er dafür einstehen, denn das steigere den Kaufpreis; da könne er also nachher, beim Fehlen der gepriesenen Eigenschaften, nicht sagen: „Augen auf, Kauf ist Kauf."

Hieher gehört auch: „Kaufmannschaft leidet keine Freundschaft." Das Kaufgeschäft ist nicht auf Uneigennützigkeit basirt und selbst Freunde, wenn sie sich als

*) Meine Studien zur — Rechtsgeschichte, S. 99.

Verkäufer und Käufer gegenüberstehen und dem Kaufmannsstande angehören, sind dann eben Kaufleute. Verwandt, aber weiter greifend ist das geflügelte Wort: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf", oder wie es in Hansemanns Munde gelautet haben soll: „Bei Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf."

Auf das strenge Festhalten der katholischen Kirche an ihrem Gut und die Schwierigkeit Kirchengut zu erwerben und in's Privateigenthum zu bringen, beziehen sich mehrere leicht verständliche Sprichwörter: „Kirchengut hat eiserne Zähne" oder „Adlersklauen", „Kirchengut kommt nicht auf den dritten Erben" und „Kein Pfaff gibt ein Opfer wieder."

Sinnig ist das gedoppelte Sprichwort: „Der den guten Tropfen geniesset, geniesst auch den bösen" und „Der den bösen Tropfen geniesset, geniesst auch den guten." Die Wahrheit erfährt jeder im Leben, aber nicht jeder weiss, dass der Satz: „Der den bösen Tropfen geniesset, geniesst auch den guten" recht eigentlich und schon seit lange Bildform eines juristischen Gedankens und Einkleidung einer Rechtsregel ist. In einem westfälischen Landrecht von 1697 heisst es: „Wem die Eicheln zugehören, so von des Nachbarn Baume, dessen Zweige auf des anderen Nachbarn Grund hängen, fallen? Der den bösen Tropfen geniesset, geniesst auch den guten." Aber schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist dieselbe Bildform in Beziehung auf Eichen in einem Urtheil des westfälischen Gaugerichts auf dem Sandwell gebraucht: „Wandeweil er den quaden Dropfen haben muess, soll er auch des gueten geniessen." Das betreffende Gewohnheitsrecht ist von den Eichen auf andere Bäume und auch Gesträuche ausgedehnt als Recht des Ueberhanges oder Ue-

berfalles, in der Schweiz Anries genannt, und als Regel der Billigkeit, dass der Inhaber eines Grundstücks die Befugniss habe, die von den Bäumen und Gesträuchen des anstossenden Grundstücks auf das seinige herabfallenden und herabhängenden Früchte und auch Aeste sich anzueignen. *)

Das Bild von dem bösen und guten Tropfen hat früh auch auf einem anderen sehr practischen Gebiete Verwendung gefunden, wo es sich wirklich um Tropfen zum Geniessen handelte. **)

Peter Wadephul, in seiner Eigenschaft als Schöffe ein Lehnsmann des Fürsten der Neumark, Waldemar, klagte und beschwerte sich über den Magistrat von Lippehne, dass derselbe ihm jedesmal beim Reihentrunk nur die Neige zukommen lasse. Obgleich der jüngste unter den Schöffen, der als solcher den letzten Platz einnehme, habe er doch ebenso gut wie die anderen Magistratualen seinen Strang beim Abstimmen gezogen und anstatt systematisch gehänselt zu werden, seinen rechtmässigen Antheil an den erkannten Biersporteln zu fordern; deshalb richte er das Petitum auf Abstellung dieses Missbrauches.

Darauf kam die Entscheidung: „Wir Waldemar, von Gottes Gnaden Fürst der Neumark, verordnen hiemit für Alle und einen Jeden, die dieses Unser Mandat lesen werden, dass nachdem Wir über die sich beschwerende Klage Unsers getreuen Bürgers Peter Wadephul aus Lippehne wider die dortigen Consuln und Senatoren und das ihm zugefügte injuriöse Unrecht, wodurch er zum Austrinken

---

*) Hillebrand, deutsche Rechtssprichwörter, Nro. 71, 72.

**) Vortrag des Kreisgerichtsraths Grieben im Verein für die Geschichte Berlins, Februar 1873.

der Neige gezwungen wird, befunden haben, so verordnen Wir hierdurch ebenso gnädig als ernstlich, entgegen jenen städtischen Vorgesetzten, dass von jetzt an einem jeden Lippehne'schen Einwohner, aber auch Jedermann — folglich Allen, welche die Neige austrinken werden — das Recht des ersten Antrunkes aus der frisch gefüllten Bierkanne zustehen soll. Derjenige, welcher diesem Befehle nicht nachkommen wird, hat zur Strafe einhundert Groschen, die eine Hälfte in unsere, die andere Hälfte in die Stadtcasse zu entrichten. So gegeben in unserer Burg am dritten Osterfeiertage 1479."

Vielleicht ist aus dieser Verordnung die Rechtsformel zusammengezogen: Qui bibit ex negis (exbibit negas) ex frischibus incipit ille, d. i.: Wer die Neige austrinkt, fängt wieder vom Frischen an. Aber wahrscheinlicher ist es mir, dass die Verordnung nur ein legislatorischer Ausdruck der classischen schon länger bestehenden Regel war. Jedenfalls ist der darin begründete Anspruch alt und hat sich in der Lebensweisheit der Deutschen erhalten.

In meiner bisherigen Musterung einer nicht unbedeutenden Zahl von populären Rechtssprichwörtern ist schon wiederholt hingewiesen auf die Gefahr bei ihrem Gebrauch, nicht blos nach der moralischen Seite, sondern auch in juristischer Beziehung. Ich will noch einige hervorheben, bei denen dies in einem besonders hohen Grade der Fall ist, zumal da sie so mundgerecht sind.

„Noth hat kein Gebot" kann Wahrheit enthalten, aber auch Trug und Selbsttäuschung. Sehr belehrend ist die Behandlung des in mehreren Wendungen wiederkehrenden Satzes im Reineke Vos (III, 4), in der Geschichte vom Mann und der Schlange.

Ein Lintwurm, der durch ein Loch in einem Zaun

kriechen wollte, blieb in einem Fallstrick hängen und wurde gefangen. Just kam ein Mann die Strasse daher, den bat die Schlange, sich zu erbarmen und sie zu lösen. Da sprach der Mann: Ich will dich erhören, wenn du geloben willst und schwören, mir kein Leid zu thun. Die Schlange war dazu bereit und schwur ihm einen theuren Eid. Er erlöste sie aus der Schlinge und sie gingen zusammen eine Strecke. Da war aber die Schlange von Hunger krank und schoss auf denselben Mann los und wollte ihn zerreissen und essen. Mit genauer Noth entsprang der Mann und sprach: Ist diess nun mein Dank, dass ich dir half aus deinem Leid? Du schwurst mir einen theuren Eid, dass du mir nimmer wolltest schaden. Die Schlange sprach: Ich bin beladen mit Hunger, der mich bringt dazu, ich kann verantworten, was ich thu': Leibes Noth bricht das Recht (— lywes not brikt dat recht —). Der Mann erwiederte: Ich bitte dich, dass du so lange mich frei gebest, bis wir zu etlichen kommen, die nicht um Schaden noch um Frommen Recht und Unrecht recht können scheiden. Die Schlange sprach: So lange will ich warten. Sie gingen fort über einen Graben, da begegnete ihnen der Rabe und sein Sohn. Dem erzählte die Schlange die ganze Sache und der Rabe entschied, den Mann zu essen. Er hoffte auch ein Stück zu erlangen. Der Mann aber wollte sich nicht von einem solchen Richter das Recht weisen lassen. Als sie weiter vorwärts kamen, begegnete ihnen der Wolf und der Bär. Nach angehörter Sache urtheilten diese: Die Schlange mag tödten den Mann, denn Hungersnoth kam sie an, Noth und Zwang bricht Eide und Treue (— nôt und dwank brikt ede und truwe —). Der Mann schalt auch dieses Urtheil und sagte: Meine Sache will ich dem Könige befehlen, was er dann sagt,

das thu' ich, es sei krumm oder recht. Dann kamen sie allesammt in des Königs Hof, wo die Schlange wieder geltend machte: Des Hungers Noth zwang mich darzu und die geht über alle Noth. Der König war in Verlegenheit, wie jeder hier sein Recht bekommen könne, er sah es ungern, den Mann mit dem Tode zu lohnen, der so Hülfe in der Noth bewiesen hatte, er dachte aber auch an den grossen Hunger. Endlich wurde Reineke beschickt, seine Entscheidung sollte gelten. In eigener Sache würde Reineke nun wohl dem Grundsatz der Schlange gehuldigt haben, aber er stand hier als Kronsjurist und musste seinen juristischen Scharfsinn zeigen. Er rieth, den Status quo herzustellen und den Streit von Anfang an zu reproduciren. Lasst uns, sagte er, an die Stelle gehn, wo der Mann die Schlange fand, sehe ich dann die Schlange gebunden, wie sie es war, dann will ich das Recht sprechen. So geschah es und da sprach Reineke: Nun hat keiner gewonnen noch verloren; der Mann mag nun, wenn er will, die Schlange lösen, und sich schwören lassen, will er es aber nicht, so mag er mit Ehren die Schlange gebunden lassen und frei seine Strasse gehn.

So endigte der in die höchste Instanz gebrachte Streit und Reineke erwies sich als der weise Daniel.

Wir sehen, dass der mit scharfer Betonung von Seiten und im Interesse der Schlange betonte Satz, welcher den Nothstand charakterisirt, lange bevor die Naturrechts-Philosophen ihn behandelt haben, im deutschen Rechtsleben wichtig war. Die Schlange, welche das Gedicht uns als Rechtssubject vorführt, handelte unedel und dafür erhielt sie ihren Lohn, aber für die juristische Beurtheilung der Sache ist das nicht wesentlich, denn das Strafrecht kann keine sittlichen Heroen voraussetzen; aber wichtig ist es,

dass in jenen Wiederholungen des Hauptsatzes nicht Noth im Allgemeinen, sondern Leib- und Lebensnoth und Hungersnoth, bei der das Leben gefährdet ist, genannt sind: (Lyf ist Leben und Leib). Dadurch ist der Conflict des Lebens des Einen mit dem Leben des Andern als Fundament des Nothstandes richtig hervorgehoben. So lautet auch das deutsche Strafgesetzbuch § 54: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung in einem unverschuldeten, auf andere Weise nicht zu beseitigenden Nothstande zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr für Leib oder Leben des Thäters begangen worden ist."

Wollte aber jemand mit elastischem Gewissen und schwachem Rechtssinn in einem anderen Falle der Noth, auch wo diese ihm „die ungestüme Presserin" wäre, über das Gebot des Rechts sich wegsetzen, so würde er seinerseits auf die Vernichtung der ganzen Rechtsordnung hinarbeiten. Deshalb ist, bei der weiten Dehnbarkeit des Begriffes Noth, der Satz: „Noth hat kein Gebot" so gefährlich.

Leicht sieht man ein, dass der Satz: „Schweigst du still, so ist's dein Will" in der Allgemeinheit ganz unhaltbar sei. Wenn z. B. jemand in einem Briefe mich um ein Darlehen anspricht, mit dem Zusatz, er wünsche und erwarte in acht Tagen eine Antwort und ich den Brief einfach in den Papierkorb werfe, so erzeugt mein Schweigen gar keine Verpflichtung. Aber in anderen Fällen stellt sich die Sache doch anders und hat das Schweigen eine Rechtsfolge, so dass der Satz des kanonischen Rechts: „Qui tacet consentire videtur" (Wer da schweigt, wird als einwilligend angesehen) nicht ganz unwahr ist. In den Quellen des römischen Rechts sind manche Fälle der Art aufgeführt, trotz ihrer Häufigkeit bilden sie aber

nicht die Regel, sondern sind Ausnahmen von der Regel, dass das blosse Stillschweigen auf die directe oder indirecte Frage eines Anderen nicht als Einwilligung zu betrachten ist.*)

Ganz abzuweisen sind einige vulgäre Sprichwörter, wenn man daraus Schuldanzeigen für den Strafprocess herleiten wollte, z. B.: „Rothbart Schelmart" und „Spitziges Kinn bedeutet einen bösen Sinn." Auch der Satz: „Flüchtig Mann, schuldig Mann" ist buchstäblich nicht wahr. Auch ein Unschuldiger kann für gut halten, sich zu entfernen und zu verbergen. Nur so viel ist wahr, dass die Flucht ein Verdachtsgrund werden oder den schon entstandenen Verdacht vergrössern kann. So ist die Sache auch genommen in der peinlichen Gerichtsordnung von 1532, wo in der meisterhaften Instruction die Anzeigen behandelt sind und unter den „gemeinen Argkwonen und Anzeigungen" aufgeführt ist: „so jemant einer Missethat halb flüchtig würd."

II. Wenn schon unter den volksthümlichen Sprichwörtern, die als Rechtssprichwörter gelten sollen oder gelten können, manche sind, deren richtiges oder volles Verständniss nur dem Juristen zugänglich ist, so umfasst eine andere Gruppe Rechtssätze, an welche sich der Nichtjurist nicht wagen darf, deren Behandlung eine durch juristisches Wissen vermittelte Kritik erfordert. Nicht wenige derselben haben eine so krause Form, dass sie wie Räthsel aussehen.

Zu dieser letzteren Sorte gehört: „Die Tochter frisst die Mutter." Es kommt vor, dass die rückständigen Zin-

---

*) Savigny's System des heutigen römischen Rechts III, S. 248 ff.

sen eines Capitals bis zur Höhe des Capitals anschwellen, und da lässt sich aus dem römischen Recht der Satz entnehmen, dass von da an der Zinsenlauf aufhört. Das Capital (die Mutter) ist fortan nicht zinstragend und das hat die grossgewordene Tochter (die Zinsen) bewirkt. Sehr gesucht ist freilich die Parömie und ebenso gezwungen und in einem noch höheren Grade ist ihr Anpassen an das deutsche Recht, in dem Sinn: Wenn der versessene Zins dem Werthe des geliehenen Gutes gleichkam, dann fährt das Gut an den Herrn zurück und der abgemeierte Mann wird vom Gute getrieben.*) Man hat den seltsam klingenden Satz auch darauf beziehen wollen, dass, wie ein jüngeres Gesetz das ältere ausser Kraft setze, so auch der neue sich auf denselben Gegenstand beziehende Vertrag den älteren.

Ein Räthsel ist auch: „Kein Vater kann seinen Sohn schelten.“ Die Bedeutung soll sein: Der Sohn kann nicht so an seiner Ehre vom Vater verletzt werden, dass ihm eine Ehrenklage zusteht. In dieser Allgemeinheit ist aber der Satz nicht wahr, sondern er ist zu beschränken auf den noch minderjährigen Sohn und solche Scheltungen und Zurechtweisungen, in denen man noch einen Zusammenhang mit der Erziehung sehen kann, wenn auch der Vater eine den Sohn kränkende Form wählte. Anders ist es aber bei Beleidigungen, welche in den Bereich des öffentlichen Strafrechts fallen.**) In der Praxis sind Fälle vorgekommen, in denen wegen schwerer Injurien die Klage des Sohnes gegen den Vater vom Gericht angenommen wurde;

*) Schwabenspiegel 69 W.: „Und als des zinses so vil wirt, alsdaz gut alles wert ist, so sol sich der herre des gutes underwinden mit des richters boten.“

**) Genglers deutsches Privatrecht II, 1166.

so in früherer Zeit, als ein Vater seinem Sohn nachgeredet hatte, dieser treibe Unzucht mit der eigenen Mutter. Mir ist auch ein Fall aus Livland bekannt, in welchem wegen einer nicht so schweren Beleidigung des erwachsenen Sohnes durch den Vater ein erbitterter Process geführt wurde.

„Keine Mutter trägt einen Bastard" und „Kein Kind ist seiner Mutter Kebskind" in der Bedeutung, dass uneheliche Kinder erbberechtigt seien für den Nachlass der Mutter wie die ehelichen, ist zwar die Regel des römischen Rechts, aber anders war es in altdeutscher Zeit. Sachsenspiegel I, 51, §. 2: „Man sagt, dass kein Kind seiner Mutter Kebskind sei, das ist doch nicht so." Erst allmälig näherte man sich jener Auffassung, es blieben aber in den deutschen Ländern noch manche Variationen in Betreff des Erbrechts der unehelichen Kinder. *)

„Weibergut kann weder wachsen noch schwinen" (schwinden, abnehmen) ist die schweizerische Form eines auch sonst, z. B. im ostfriesischen Landrecht, vorkommenden Satzes: „Wyve gut kan nicht vormindern noch vormeren." In der östlichen Schweiz war der Satz landläufig und ist ziemlich allgemein verstanden worden, wenn auch nur die Juristen dessen Consequenzen fassen konnten. Er findet seine Erklärung in dem mit der ehelichen Mundschaft zusammenhängenden unbeschränkten Niessbrauchrecht des Mannes an dem Vermögen der Frau und die Bedeutung ist, dass das von der Frau in die Ehe gebrachte Vermögen nicht zunehmen kann, weil der Mann die Früchte bezieht; es soll aber auch nicht abnehmen, denn bei der Auflösung der Ehe ist die Frau berechtigt, wie ihre Erben, dasselbe vollständig für sich zurückzufordern. So weit ist

*) Hillebrand Nro. 32.

der Satz leicht verständlich, aber die Tragweite führt zu juristischen Erwägungen und practisch wichtig ist zunächst die Frage, wie es zu halten sei, wenn der Mann in dem Augenblick, wo ihm die Restitution obliegt, insolvent ist. Aus dem Satztheil: „Weibergut darf nicht schwinden" würde sich ein Vorzug der Ehefrau vor den übrigen Gläubigern des Mannes ergeben, aber daran hat man in der Schweiz nicht festgehalten. Der Jurist, welcher in die Verwendbarkeit der Parömie tiefer eindringt, wird aber noch auf mehrere andere Fragen stossen, den Unterschied der Liegenschaften und der Fahrhabe als Bestandtheile des Frauenguts, das Mittel der Sicherstellung der Frau dadurch, dass der Mann ihr seine Liegenschaften verpfändete u. dgl. *)

Mit der dem Ehemann zustehenden Verwaltung und Nutzung des von der Frau eingebrachten Vermögens hängen auch zusammen oft wiederkehrende Aussprüche über die auf ein Geringfügiges beschränkte Disposition der Frau. Nur über eine unbedeutende Summe konnte sie selbstständig verfügen, so dass darin keine merkliche Schmälerung des dem Mann zustehenden Nutzungsrechtes lag. Man hat dabei kaum an etwas Anderes zu denken als an solche kleine Geschäfte, welche recht eigentlich in den Kreis des Wirkens der Hausfrau fallen. Zwei schweizerische Sprichwörter drücken dieses aus: „Die Frau ist über ein Biesli (d. i. ein Sechskreuzerstück im Werth) Meister", im Canton Glarus, und: „Ein Weibermarkt ist fünf Schillinge werth", in Schwyz. In einem Weisthum von Stäfa

*) Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der schweiz. Democratien I, 178, II, 2, 165 ff. Bluntschli, Staats- und Rechtsgesch. der Stadt und Landschaft Zürich I, 429. Schröder, Gesch. des ehelichen Güterrechts in Deutschland II, 1, 99.

am Zürichsee aus dem 15. Jahrhundert heisst es, keine Frau möge einem Mann mehr verlieren als 18 Pfennige. Der hierin liegende Gedanke hat aber gar nicht blos in der Schweiz Ausdruck gefunden, sondern sehr häufig in den österreichischen Rechten und auch in anderen Gegenden Deutschlands, so dass wir ihn als gemeingültig nehmen können, aber der Jurist, welcher über die Parömie hinaus in das Rechtsleben blickt, findet, dass es mit den Handelsfrauen schon in alter Zeit eine andere Bewandtniss hatte, *) und dieser Gegenstand ist ja auch für die Neuzeit wichtig.

Auf die eherechtlichen Verhältnisse beziehen sich auch vornämlich die Sprichwörter: „Ist das Bett beschritten, ist das Recht erstritten" und „Ist die Decke über den Kopf, so sind die Eheleute gleich reich." Jetzt beginnt der Einfluss der Ehe auf das Rechtsverhältniss der beiden Personen, wozu besonders, aber nicht allein, die Gestaltung des Vermögensverhältnisses gehört, mit dem Vollzuge der kirchlichen Trauung oder der Vornahme des betreffenden Civilacts und wenn dieser der kirchlichen Copulation vorangeht, so ist er für das eherechtliche Verhältniss entscheidend. Früher wurde aber die Ehe erst als consummirt angesehen durch den ersten ehelichen Beischlaf und das ist mit der Beschreitung des Bettes bezeichnet. Wenn daher der Bräutigam starb nach der Trauung, d. i. Anvertrauung, Uebergabe der Braut, aber vor der Hochzeitsnacht, so hatte sie nicht die vollen Rechte der Ehefrau in vermögensrechtlicher Beziehung, sie war im buchstäblichen Sinn noch nicht seine Gattin und nicht seine Genossin in standesrechtlicher Beziehung. Der Sachsenspiegel I,

---

*) Schröder a. a. O., S. 100. Bluntschli II, 159 ff.

45 sagt: „Se is sin genotinne unde trit in sin recht, svenne se in sin bedde gat.“ Erhalten hat sich diese Anschauung in dem „Beilager“ hoher Standespersonen, bei denen die Ebenbürtigkeit und Standesgleichheit von rechtlicher Bedeutung ist; daher war dieser Act des Beilagers, wo er in der Neuzeit vorgekommen ist, mit Feierlichkeit und einer gewissen Oeffentlichkeit verbunden, wenn auch nicht so formell wie in früherer Zeit der allgemeinere Brauch war. Ein genauer Kenner germanischen und altdeutschen Lebens*) berichtet: „Wenn am ersten Hochzeitstage die Nacht herankam, ward die Braut von den Eltern oder Vormündern und dem Brautführer und der Brautfrau, oft aber von der ganzen Gesellschaft in die Brautkammer geleitet und dem Bräutigam übergeben. Sobald eine Decke das Paar beschlug, galt die Ehe als rechtsgiltig angetreten und die Braut war nunmehr Ehefrau; daher war die öffentliche Beschreitung des Ehebettes zur gesetzlichen Bedingung erhoben. Das Verletzende, was für die jungfräuliche Braut darin lag, ward in jüngerer Zeit gewöhnlich dadurch gemildert, dass beide sich völlig angekleidet niederlegten und es also eine blosse Förmlichkeit war. Allein dies war eben jüngere Milderung; in früherer Zeit blieben die Brautfrauen so lange im Gemache, bis die Braut entkleidet dem Arm des Bräutigams vertraut war. In Lübeck wurde der Brauch bis 1612 in vollster alter Weise beibehalten und erst von da ab einigermassen geändert.**) Die Sitte waltete übrigens bei Hohen und Niederen und noch Kaiser Friedrich III. hielt

*) Weinhold, die deutschen Frauen in dem Mittelalter, S. 268. — Friedberg, Recht der Eheschliessung, S. 22.

**) Pauli, Abhandlungen aus dem lübischen Rechte II, §. 1.

bei seiner Vermählung mit Eleonore von Portugal auf ihre Durchführung, so fremd sie auch den Romanen erschien. Es war ein echt germanischer Brauch, der sich auf den Sinn des Volkes für die Oeffentlichkeit der Rechtsverhältnisse baute. — Nachdem das Brautpaar eine Weile allein gelassen war, kehrten die Verwandten, zuweilen auch die ganze Gesellschaft, in die Kammer zurück und brachten den jungen Eheleuten einen Trunk."

So wie nach der angeführten Stelle des Sachsenspiegels und anderen Zeugnissen die Frau durch die Beschreitung des Ehebettes Genossin des Ehemannes wurde und seinen Stand erwarb, so wurde auf der anderen Seite eine freie Jungfrau degradirt, wenn sie mit einem unfreien Manne sich ehelich verband. So sagt der Schwabenspiegel: „Und ist si fri, si muz doch sin genozinne sin, als si an sin bette get, und gewinnet si kint, diu gehörent zu der ergern hant" d. i. sind unfreien Standes. So heisst es auch in einem süddeutschen Weisthum:*) „So ein Gotteshausmann ein freies Weib nimmt und zu ihr an das Bett tritt und sich entgürtet hat, so hat sie ihre Freiheit verloren und die Kinder, die dann von ihnen kommen, die sind des Gotteshauses eigen." In einem anderen Weisthum aus dem Breisgau ist der Ausdruck gebraucht „an das Bett tritt und sich entschuhet."

Als man die Entstehung der Ehe noch in dem mit dem Willen auf einen Ehestand vollzogenen Beischlaf sah, wurde es Sitte, darauf den Kirchgang folgen zu lassen. Das neuverbundene Paar ging zur Kirche, um der versammelten Gemeinde zu zeigen, dass sie zur Ehe sich vereinigt hätten und nicht in der Unehe mit einander lebten.

*) Grimm, Weisthümer III, 740. IV, 485.

Dieser Kirchgang war etwas anderes als die dann allgemein werdende priesterliche Einsegnung der Ehe. *)

Das Sprichwort: „Längst Leib längst Gut", womit gleichbedeutend ist: „Der Letzte macht die Thür zu", **) bezieht sich auf das gegenseitige Erbrecht der Ehegatten, aber bei der Vielgestaltigkeit der ehelichen Güterrechte ist dabei doch wohl nur an den Fall einer kinderlosen Ehe zu denken, so dass der überlebende Ehegatte in den Nachlass des Gestorbenen als Erbe eintritt oder doch für seine Lebzeit den Niessbrauch des ganzen Gutes hat. Erst wenn die Thür des Hauses hinter ihm zugemacht ist, treten die sonstigen Erben in ihr Recht.

Wenn ich am Schlusse meines Vortrags die Frage stelle nach dem Werth der deutschen Rechtssprichwörter, als dem Ziel meiner kleinen Untersuchung, so kann, wie ich in meiner Rundschau mehrfach habe durchblicken lassen, die Antwort insofern nicht anders lauten als sie bereits von Andern gegeben ist, welche sich mit der Sache beschäftigt haben, dass die Rechtssprichwörter nur mit Vorsicht gebraucht werden dürfen. Ich möchte aber noch etwas weiter gehen, zu der Frage hin, wie eine neue wissenschaftliche Behandlung und Sammlung der deutschen Rechtssprichwörter beschaffen sein müsse, um dem Anspruch der gegenwärtigen, seit etwa 50 Jahren neugeborenen deutschen Rechtswissenschaft zu genügen.

Meine Ansicht geht dahin, dass der Gebrauch der Rechtssprichwörter von Seiten der Nichtjuristen so gefährlich ist, dass er besser unterbleibt, denn es wird meistens ein Missbrauch herauskommen. Der Jurist, welcher einem

*) Meine Studien zur — Rechtsgeschichte, S. 70.

**) Runde, deutsches eheliches Güterrecht §. 18, §. 104 ff.

Sprichwort den rechten Platz anzuweisen weiss im Rechtssystem, der ermessen kann, wie weit dasselbe eine Regel und Wahrheit ausdrückt, ist allein im Stande, dasselbe in der juristischen Praxis zu verwenden, er wird aber in der Gegenwart selten dazu kommen, denn die Rechtspflege, wie man von ihr sagen kann, sie sei mit den Richtern gelehrter geworden, hat sich von der Volksthümlichkeit, dem Boden und Charakter der Sprichwörter, weiter entfernt.

Wenn aber der Nutzen der Rechtssprichwörter nach der practischen Seite jetzt nicht gross ist, so sind sie werthvolle Objecte der Rechtswissenschaft, wenn sie mit Kritik behandelt werden. Diese Kritik muss sich zeigen:

1. In der Beseitigung solcher Sprichwörter, welche keinen Zusammenhang mit dem Rechtsleben haben, wie die bei Eisenhart eingereihten Sätze: „Jugend hat keine Tugend", „Alter schützt vor Thorheit nicht", „Handwerk hat einen güldenen Boden", „Ein neuer Arzt ein neuer Kirchhof".

2. In der Ausscheidung von Rechtssätzen, welche gar keine Parömialform haben, z. B. in der münchener Sammlung: „Was nicht eine bestimmte, gemessene, gewidmete Zeit hat, wird alleweg auf ewig verstanden." Das „alleweg" macht den Satz noch nicht zu einem Sprichwort. Ferner in derselben Sammlung: „Es mag einer seine Sache wohl verschweigen, wenn er will", und: „Wegen Nichtachtung des Vertrags darf man den Vertrag nicht brechen." Es ist zwar nicht immer leicht Rechtsregeln und Rechtssprichwörter auseinander zu halten, aber meistens erkennt man doch die letzteren an ihrem, oft starkgefärbten Kleide. Sehr richtig sagt Reyscher: *) „Der Begriff eines Rechts-

*) Zeitschrift für deutsches Recht V, 192.

sprichworts setzt den eines Sprichworts überhaupt voraus. Unter einem Spruch oder Sprichwort versteht man eine bei dem Volke oder bei einer gewissen Classe desselben übliche Redensart, wodurch in gedrängter Kürze eine anerkannte Wahrheit ausgesprochen wird. Daher kann nur eine landläufige Redensart als Sprichwort angesehen werden, nicht auch eine, wenn noch so gut ausgedachte, von dem Volke nicht angenommene Sentenz. So hat wohl Göthe's Mephistopheles mit der satirischen Bemerkung: „es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort“ bei manchen Schülern und Nichtschülern Anklang gefunden, allein zum Sprichwort ist sie nicht geworden und konnte sie nicht werden, weil das Volk im Allgemeinen der Stetigkeit im Rechte nicht entgegen ist, theils vermöge einer phlegmatischen Vorliebe für das Alte und Angewöhnte, theils vermöge eines begreiflichen Misstrauens gegen willkürliche Neuerungen, indem es annimmt: „Es kommt selten etwas Besseres nach“, oder: „Recht muss doch Recht bleiben.“ Es ist jener Satz dadurch noch kein Rechtssprichwort, dass er uns Juristen oft zugeschleudert ist, er ist eben ein geflügeltes Wort geworden. Sehr treffend sagte schon Puchta, man sei seltsamerweise bei der Erklärung und Anwendung dieser Stelle im Faust gewöhnlich von der Idee ausgegangen, ein deutscher Autor müsse auch den Teufel stets die Wahrheit sagen lassen. — Zu einem geflügelten Wort ist auch geworden: „Macht geht vor Recht“ und thatsächlich ist es ja auch oft genug wahr und immer gewesen, daher häufig fast in derselben Form gebraucht, vom Propheten Habakuk an bis zum preussischen Abgeordnetenhause, *) aber

---

*) Büchmann, geflügelte Worte (8. Aufl.), S. 286.

ein Rechtssprichwort ist es doch nicht, sondern eher das Umgekehrte: „Recht geht vor Macht“, entsprechend dem bekannten: „Recht muss doch Recht bleiben (werden).“

3. Die original-deutschen Parömien und die Sätze, welche unter dem Einflusse des römischen Rechts sich in eine deutsche Form gestaltet haben, sind zu sondern. Die letzteren gehören zwar in den Kreis, aber die historische Kritik verlangt das Auseinanderhalten der beiden Classen und für das richtige Verständniss der einzelnen Sprichwörter ist das nothwendig. So hat zwar eine rechte deutsche Form der Satz: „Ein Jahr böse, hundert Jahr böse“, ist aber nur durch Eingehen auf das römische und kanonische Recht verständlich. Von dem bedenklichen Sprichwort: „Schweigst du still, so ist's dein Will“, ist schon oben die Rede gewesen, wie auch von dem seltsamen: „Die Tochter frisst die Mutter.“

4. Unabweisbar ist die Prüfung, ob ein Satz gemeindeutsches Recht enthalte oder partikularrechtlich sei und landschaftlich, überhaupt in seiner Geltung einen beschränkten Boden hatte oder habe. Oft wird man finden, dass ein Rechtssprichwort Ausdruck eines Localrechts sei. Die beiden Parömien: „Kauf bricht Miethe“ und: „Kauf hebet Miethe nicht auf“, zeigen entgegengesetzte Strömungen. Das römische Recht und die deutsche Anschauung kamen bei diesem Gegenstand (Sachenmiethe) in Collision und in verschiedenen Gegenden Deutschlands erhielt der eine oder der andere Satz die Oberhand, wenn auch mit Modificationen. Wegen der practischen Wichtigkeit entspann sich über den Gegenstand gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ein heftiger Streit, der eine eigene kleine Litteratur hervorrief. — Ein blosses Localrecht enthält das lübische Rechtssprichwort: „Der Eichbaum für die Stadt“, was be-

deuten soll, dass auf den Meiergütern der Stadt die Eichbäume als ein vom Boden abgetrennter Körper betrachtet werden, an welchen der Colone kein Recht hat. *) Dieses Localrecht steht aber doch in Verbindung und gewinnt dadurch ein weiteres Interesse, dass die deutschen Eichen von jeher unter einer fürsorgenden Obhut standen und das ist auch in die an Eichen nicht eben reiche Schweiz übertragen. In der Waldung am Urmiberge im Canton Schwyz waren bis zur Neuzeit nur die Eichen gebannt, die übrigen Holzarten den Gemeindegenossen frei gegeben.

5. Die historische Kritik, deren Gebrauch die Rechtssprichwörter zu einem Stück Rechtsgeschichte, und zwar einem sehr werthvollen, machen kann, müsste sich in verschiedenen Richtungen zeigen. Eine Sonderstellung wäre anzuweisen den veralteten Sprichwörtern, mit dem Nachweis, wie und warum sie dem Rechtsleben abgestorben sind. Dahin gehören einige Sätze, welche sich auf das heilige römische Reich deutscher Nation beziehen, wie: „Wenn der Kaiser stirbt, setzt sich der König in den Sattel", d. h. der schon bei Lebzeiten des Kaisers gewählte Nachfolger, der „römische König", übernahm sofort das Reich, bevor er in Rom die Kaiserkrone erhielt. Es gehören dahin manche auf Leibeigenschaft und Hörigkeit bezügliche Sätze, z. B.: „Er ist mein eigen, ich mag ihn sieden oder braten"; in solcher Ausdehnung früh veraltet, erhielt sich doch der Spruch, um die äusserste ehemals möglich gewesene juristische Consequenz zu zeigen, als plastischer Ausdruck des Princips. **) Längst sind auch unpractisch zwei sich scheinbar widersprechende

*) Hillebrand Nro. 86.

**) Grimm R. A. 342 ff.

Sprichwörter: „Die Luft macht eigen“ und: „Die Luft macht frei.“ *) In gewissen Gegenden galt der Grundsatz, dass, wer sich unter Unfreien niederlasse und Jahr und Tag nur mit ihnen lebe, dadurch unfrei werde. Allgemeinere Geltung erhielt dagegen der Satz, dass ein Höriger, welcher sich in eine Stadt begab und dort unangefochten, ohne „nachfolgenden Herrn“, d. i. ohne dass ein Herr ihn als seinen Knecht zurückforderte, Jahr und Tag wohnte, dadurch die Freiheit erwarb. In den Kämpfen der Städte mit den unwohnenden Dynasten war dies häufig und hat zur Bevölkerung und zum Aufblühen der Städte nicht wenig beigetragen.

Vor Allem wichtig ist die Forschung nach der Entstehungszeit der Rechtssprichwörter, wie ich schon im Anfange meines Vortrags angedeutet habe. Wenn auch die Ermittelung sehr oft schwierig, oft nicht zu erreichen ist, so würde doch ein die deutschen Rechtssprichwörter in Angriff nehmendes Werk, welches diese Forschung vernachlässigte oder nur nebenbei berücksichtigte, kein Beitrag zu der so schön aufgeblühten Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte sein. Man hat wohl gesagt, mit den populären Rechtssprichwörtern verhalte es sich ähnlich wie mit den Volksliedern, die letzteren würden gesungen, aber ihre Dichter kenne man nicht. So ist es aber doch nicht. Es lassen sich wohl für die meisten Volkslieder die Urheber nachweisen oder es kann doch die Zeit ermittelt werden, in welcher sie entstanden sind, und ähnlich ist es mit einer grossen Zahl der Rechtsparömien. Mit einem Volksliede nimmt der Volksmund Veränderungen vor, aber der Kern bleibt; das Rechtssprichwort hatte nicht

*) Grimm R. A. 327, 337.

immer die knappe Form, in welcher es jetzt erscheint, aber der Gedanke war da in anderer Fassung. Das bekannte „Gedanken sind zollfrei“ finden wir im Freidank in dem Reim: „Man vât wol wîp unde man, gedanke nieman vahen kan“, und einige Beziehung dazu hat auch die Anspielung auf den für das Lehrgedicht gewählten Namen: „Dar umbe sint gedanke fri, daz diu werlt unmüezec si.“

Man könnte auch jetzt noch manchen Rechtssatz in eine Parömialform bringen, allein es ist dazu keine Neigung, weil kein Bedürfniss vorhanden. Die willkürlichen Formveränderungen, denen jetzt die Rechtssprichwörter oft ausgesetzt sind, darf man als unnöthig oder verderblich bezeichnen. Von den s. g. 3698 Nummern der grossen münchener Sammlung lassen sich ohne Schaden drei Viertheile über Bord werfen. Wenn ein juristischer Schriftsteller ein Sprichwort aus dem Gedächtniss citirt und ein oder das andere Wort verändert, weil ihm sein Gedächtniss untreu geworden ist, so ergibt sich daraus kein neues Sprichwort.

Es gab aber eine Zeit, wo die Bildung von Rechtssprichwörtern ein Bedürfniss war. Sie wuchsen aus dem Volke heraus wie das Recht. Es war die Zeit der Schöffengerichte, in denen Männer aus dem Volke das lebendige Recht des Volkes „ertheilten“, die Zeit der Dingtage und Gemeindeversammlungen, in denen es hiess: „Das haben die Alten auf uns gebracht und das weisen wir fortan für Recht“, wo in zweifelhaften Fällen die ältesten Leute der Gemeinde zu erklären hatten, welches Recht von ihren Voreltern auf sie „erwachsen“ sei. Es sind daher die „Weisthümer“ wichtige Quellen für die Geschichte der Rechtssprichwörter, wie überhaupt die mittelalterlichen Aufzeichnungen des Gewohnheitsrechts. Es reihen sich

daran die unter dem Namen Rechtsbücher bekannten Privatarbeiten, unter denen der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, beide aus dem 13. Jahrhundert, die wichtigsten sind.

Die juristische Facultät der Universität München hatte 1857 als Preisaufgabe ausgeschrieben eine „Sammlung, Ordnung und kurzgefasste Erläuterung der deutschen Rechtssprichwörter, die sich in den deutschen Rechtsquellen des 13. und 14. Jahrhunderts finden.“ In dieser Formulirung des Thema's war dasselbe sehr passend auf den historischen Boden gestellt und einem Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte gerufen. Durch die vereinte Kraft der beiden glücklichen Preisbewerber entstand sodann die grosse münchener Sammlung, welche bei dem darauf verwendeten Fleiss durch die Ausdehnung imponirt, aber in Abweichung von dem Thema der Facultät gar sehr an einer fehlerhaften Methode laborirt. Bei dem Haschen nach Quantität der Rechtssprichwörter hat die Qualität der Arbeit gelitten. Es lag zwar, und gerade vom historischen Standpunkt. nahe, auszuschauen, ob und welche den Deutschen gleiche oder ähnliche Sprichwörter sich in den scandinavischen, angelsächsischen, friesischen, holländischen, französischen Rechten finden, aber den Kern des Werkes hätten die deutschen Rechtssprichwörter bilden sollen und daran hätte sich die Vergleichung passend anschliessen können. Statt dessen ist hier der Vermengung und Vermischung durchweg nachgegeben, was um so schlimmer ist, da auch Rechtssprichwörter und anderweitige Rechtssätze nicht genügend auseinander gehalten sind.

In der wissenschaftlichen Sphäre haben die kritisch zu behandelnden Rechtssprichwörter oder doch manche derselben bleibenden Werth für den academischen Unter-

richt, wie man aus ihrer Anführung in den Lehrbüchern, namentlich des deutschen Privatrechts, abnehmen kann. Aber nicht blos in den Vorlesungen sind sie zu gebrauchen, sondern auch mit Nutzen in den an die systematische Vorlesung angereihten Uebungen, nämlich als Aufgaben. Wenn ein Studirender im Stande ist, z. B. die Sprichwörter: „Hand muss Hand wahren“, und: „Jahr und Tag ist die rechte Gewähr“ zu erklären, so zeigt er, dass er schon heimisch ist im deutschen Recht. Solche Uebungen sind aber nach meiner Ueberzeugung mit allen juristischen Hauptvorlesungen zu verbinden und es ist ein wohl nicht gering anzuschlagender Vortheil, dass an den mittleren und kleinen Universitäten, bei der nicht so grossen Zahl der Zuhörer, diese Ergänzungen der Vorträge leichter in regelmässigen Gebrauch kommen.

Die

Ekkeharte von St. Gallen.

VORTRAG

von

Gerold Meyer von Knonau.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1876.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Der gemeinschaftliche Name einer kleinen Gruppe St. Gallen'scher Mönche hat seit zwanzig Jahren in den weitesten Kreisen einen trefflichen Klang gewonnen. Als Joseph Victor Scheffel 1855 seinen Roman „Ekkehard" veröffentlichte, glaubte er im Vorworte sich einlässlicher dafür rechtfertigen zu sollen, dass er „eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert" darbiete; aber der Stoff selbst und die Art und Weise seiner Behandlung enthielten in sich eine Empfehlung, welche dem Buche rasch die sicherste Einbürgerung verschafften. Der Inhalt des „Ekkehard" darf als so bekannt vorausgesetzt werden, dass eine leise Andeutung des dem Ganzen zu Grunde liegenden Gedankens an dieser Stelle genügt.

Eine hochgeborene stolze Frau, die Herzogin Hadwig von Schwaben, hat eines Tages den Einfall, das Kloster St. Gallen durch einen Besuch zu überraschen. Die strengen Gewohnheiten der Jünger des heiligen Benedictus verbieten, dass eine Frau des Gotteshauses Schwelle überschreite. Da weiss der Mönch Ekkehard, der schöne jugendliche Pförtner, einen klugen Rath, dass die Schwelle von der Besucherin nicht berührt werde, wenn man sie hinüber trage, und ihm selbst wird der Auftrag, mit starkem Arm seinen Vorschlag auszuführen. Aber beim Abschiede von St. Gallen erbittet sich die Herzogin als Gastgeschenk vom Abte, dass Ekkehard zu ihr auf den Hohentwiel geschickt werde: das herbe Weib ist von einer neuen

Laune erfüllt, Latein zu lernen, und dafür soll ihr der Mönch als Lehrmeister dienen. So beginnen die Beiden den Virgil zu lesen, und allmälig wird aus dem scheuen Gelehrten, der hinter den Klostermauern ein Kind an Erfahrung geblieben war, ein dem Leben sich zuwendender Mann. Aber die Frage beginnt ihn zu quälen: Was ist Glück? Er vergleicht sich mit dem verblendeten Nachtfalter, den ein erhabenes weitschimmerndes Licht anlockte und der jämmerlich versengt elend zu Grunde geht. Eine von hämischer Eifersucht eingegebene List der Reichenauer Mönche führt in dem Augenblicke, wo Ekkehard im Wahnsinn die Hand nach der Frau ausstreckt, die so lange mit ihm gespielt, zum jähen Sturze des beneideten St. Galler Bruders. Nach glücklich bewerkstelligter Flucht findet Ekkehard in der reinen Luft des Säntis unter den Hirten der Ebenalp sich selbst wieder, und er vermag sogar den früher von ihm nicht geleisteten Beitrag zur deutschen Heldensage zu liefern. Wie damals auf dem Hohentwiel in dem Gärtlein am Felsenrand der ungeschlacht biedere Kämmerer Herr Spazzo die Sage vom starken Schmiede Weland und die zarte griechische Kammerfrau Praxedis die Geschichte vom König Rother von Wikingland erzählt hatten, so singt jetzt Ekkehard vom Helden Walthari und der schönen Hiltgunt, wie sie zusammen aus dem Hunenland heimwärts nach Aquitanien ritten und Walthari am Wasgenstein den Frankenkönig und seine Genossen bemeisterte:

„Das war der König Etzel im fröhlichen Hunenreich,
der liess das Heerhorn blasen: Ihr Mannen rüstet euch!"

Wie mit dem Herbste die gastlichen Bergleute von der Alp zu Thale fahren, verlässt auch der Einsiedler sein Wildkirchlein; aber nach St. Gallen geht er nicht zurück.

Noch einmal lenkt er nach dem Hegau seine Schritte, und wie Frau Hadwig eines Abends vom Gärtlein in den herbstlichen Dämmer hinaussieht, sinkt ihr mit leisem Zischen ein wunderliches Geschoss zu Füssen. Das war das Waltharilied mit der Aufschrift auf dem ersten Blatte: „Der Herzogin von Schwaben Abschiedsgruss“, und daneben der Spruch: „Selig ist der Mann, der die Prüfung bestanden“.

„Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich“.

Schalkhaft sagt Scheffel, wo er seine Leser entlässt, es gebe Manche, welche behaupten, es seien mehrere des Namens Ekkehard in St. Gallen gewesen, und der, welcher den Waltharius dichtete, sei nicht der nämliche, welcher mit der Herzogin von Dido und Aeneas las: „Aber wer der Geschichte, die wir jetzt glücklich zu Ende geführt, aufmerksam folgte, weiss das besser“.

Um zu wissen, welche Antwort wir dem Dichter hierauf zu geben haben, ist es nothwendig, vom zehnten Jahrhundert, in welches seine „Geschichte“ fällt, um ein Paar Jahrhunderte hinauf zu sehen und dann wieder um ein Jahrhundert noch weiter zu schreiten und im elften inne zu halten.

— — — —

So oft wir die menschliche Wohnstätte im Hochthale der Steinach nach ihrem gültigen Namen als den Platz des heiligen Gallus, Sanct Gallen, bezeichnen, begehen wir, genau genommen, eine kleine historische Ungerechtigkeit. Denn nicht dem von düsterer Weltflucht erfüllten, aber, wie alle seine Volksgenossen, wunderlichen irischen Mönche Gallus, welcher im Jahre 613 in der wilden Einöde in die Dornen

gefallen war, ist es zu verdanken, dass St. Gallen, das Kloster und in späterer Zeit die Stadt, zu einer anfangs stolzen und auch später tüchtigen Culturstätte geworden ist. Einer hartnäckigen Abgeschiedenheit vom menschlichen Leben vermochte die einsame Zelle mit ihren wenigen Brüdern zu dienen: zu einem Kloster, zu einer eigentlich zukunftsreichen Vereinigung wurde diese Mönchsgesellschaft erst mit dem Jahre 720, durch die Einsetzung des Alamannen Otmar als des ersten Abtes, und hernach durch die Einführung der weisen Vorschriften des heiligen Benedictus. Schon Otmar hat sich der Gunstbezeugungen des im Aufsteigen begriffenen karolingischen Geschlechtes zu erfreuen; mit der Mitte des achten Jahrhunderts beginnt jene Fülle von Landschenkungen an das Kloster, welche allmälig die Karte der nordöstlichen Schweiz und des südwestlichen Deutschland mit einem dichten Netze St. Gallen'scher Besitzungen überzieht. Nicht lange nach dem Tode des ersten Abtes vermag bereits ein Klosterbruder alamannischen Ursprungs in einem freilich etwas rauhen Latein das Leben des heiligen Gallus nebst manchen für das Ansehen des Klosters gar nützlichen, an dessen Grabstätte geschehenen Wundern darzustellen.

Aber erst mit dem neunten Jahrhundert, so ziemlich mit der Regierungszeit des Sohnes Karl's des Grossen, treten wir in die glänzendste Periode der Klostergeschichte ein. Einer Abhängigkeit vom Bisthum Constanz, deren man später nicht ohne grossen Unwillen gedachte, war St. Gallen durch kaiserliche Begünstigung ledig geworden, und alsbald wurde die errungene Freiheit emsig ausgenützt. Mehrere hervorragende Männer setzen sich nach einander die Lebensaufgabe, als Aebte St. Gallen's das Kloster in jeder Hinsicht zu fördern. Zuerst erfolgt unter Abt Gozbert, in

Ludwig's des Frommen Zeit, ein Neubau, zu welchem ein allerdings nur theilweise durchgeführter Normalplan aus Italien erhältlich gewesen war: noch bewundert man den auf fünf zusammengenähten grossen Pergamentstücken kunstvoll gezeichneten Riss. Der wissenschaftlichen Seite, der Schule und der schon ganz ansehnlichen Büchersammlung, wo neben der christlichen die classische Litteratur nicht fehlt, wendet Abt Grimald sein Hauptaugenmerk zu; aber zugleich vermag er auch in seiner Stellung als Staatsmann, als Minister des ersten ostfränkischen Königs, Ludwig's des sogenannten Deutschen, für St. Gallen erhebliche Rechtserweiterungen zu erzielen, und in Grimald's Spuren wandelt Abt Hartmut gewissenhaft und erfolgreich weiter.

Doch seine unmittelbaren Vorgänger überragt am Ende des neunten und im Anfang des zehnten Jahrhunderts Salomon, welcher, als Bischof von Constanz seines Namens der dritte, zugleich Vorsteher von St. Gallen war. Ein Beförderer der Künste und Wissenschaften in eigener Person, Sammler von Musterstücken für den Briefstil und gewandter lateinischer Dichter, war er an höchster Stelle im Reiche — neben Hatto von Mainz hat man ihn als die Seele der Regierung unter Ludwig dem Kinde und unter König Konrad sich zu denken — ein weithin leuchtender Beweis dafür, was die Klosterschule von St. Gallen in ihren Zöglingen zu leisten vermöge.

Denn um den Namen Salomon's gruppiren sich die hervorragendsten Vertreter schwäbischer Wissenschaft im neunten Jahrhundert. Der treffliche Lehrer Iso mag den späteren Abtbischof noch in dessen ersten Jahren unterrichtet haben. Der vor Salomon's Abtwahl hinweggestorbenen Generation gehörte Ratpert an, der durch Gewissenhaftigkeit und Strenge bekannte Schulmeister, welcher zugleich

die Klostergeschichte im Zusammenhang zu schreiben begann. Salomon's eigene Abtregierung verschönern noch die Namen des Tuotilo und Notker's des Stammlers: jener in seiner körperlichen Vollkraft und seiner künstlerischen Vielseitigkeit an die ebenmässige Ausbildung des Griechenthums erinnernd, dieser auf dem Felde der geistlichen Musik durch die Einbürgerung der Sequenzen berühmt und von der Ueberlieferung als der Schöpfer des gewaltigen Liedes „Media vita“ bezeichnet. Und dabei ist es erfreulich zu sehen, dass diese bedeutenden Kräfte aus heimischem Boden überwiegend hervorgegangen sind. Abt Gozbert muss ein Thurgauer gewesen sein; noch bestimmter wissen wir, dass Iso aus der Gegend von Weinfelden und Ratpert aus Zürich stammte; da ein Bruder Notker's des Stammlers als angesehener Gutsherr uns oft genannt wird, so ist es erlaubt, als Geburtsort dieses St. Galler Gelehrten Jonswil im untern Toggenburg anzunehmen.

Nicht zwar, dass es in dem dergestalt ganz überwiegend alamannisch gewordenen Kloster an einzelnen Vertretern der Nationalität des heiligen Gallus gemangelt hätte. Als Gäste, denen die Gewohnheit des Wanderns zur zweiten Natur geworden sei, sah man häufig irische Pilger, und zuweilen blieb einer unter den deutschen Mönchen, wie zum Beispiel der Genosse Iso's im Lehramte, Möngal, genannt Marcellus. Vorzüglich aus einem einzelnen Zeugnisse sind diese Verbindungen mit den Schottenmönchen noch heute ersichtlich. In schottischer Schrift geschriebene Bücher bewahrt die St. Galler Bibliothek, und nach den Mustern schottischer Schönschreibekunst erlernten die St. Galler jene prächtigen Malereien auszuführen, welche so trefflich erhalten unser Auge stets von Neuem entzücken. Mögen auch die Figuren, besonders die älteren, in der Haupt-

sache nur aus Schreibeschnörkeln gebildeten Proben vielfach uns zum Lächeln reizen — im Ornamentalen und in der Farbenwahl gehören diese Leistungen zu den nachahmenswerthesten Vorbildern.

In mehr als einer Hinsicht bezeichnet das Jahr 920, in welchem Salomon III. starb, einen gewissen Wendepunkt in der Geschichte St. Gallen's. Indem das Herzogshaus des den Schwaben ferneliegenden sächsischen Stammes zum Königsthrone berufen wurde, ergab sich von selbst eine gewisse Lockerung der Beziehungen der Süddeutschen zu dem königlichen Hofe. Wenn auch, zwar noch nicht Heinrich I., so doch nachher der erste, wie der zweite Otto und die Enkelin Heinrich's, die Herzogin Hadwig, dem Kloster sich günstig erzeigten, so ist doch von einem so engen herzlichen Verhältnisse nicht mehr die Rede, wie das besonders bei dem Karolinger Kaiser Karl III., welcher fälschlich der Dicke heisst, und wieder bei König Konrad der Fall gewesen war. Andererseits zeigten sich die Aebte des Klosters zum Theil weniger befähigt, als die Vorsteher im vergangenen Jahrhundert; manche waren einseitige Gelehrte und ermangelten der Thatkraft; andere tüchtigere Männer regierten allzu kurze Zeit, oder es ergaben sich zwischen einem willenskräftigeren Abte und den Mönchen widrige Händel. Dazu kam nur sechs Jahre nach Salomon's Absterben der zwar für St. Gallen im Ganzen sehr glimpflich abgelaufene Einfall der Ungarn — während die wilden Heiden die fromme Jungfrau Wiborada in ihrem käfigartigen Häuslein erschlugen, schonten sie des Lebens des mit dem Eigensinn des Blödsinnigen bei der allgemeinen Flucht im Kloster zurückgebliebenen Bruders Heribald —; aber nicht lange nachher wüthete eine verderbliche Feuersbrunst. Unbotmässigkeiten der weltlichen Verwalter der Kloster-

güter beeinträchtigten die Oekonomie, und so liess noch eine Reihe von Umständen die äusserliche Seite des klösterlichen Lebens im zehnten Jahrhundert gegenüber dem neunten etwas verdunkelt erscheinen.

Indessen den wissenschaftlichen Ruhm, den blühenden Zustand der Schulen vermochten diese von aussen kommenden Störungen doch noch nicht zu beeinträchtigen. Im Gegentheil gehören auch dem zehnten Jahrhundert mehrere Gelehrte an, deren Ruhm demjenigen der karolingischen Zeit nicht nachsteht. Vorzüglich sind da das eine Mal drei, im anderen Falle zwei Personen des gleichen Namens hervorzuheben.

Wohl aus der Gegend von Gossau oder vielleicht auch von dem mit Gossau im engen Zusammenhange stehenden Herisau war Ekkehart nach St. Gallen gekommen, der als der erste dieses Namens im Kloster genannt wird. Unter den Würdenträgern stieg er zu der nach dem Abte höchsten Stelle des Decanes empor: man hört, dass er die Rechte des Klosters geschickt zu wahren verstand, und wenig hätte gefehlt, dass er im Jahre 958 selbst zur Leitung des Klosters als Abt gelangt wäre. Aber bleibender noch hat er seinen Namen durch litterarische Leistungen gemacht. Ansehnlicher als die verschiedenen Hymnen, die ihm zugeschrieben werden, ist ein Lied weltlichen Inhaltes, welches er, selbst später ein tüchtiger Schulregent, als Schüler nach dem Geheisse seines Lehrers Gerald gemacht hatte, eben das Lied nämlich vom Helden Waltharius, wo ein Stoff der deutschen Heldensage, „nibelungischer Inhalt in virgilischem Gewande," besungen wird. Wie Kaiser Otto I., so soll auch ein Papst bei einem Besuche in Rom ihn hoch geehrt haben, und als er im Jahre 973 starb, brach der spätere Abt Ymmo angesichts der Leiche in die Worte aus

den Klageliedern des Jeremias aus: „Sieh, Herr, und betrachte, wen du da eingeherbstet habest!"

Ekkehart I. hatte vier Neffen in die klösterliche Gemeinschaft gezogen, einerseits zwei gleichnamige, Ekkehart II. und Ekkehart III., dann den Notker, welchen man unter dem Namen Labeo, des Grosslefzigen, wegen seiner grossen Lippe, kennt, und den Purchard, welcher später als der zweite dieses Namens Abt wurde. Allein ehe wir diese vier einem folgenden Menschenalter angehörigen Mönche schildern können, bleibt uns noch ein älterer, dem ersten Ekkehart gleichzeitiger Notker zu erwähnen übrig. Das war der zwei Jahre nach Ekkehart I. verstorbene Notker der Arzt, der aber auch ausserdem sich auf mehreren Gebieten geistiger Thätigkeit hervorthat und durch seine scharfe Zucht in der Schule und unter den Brüdern den Beinamen des Pfefferkorns sich erwarb. Auch er war weit über des Klosters Mauern hinaus hoch geehrt, und als in seinen letzten Jahren Otto I. und Otto II. gemeinsam St. Gallen besuchten, geleiteten sie den greisen blinden Mann, indem sie ihn sorglich an der Hand zwischen sich führten, in das Innere des Klosters hinein.

Von den vier Neffen Ekkehart's I. scheinen zwei, Ekkehart II. und Ekkehart III., erheblich älter gewesen zu sein, als Notker Labeo und Purchard, und auch unsere Kenntnisse über diese vier Männer sind nicht gleichmässig gross.

Der zweite der Ekkeharte wird als Lehrer an den beiden Schulen, der äusseren für die Söhne des Adels und die Weltlichen überhaupt bestimmten und der inneren, wo die künftigen Mönche ihren Unterricht empfingen, genannt und seine Schulhaltung gerühmt: sechs Bischöfe, die er unterrichtet hatte, begrüssten ihn einmal zugleich in Mainz. Aber von seinen Schriften ist nur sehr wenig übrig ge-

blieben, und die äusseren Schicksale des Mannes fallen uns zumeist in das Auge. Denn Ekkehart II. ist es, welcher, durch die Schönheit seines Angesichtes blendend, von funkelnden Augen, von herrlicher Gestalt, weise und beredt und klug in Rathschlägen, die Ehre erfuhr, von der Herzogswittwe Hadwig als Lehrer im Lateinischen gewünscht zu werden. Sie empfahl ihn dann an den kaiserlichen Hof und da stieg er, nicht zum geringsten auch durch die Gunst der Kaiserin Adelheid, zu hohem Ansehen. Ferne von St. Gallen, als Dompropst zu Mainz, starb der als „Höfling" bezeichnete Ekkehart II. im Jahr 990.

Sehr im Dunkeln liegen die Schicksale des dritten Ekkehart, dessen Todesjahr nicht einmal bekannt ist. Man hört nur, dass auch er, damals noch einfacher Diakon, seinen Vetter Ekkehart II. einmal nach dem Hohentwiel begleitete und da, weil auch er in Wissenschaften tüchtig war, die Burgcapläne unterrichtete. Später stieg er in St. Gallen gleichfalls zum Amte des Decans empor, und man muss ihn im Kloster sehr geliebt haben, da es sonst nicht denkbar wäre, dass, wie uns ein späterer Vers berichtet, ein Mitbruder, sich über die Leiche werfend, vor Schmerz selbst den Geist aufgab.

Die kleine St. Gallen'sche Gelehrtengesellschaft auf der herzoglichen Burg im Hegau vergrösserte aber vorübergehend auch noch ein weiterer Vetter Ekkehart's II., der Klosterschüler Purchard. Er ist jener Knabe, der zur Herzogin Hadwig hatte gelangen wollen, um die in jener Zeit noch seltene Gelegenheit, das Griechische zu erlernen, zu benützen; denn Hadwig war als Kind einem byzantinischen Kaiser als Gemahlin bestimmt gewesen und deswegen im Griechischen unterrichtet worden. Der lernbegierige Knabe sprach trefflich in lateinischen Versen:

„Grieche, Herrin, möcht' ich sein, kaum erst ein Lateinerlein", —

und als ihn die Herzogin küsste:

„Freudig ich erschrecken muss über solchen gnäd'gen Kuss".

Im Jahre 1001 wurde Purchard zur Abtwürde erhoben und er verstand es, dem durch die Schuld seines Amtsvorgängers arg geschädigten Kloster den Glanz früherer Zeit vorübergehend nochmals zu geben. Vorzüglich der wissenschaftliche Ruhm war unter ihm, Dank den Bemühungen seines Vetters Notker Labeo, ein ungewöhnlicher. Einer der berufensten Kenner der älteren deutschen Litteraturgeschichte rühmte es, dass gerade in diesen Jahren eines letzten grossen Aufschwunges die Künstler- und Gelehrtengeschichte des Klosters St. Gallen in den Grundzügen die Geschichte der Kunst und Gelehrsamkeit des deutschen Mittelalters überhaupt gewesen sei.

Die Vielseitigkeit der St. Gallen'schen Schule tritt in der Person des Notker Labeo in der glänzendsten Weise hervor. Zugleich für den gütigsten und den gelehrtesten Mann seiner Zeit hielten ihn die Klosterbrüder, und wirklich erweckt, was von seinen Arbeiten noch übrig ist, eine nicht geringe Achtung vor der wissenschaftlichen Thätigkeit dieses Mönches. Als Mann der Gottesgelahrtheit und als Sprachkundiger, als Mathematiker und als Astronom, als Kenner der Musik und als Dichter steht er vor uns. Allein schon sein zweiter Beiname Teutonicus, der Deutsche, ist eine weitere Auszeichnung dieses Lehrers an der Klosterschule. An einzelnen Spuren, dass man schon früher auch in St. Gallen die Muttersprache nicht völlig vernachlässigte, mangelt es nicht: so hatte Ratpert einen Lobgesang auf den heiligen Gallus gedichtet, „ein Lied in barbarischer

Sprache, für das Volk zum Singen", wie ein Späterer vor seiner allein übrig gebliebenen lateinischen Uebersetzung sich ausdrückte. In Notker Labeo aber ist nun geradezu das Haupt einer Schule deutscher Uebersetzer zu erblicken; denn nicht so sehr um selbständige Werke, als um Uebersetzungen und Erklärungen handelte es sich dabei, so aber, dass neben biblischen Stücken auch die classische Litteratur, Aristoteles, Boetius, Berücksichtigung fanden.

Dankbares Gedächtniss des Schülers und dessen eigene Leistungen sind das schönste Denkmal für den Lehrer. So ist denn auch in diesem Falle nicht das kleinste Zeugniss für die Bedeutung des Notker Labeo, dass der vierte der Ekkeharte sein Schüler gewesen ist. Denn wie unter den Ekkeharten dieser vierte des elften Jahrhunderts unbedingt voransteht, so ist andererseits Ekkehart IV. vor einer langen Zeit des Dunkels der letzte grosse Vertreter St. Gallen'scher Wissenschaft.

Wo dieser vierte Ekkehart seine Heimat gehabt habe, lässt sich nicht sagen; denn aus dem Umstande, dass sein Bruder Ymmo als der Abt eines Klosters in einem Vogesenthal genannt wird, auf eine elsässische Abstammung zu schliessen, wäre allzu gewagt. Ebenso liegt die Geburtszeit des Notker'schen Schülers im Dunkel: nur annähernd lässt sich sagen, dass er jedenfalls schon in reiferen Jahren stand, als im Jahre 1022 der hochgeehrte Lehrer verschied. Der Anfang von Ekkehart's IV. Leben ist etwa in die zweite Hälfte des letzten Viertels des zehnten Jahrhunderts zu setzen.

Ekkehart stand noch am Sterbelager des Notker Labeo; dann aber verliess er St. Gallen auf einige Zeit, um nach Mainz überzusiedeln und dort als Vorsteher der Schule zu wirken. Der damalige Erzbischof von Mainz, Aribo, war

selbst eine Persönlichkeit, welche sich litterarisch bethätigte, und aus Aufzeichnungen Ekkeharts ergibt sich ein wissenschaftlicher Verkehr desselben mit dem Haupte der Mainzer Kirche. Von Aribo war Ekkehart aufgemuntert worden, das Walthariuslied Ekkehart's I. zu überarbeiten, durch Ausmerzung von Germanismen die Latinität desselben zu verbessern; doch wäre es mehr als gewagt, aus den mehrfachen Gestalten, in welchen dieses epische Gedicht in den verschiedenen Handschriften in der Gegenwart vorliegt, eine einzelne mit Bestimmtheit als diese Redaction Ekkehart's IV. zu bezeichnen. Auch am kaiserlichen Hofe wurde die Thätigkeit des Mainzer Schulvorstehers in ehrenvoller Weise anerkannt. Als Kaiser Konrad II., der erste aus einem neuen Kaisergeschlechte — mit Heinrich II. waren im Jahre 1024 die Ottonen ausgestorben —, das Osterfest des Jahres 1030 in der ehrwürdigen Pfalz von Ingelheim unweit Mainz feierte, wurde Ekkehart IV. die Ehre zu Theil, vor dem versammelten Hofe das Hochamt zu singen. Drei seiner früheren Schüler, die zu bischöflichen Würden emporgestiegen waren, standen dem vor Freude weinenden Lehrer hülfreich bei, und nach der kirchlichen Feier empfing der Mönch, als er sich dem Kaiser zu Füssen warf, in etwas bizarrer Weise Beweise der Gnade desselben, indem man ihn bedeutete, zuerst von den Füssen des Kaisers, sodann von denen der Kaiserin die ihm bestimmten Unzen Goldes zu nehmen; Konrad's Schwägerin aber steckte ihm, seines Sträubens ungeachtet, einen Ring an den Finger. Doch als Aribo im darauffolgenden Jahre 1031 aus dem Leben geschieden war, verweilte Ekkehart wohl nicht mehr lange Zeit ferne von seinem Kloster, sondern kehrte nach St. Gallen zurück.

Hier hat er von da an unter seinen Brüdern und für

dieselben, voran aber für die Schule, noch ungefähr drei Jahrzehnte gewirkt. Sein Todesjahr steht nicht fest; doch darf man dasselbe mit ziemlicher Sicherheit um das Jahr 1060 ansetzen. Jedenfalls hat also Ekkehart ein ansehnliches Alter, wahrscheinlich von mehr als siebzig Jahren, erreicht.

Ekkehart IV. war in erster Linie ein gelehrter Schulmeister und in enger Verbindung damit ein eifriger Schriftsteller, dergestalt, dass seine litterarische Thätigkeit so ziemlich den ganzen Umkreis der damaligen in St. Gallen gepflegten Wissenschaften repräsentirt. Als seinen hauptsächlichsten Ruhm scheint Ekkehart selbst die lateinische Dichtkunst betrachtet zu haben, worin freilich wir mit ihm nicht übereinstimmen. Denn in seinen unendlich vielen Versen ist von wahrer Poesie äusserst wenig zu finden. Steifheit in der Form, Schwulst im Ausdrucke, Dunkelheit in der Darstellung beeinträchtigen häufig die Benützung dieser Gedichte, wo dieselben einen wichtigeren Inhalt überhaupt in sich bergen. Dazu kömmt das Versmass, in welches Ekkehart den Ausdruck seiner Gedanken gekleidet hat: es sind fast ausnahmsweise die im Mittelalter so beliebten leoninischen Hexameter, in denen sich, den classischen Ueberlieferungen durchaus widersprechend, die Mitte des Sechsfusses mit dessen Abschluss reimt, und auch wo Distichen vorkommen, weisen dieselben bei ihm gleichfalls Reime auf. — Weiter aber lag die Stärke Ekkehart's in der Glossirung und Kritik theils älterer fremder, theils auch der eigenen Arbeiten. In einer Reihe von St. Gallen'schen Handschriften ist von Ekkehart's unverkennbarer Hand noch heute am Rande oder zwischen den Zeilen eine Fülle von Anmerkungen, Verbesserungen, Erläuterungen vorhanden, theils zur Richtigstellung der Texte, theils um durch die aus reicher Belesenheit geschöpften

Erklärungen den Inhalt zu erhellen. Aber wie schon bemerkt, auch in seinen eigenen Arbeiten that sich Ekkehart dergestalt nie genug: er feilte und ergänzte und änderte an denselben oft bis zur Unleserlichkeit herum, und von einzelnen seiner Arbeiten gibt es zwei und drei Redactionen aus seiner eigenen Hand: „selbst corrigirte Exercitien“ sind desswegen dergleichen viel veränderte Gedichte Ekkehart's genannt worden.

Doch es ist wohl am richtigsten, Beweise für das hier Gesagte aus derjenigen Handschrift von St. Gallen zu nehmen, welche, völlig von Ekkehart's IV. Hand geschrieben, das eigenthümlichste Denkmal desselben enthält. Es ist das der die Bibliotheksnummer 393 tragende Pergamentcodex in Quartformat zu St. Gallen, welcher etwas über 250 Seiten zählt und von seinem Hauptbestandtheile den Namen des Liber Benedictionum, des Buches der Segnungen, trägt. Der grösste Theil der Handschrift ist für praktische Zwecke zusammengestellt. Der Lehrer wollte in derselben ein Schulbuch, eine Sammlung von Mustern für lateinische Schuldichtung geben, und er selbst deutet weiter an, dass die Mehrzahl der Uebungsstücke, welche er hier zusammengeordnet habe, aus seiner eigenen Schulzeit unter Notker Labeo herstamme. Es muss nothwendiger Weise den früheren Schüler hoch erfreut haben, als er unter alten Schriften Notker's, wie er selbst erzählt, seine eigenen von ihm vor langer Zeit in der Schule gelösten Aufgaben sorgfältig aufbewahrt vorfand und sie nun selbst wieder für seine Schüler als Anleitung verwenden konnte. Diese Zusammenstellung selbst freilich erfolgte erst in einer weit späteren Zeit, indem Ekkehart das Buch der Segnungen einem in Mainz gewonnenen Freunde, dem späteren Abte des Klosters St. Maximin bei Trier, Johannes, widmete.

Weit den Hauptbestandtheil des Buches der Segnungen bilden die „Segnungen“ im engeren Sinne des Wortes, nach der Ordnung des Kirchenjahres von der Adventszeit an sich folgende Gesänge zur Verherrlichung der einzelnen Kirchenfeste. Hauptquelle waren dem Dichter natürlich, wie überall, die Bibel, die Kirchenväter, die Legenden der Heiligen; aber auch die Belesenheit in den classischen Autoren tritt, gleichfalls im Einklange mit Ekkehart's übrigen Arbeiten, hervor, so unter anderem, wenn unter Beziehung auf Sallust's Jugurtha der seine Wundmale zeigende Christus mit dem römischen Kriegsmann Marius, dessen Brust ehrenvolle Narben wies, verglichen wird, oder wenn Petrus als himmlischer Consul und Gallus als himmlischer Prätor erscheinen oder der Untergang der thebäischen Legion die Thermopylen in den Schatten stellen soll. An anderen Stellen werden sittliche Lehren angehängt, allegorische Erklärungen gegeben, so zum Beispiel in dem wunderlichen Gedicht über die mystische Bedeutung der Zahlen eins bis zwölf.

Ein kleineres aber ebenso eigenthümliches Stück von etwas über dritthalb hundert Versen schliesst sich im Codex an die Segnungen zunächst an, nämlich die von Ekkehart dem Bruder, Abt Ymmo, gewidmeten Benedictiones ad mensas. Diese „Segnungen zu den Gerichten“ enthalten eine culturhistorisch höchst aufschlussreiche Aufzählung aller derjenigen Speisen und Getränke, welche in St. Gallen auf den Tisch kommen konnten: also eine grossartige Speisekarte in religiöser Umrahmung, da jeder einzelne Hexameter den Segen über ein einzelnes Tischgericht ausspricht. Wenn auch natürlich nicht anzunehmen ist, dass alle diese Speisen jemals zugleich aufgetragen worden seien, so enthält doch immerhin die lange Liste ein Zeugniss dafür, dass es im Speisesaal zu St. Gallen im elften Jahrhundert

nicht mehr so einfach zuging, wie Verordnungen des neunten noch vorgeschrieben hatten, sondern dass die Küche schon ganz Ansehnliches leistete. Zuerst ist, weil bereits vor allem Andern auf dem Tische stehend, eine ganze Reihe von Broden und Kuchen erwähnt und auch die Brosame von der Tafel gesegnet. Auf das Salz und die Saucen kommen als erster Gang die Fische in nicht weniger als 35 Versen, wobei am Ende als Wasserthier auch der Biber auftritt. Dann kommen Vögel, fünfzehn Arten, siebzehn Bereitungen verschiedenen Schlachtviehes, hernach Wildpret in Menge und ebenso Nachgerichte, wobei die Gemüse, hierauf Baumfrüchte und weitere Gartengewächse. Interessant ist die Aufführung verschiedener völlig verschwundener Thiere, des Wisent, des Urochsen, des wilden Pferdes, des Steinbocks. Dagegen ist einheimisches Obst noch sehr selten, darunter allerdings die steinige Birne, und zumeist durch von Italien her im Handel gebrachte Südfrüchte ersetzt. Einblicke in die Kochkunst werden leider nicht häufig gewährt; nur kann versichert werden, dass man es an reichlichem Würzen nicht fehlen liess, und Specereigemenge zum Beispiel kommt sogar als eine eigene Speise vor. Dagegen wird gewarnt vor Pfauen-, Schwanen- und Entenfleisch als unverdaulich, ebenso die Haselnuss als dem Magen schädlich widerrathen, der Knoblauch aber als höchst zuträglich empfohlen. Den Schluss bildet eine längere Reihe von Getränken, nicht blos einfacher Wein, sondern auch gewürzter, gekochter, mit Honig vermischter Wein, ferner Apfelwein, Meth, Bier und endlich das Wasser, und dieses letzte musste Ekkehart als Schüler nach Notker Labeo's Befehl noch besonders loben, weil er vorher beim Weine etwas zu stark in die Saiten gegriffen hatte.

Den übrigen Theil der inhaltreichen Handschrift füllen

kleinere Stücke. Nach einander kommen Verse, verfasst auf Aribo's Bestellung für biblische Gemälde in dem damals im Neubau begriffenen Dom von Mainz, hernach ähnliche erklärende Poesien für Gemälde im Kloster St. Gallen selbst zur Verherrlichung des heiligen Gallus, gedichtet auf den Befehl des Abtes Purchard II. Weiter schliesst sich hieran die ebenfalls aus Ekkehart's Feder geflossene Uebersetzung des schon von uns erwähnten Ratpert'schen Liedes auf den heiligen Gallus. Kleinere Stücke folgen auf den letzten Seiten, darunter zwölf möglicher Weise niemals zur Anwendung gekommene ziemlich hölzerne Grabschriften für berühmte Personen innerhalb und ausserhalb St. Gallen's.

Von diesen kürzeren Gedichten heben wir nur noch ein Vacanzlied der St. Galler Schüler heraus, das vom Feste der heiligen drei Könige seinen Ausgang nimmt.

„Schlafet, ihr Wissenschaften! habt Ruhe, ihr Bücher!" ist das Grundthema der grösseren ersten Hälfte. Dann wird geschildert, mit was für Vergnügungen die Schüler ihren Ferientag ausfüllen. Helmbewehrt bekämpfen sie sich durch Steinwurf, oder sie ringen nach dem Vorbilde der Alten, wie es scheint, mit wenigstens theilweise unbedecktem Körper und mit gesalbten Händen, oder sie suchen im Wettlauf Preise zu erringen; und noch von anderen Ergötzungen ist die Rede. Dabei heisst es: „Friede halte die Ruthe; blind wie der Maulwurf sei der Aufseher; elyseische Felder möge der Lehrer sich erträumen." Aber die Krönung des Tages ist dreierlei: die Fackel — nämlich noch Abends bei Licht der Erholung sich erfreuen zu können —, das Bad, der Wein.

Doch nicht als lateinischer Dichter hat Ekkehart IV. seinen Namen in erster Linie auf die Nachwelt gebracht,

mag er auch noch so kunstreich mit der Form gespielt und einmal in einem Gedichte zum Preise des Abtes Purchard II. zwölf Verse einzig durch mit dem Buchstaben P beginnende Worte, mit Ausnahme von zweien, die nicht zu umgehen waren, angefüllt haben. Die verdienstlichste Arbeit vielmehr, welche er durchgeführt hat, ist, dass er die Hauschronik des Klosters fortsetzte, dass er die Casus sancti Galli wieder aufnahm, nachdem sie mit dem Jahre 883, seitdem nämlich Ratpert zu schreiben aufgehört hatte, in das Stocken gerathen waren.

Allein hier muss nun von vorne herein die Frage aufgeworfen werden, ob wir in diesen Ekkehart'schen Casus wirklich eine Geschichte des Klosters für die betreffende Zeit vor uns haben, und die Beantwortung dieser Frage liegt grösstentheils darin enthalten, dass wir zuerst erörtern, ob Ekkehart wirklich Geschichte im wahren Sinn des Wortes habe geben wollen.

Abt Purchard II. hatte mit anderen geistlichen Herren, Fürsten des deutschen Reiches, den Kaiser Heinrich II. auf dessen letzter Fahrt über die Berge begleitet und war dabei im Jahre 1022 von einer ansteckenden Krankheit, wahrscheinlich in Toscana, dahingerafft worden: — es war dieselbe Seuche, welche, durch die Kriegsleute aus dem Süden zurückgebracht, in St. Gallen den Notker Labeo und noch andere treffliche Männer tödtete. Auf Purchard war Thietpald als Abt gefolgt, den hinwiederum nach zwölf Jahren, 1034, Nortpert in der Leitung des Klosters ablöste.

Aber dieses Mal war der Wechsel in der Besetzung der Abtwürde von weit tieferer, mächtiger einwirkender Bedeutung, als das jemals seit der Einsetzung des Abtes Otmar für St. Gallen der Fall gewesen war.

Die benedictinische Regel, wie sie durch Otmar für das Kloster zur Geltung gebracht worden, hatte durch drei Jahrhunderte hin für dasselbe die gedeihlichsten Früchte getragen. Unter ihr war St. Gallen gross und berühmt geworden, ein Licht der Wissenschaft weit über das eigene Stammgebiet hinaus. Indessen haben wir schon gesehen, dass mit dem zehnten Jahrhundert ein gewisses Sinken, obschon auf dem Gebiete der geistigen Bethätigung nicht spürbar, für das klösterliche Leben eingetreten war. Manche Störungen der Verwaltung, eine etwelche Lockerung der Zucht, eine etwas leichtere Auffassung der im engeren Sinne des Wortes mönchischen Verpflichtungen sind unverkennbar. Dahin gehören auch die Beurlaubung Ekkehart's II. nach dem Hohentwiel und der lange Speisezettel Ekkehart's IV. im Buche der Segnungen. Dass eine Gegenwirkung nach diesen in den Augen weniger human, als asketisch denkender Kreise als Verfall sich darstellenden Erscheinungen eingetreten ist, wird uns kaum überraschen können.

Eine Wiederbelebung des französischen Mönchsthums war schon seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts mit Thatkraft und Erfolg von Clugny aus in Angriff genommen worden. Diese Anregungen hatten sich bis in den Anfang des elften Jahrhunderts auch nach Deutschland verbreitet. Kaiser Heinrich II. war bereits von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Benedictinerklöster im deutschen Reiche erfüllt, und Versuche waren von ihm in dieser Richtung gemacht worden. Aber erst die Herrscher der neu eintretenden Dynastie, schon Konrad II., doch in weit höherem Grade und von einem eigentlichen Pflichtbewusstsein erfüllt, sein Sohn Heinrich III., arbeiteten nun für die Ausbreitung einer geschlossenen Congregation von

Klöstern nach dem Muster von Clugny. Das waren die zunächst noch, wie es schien, zum Besten des deutschen Reiches und der kaiserlichen Macht getroffenen Vorbereitungen für jene Befestigungen kirchlichen Einflusses, welche sich dann unter der nächstfolgenden Kaiserregierung, in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, als ebenso viele Bollwerke für den furchtbaren Kampf Gregor's VII. gegen Heinrich IV., für den Kampf der von Rom beherrschten Kirche gegen den Staat, herausbilden sollten.

Diese an die cluniacensische Klosterreform sich anknüpfenden Machtfragen lagen noch in einer scheinbar fernen Zukunft verborgen, als die Zumuthung einer Umgestaltung im cluniacensischen Sinne auch dem stolzen Kloster St. Gallen mit seinen ehrwürdigen Ueberlieferungen gemacht wurde. Der als Reformator im Sinne Clugny's bewährte Abt des unweit Lüttich gelegenen Klosters Stablo, Poppo, war schon seit dem Jahr 1030 durch Konrad II. bei der Einrichtung einzelner Klöster des innern Deutschland nach dem cluniacensischen Vorbilde unterstützt worden; Schüler des Abtes Poppo, lothringischen Ursprunges, waren zur Würde von Aebten in mehreren Gotteshäusern gelangt, und dasselbe geschah nun 1034 dem Kloster St. Gallen. Denn jener nach dem Tode Thietpald's eingesetzte Abt Nortpert war ein Schüler Poppo's und mit einigen lothringischen Mönchen aus Stablo selbst nach St. Gallen gekommen. Eine Ankündigung der durch dieses Eindringen der Niederländer bevorstehenden Aenderungen liess sich auch darin erblicken, dass Nortpert die Feier des Schutzheiligen von Stablo, des heiligen Remaclus, in St. Gallen einführte.

Als in solcher Gestalt Neuerungen im Kloster der Notkere und der Ekkeharte zu befürchten waren, befand sich, wie sich uns schon oben ergab — Erzbischof Aribo

von Mainz war im dritten Jahre vor Nortpert's Ankunft gestorben —, Ekkehart IV. schon einige Zeit wieder in St. Gallen. Ihm, dem vielseitigen Gelehrten, dem Jünger des Notker Laboo, welcher unter Purchard II. die letzte Blüthezeit St. Gallens mit erlebt hatte, mussten diese neu auftauchenden Franzosen — „Galli", so nennt er sie — ein arger Dorn im Auge sein. Er hält sie für Schismatiker, für anmassende Heuchler; er lässt durchblicken, dass ihm das Ganze nichts als eine ungemeine pharisäische Gleissnerei zu sein scheine; die zum Theil in äusserlichen Veränderungen hervortretenden Abweichungen, wie sie diese „Popponischen" mit den „breitero Blattun, witero Kugulun", den grösseren Tonsuren und den weiteren Kutten, vor die Augen stellten, erklärte er geradezu für teuflische Eingebungen. Er schrieb, man lebe in St. Gallen unter dem Abte Nortpert nicht so, wie dieser selbst und wie die Mönche es wollten, sondern so, wie man eben könnte. Der Gegensatz zwischen der älteren, milderen, die selbständige Entfaltung der eigenen Kräfte ermöglichenden Auffassung der benedictinischen Regel und dieser neueren, strengeren, die mönchische Abtödtung betonenden Ordnung von Clugny ist in Ekkehart IV. einerseits und Abt Nortpert andererseits dargestellt. Mit einem wahren Heimweh muss Ekkehart in die Zeit der Karolinger und der Ottonen als in die alte gute Zeit zurückgeblickt haben, und in diesem Sinne machte er sich daran, den Faden, welchen Ratpert fallen gelassen, wieder aufzunehmen und an jenen Anfang der Casus eine Fortsetzung bis auf die eigene Zeit — freilich gelangte er dann bei weitem nicht bis dahin — anzuknüpfen.

Auf diesem Wege war Ekkehart IV. zur Geschichtschreibung gekommen.

Aus diesem Grunde ist in neuerer Zeit, während früher die Glaubwürdigkeit der Ekkehart'schen Casus eher zu hoch angeschlagen worden war, die Ansicht laut geworden, es sei Ekkehart fortan in die Reihe der „Tendenzhistoriker" zu verweisen. Zuzugeben ist, dass in einigen Theilen seiner Erzählung Einseitigkeit greifbar hervortritt, ein oft schiefes Licht auf einzelne Persönlichkeiten und Ereignisse geworfen wird. So ist z. B. die höchst einlässliche Darstellung einer grossen Untersuchung der klösterlichen Verhältnisse durch eine aus Bischöfen und Aebten zusammengesetzte Commission, deren chronologische Unterbringung schon den Kritikern ein nicht geringes Kopfzerbrechen verursacht, nur mit grossem Misstrauen aufzunehmen, und im gleichen Zusammenhange ist der Reichenauer Mönch Ruodman arg ungerecht als roh, verläumderisch, von niedrigen Absichten erfüllt hingestellt worden, woneben ein aus anderen zeitgenössischen Nachrichten als treffliche Kraft hervorgehender Mönch vom Niederrhein, Sandrad, der erste Abt von Gladbach, nicht weniger schlecht wegkömmt. Vielmehr scheint festzustehen, dass schon in den letzten Tagen Kaiser Otto's I. eine Klosterreform zu St. Gallen vom kaiserlichen Hofe selbst, eben durch Sandrad, angebahnt worden sei; freilich glückte dann dieselbe keineswegs, und eine parteiisch gefärbte Ueberlieferung hievon liegt in Ekkehart's Bemerkung vor, man habe nach der Entfernung Sandrad's aus St. Gallen daselbst gejubelt, dass man eines „Satans" losgeworden sei.

Doch darf bei der Beurtheilung des Charakters desjenigen, welcher uns diese Dinge erzählt und welcher sie uns in dieser Form vorbringt, nicht vergessen werden, dass es sich um Ereignisse handelt, welche über Ekkehart's Geburtsjahr zurückliegen: er kam überhaupt gar nicht mehr

dazu, sei es nun, dass ihn der Tod zu frühe abrief, oder aus einem anderen uns nicht bekannten Grunde, Zeiten zu schildern, welche noch in seine eigenen Lebensjahre fielen. Er schöpfte aus der reichlich im Kloster vorhandenen Ueberlieferung, ohne allzu viel um schriftliche Quellen sich zu bekümmern: er sagt einmal geradezu, wer Genaueres wissen wolle, möge das in den Schriften des klösterlichen Archivs selbst nachlesen. So kömmt es denn, dass von der Einleitung an, wo er warnt, man möge nicht den ersten und den zweiten Bischof Salomon von Constanz mit einander verwechseln, und dann selbst einmal den einen statt des andern nimmt, bis zum Schlusse, in welchem behauptet wird, im Jahre 972 sei Kaiser Otto I. mit seinem in Wirklichkeit sieben Jahre früher gestorbenen Bruder, Erzbischof Bruno von Cöln, und dem sogar schon siebzehn Jahre hindurch nicht mehr am Leben befindlichen Schwiegersohne, Herzog Konrad, in St. Gallen eingetroffen, es an Verstössen, an Verschiebungen, an groben Irrthümern, wie wir eben sahen, ganz und gar nicht mangelt.

Die Casus sancti Galli des Ekkehart, die Erzählung klösterlicher Begebenheiten etwa vom Beginne des letzten Viertels des neunten Jahrhunderts bis in den Anfang der siebziger Jahre des zehnten, sind eben, wie ganz vortrefflich geurtheilt worden ist, „nicht Geschichte des Klosters, sondern Geschichten von den berühmtesten Klosterbrüdern", und sie sind, obschon von einem gelehrten in vielen Dingen pedantischen Schulmeister aufgezeichnet, doch in einer verhältnissmässig volksthümlichen Sprache, auch in einem nichts weniger als musterhaften, sondern vielfach an Barbarismen und Dunkelheiten leidenden Latein geschrieben. Man darf nichts weniger als streng historische Belehrung bei Ekkehart IV. suchen, sogar nicht einmal über örtlich St. Gal-

len'sche Angelegenheiten; aber eine reiche Fülle culturgeschichtlicher Aufschlüsse, eine Reihe köstlicher Einzelbilder bietet er dem Leser.

Ekkehart will, wie schon bemerkt, die grossen Persönlichkeiten seines Klosters aus früheren Zeiten, zuweilen mit wehmüthigen Seitenblicken auf die eigene Umgebung, den mitlebenden Brüdern und den künftigen Geschlechtern zeichnen. Schon die äussere Eintheilung zeigt das auf das Deutlichste. Ein erstes ungemein breit angelegtes Buch ist Salomon III., von dem er den Ausgang nimmt, bestimmt; dann folgen kleinere, über Iso, über Ratpert, Notker und Tuotilo, die bei ihm ganz unrichtiger Weise alle drei als völlig gleichzeitig lebend auftreten, und so weiter. Doch an Abschweifungen, an Unterbrechungen des Zusammenhangs mangelt es nirgends. Ebenso bleibt dem Leser manches nicht erspart, was über den gewöhnlichsten Klosterklatsch, über den einfältigsten Witz sich kaum erhebt, „Räubergeschichten", wie Scheffel solche Anekdoten einmal zutreffend bezeichnet. Auch die auf dem bekannten Missverständnisse beruhende Geschichte, dass ein im Wälschen nicht bewanderter Diener einem nicht deutsch verstehenden Gaste ein Bad bereitet und trotz dem Schreien desselben: „Cald, cald", immer mehr heisses Wasser hinzugiesst, bis durch dessen schleunige Flucht die vorgeschützte Lahmheit schmählich widerlegt wird, hat Aufnahme gefunden.

Andere Erzählungen Ekkehart's dagegen zählen zu dem Anmuthigsten, was in mittelalterlichen Geschichtsquellen überhaupt enthalten ist. Dahin gehört zum Beispiel die Erzählung vom Besuche des Königs Konrad im Jahre 911 am Weihnachtsfeste. Der Abtbischof Salomon redet dem Könige unten in Constanz von der glänzenden Art der Fest-

feier in St. Gallen, worauf dieser ruft: „O, dass wir doch dort wären!“ Gleich wird die Reise nach St. Gallen angeordnet, und der Herrscher sieht seinen Wunsch im vollsten Maasse erfüllt. Er freut sich am Leben der Brüder und setzt sich mit ihnen zu Tische, wobei nur der Propst bedauert, dass Konrad nicht den folgenden Tag abgewartet habe, wo Bohnen auf den Tisch gekommen wären. Noch mehr aber ergötzt sich der König an den Kindern der Klosterschule. Bei einem feierlichen Aufzuge lässt er Aepfel auf den Boden der Kirche streuen und verwundert sich, dass sich keiner der kleinen Kuttenträger von seiner Andacht ablenken lässt. Am Tage der unschuldigen Kindlein lesen die Schüler der Reihe nach bei Tische vor, und nachher, wenn sie vom Lesepulte herabgestiegen sind, hebt sie der König zu sich auf und legt ihnen goldene Münzen in den Mund; wie aber einer der ganz Kleinen das Gold heftig schreiend wieder ausspeit, bemerkt der Geber: „Der wird, wenn er am Leben bleibt, einmal ein guter Mönch werden“.

Einen möglicher Weise sagenhaften Anklang weist die Geschichte vom Grafen Uodalrich und seiner Gemahlin Wendilgard auf. Der Graf ist aus dem Kriege gegen die Ungarn nach seiner Burg zu Buchhorn am Bodensee nicht zurückgekehrt und seine Frau zieht desswegen nach St. Gallen hinauf und hat sich da neben dem Häuschen der Wiborada eine Klause bauen lassen. Allein jedes Jahr auf den Tag, welchen sie für den Todestag ihres Gatten hält, fährt sie nach Buchhorn über den See und gibt dort Geschenke an die Armen. Einmal zeigt sich einer der Bettler besonders keck und hält sie an der Hand, mit der sie ihm ein Kleid reicht, fest, umarmt und küsst sie, worauf ihn die Diener zurückreissen und mit Schlägen bedrohen.

„Verschonet mich“, rief er, „mit Streichen, deren ich so viele erduldet, und erkennet euren Uodalrich wieder!“ Endlich will auch Wendilgard es glauben, dass der Geliebte, um welchen sie so lange getrauert, ihr wieder geschenkt sei, und wie aus einem Traume erwachend, jubelt sie ihm den Gruss entgegen. Der Bischof von Constanz entbindet die Klausnerin ihres Gelübdes und eine neue Hochzeitsfeier findet statt. Aber nur kurze Dauer ist dieser zweiten Verbindung beschieden; bei der Geburt eines Sohnes stirbt die Mutter, diesen aber widmet der Vater dem heiligen Gallus, und obschon der Knabe sein ganzes Leben hindurch ein zartes Pflänzchen bleibt, wird er doch später in St. Gallen zum Abte erwählt, Purchard, seines Namens der erste.

Allein man kann sich füglich der Mühe entschlagen, allzu viele einzelne Beispiele aus den Casus als Proben für Ekkehart's Erzählertalent auszulesen; denn durch ein Buch, welches ohne Ekkehart's IV. Arbeit niemals geschrieben worden wäre, durch die Scheffel'sche „Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“, sind ansehnliche Abschnitte dieser Klostergeschichten längst ein Gemeineigenthum geworden. Freilich hat dabei, wie leicht verzeihlich und völlig begreiflich ist, der dichterische Bearbeiter manches verändert, anders gestaltet, Personen und Orte vertauscht. So zum Beispiel würde es ihm ganz und gar nicht gepasst haben, für das Bild des gelehrten Kränzchens auf dem Hohentwiel auch jene Nachricht Ekkehart's IV. zu verwenden, dass die launenhafte Frau ihren Lehrer einmal auf seinem Lager peitschen liess, und dass nur seine kläglichen Bitten sie davon abhielten, ihn auch kahl scheeren zu lassen.

Einer der feinsten Kenner und geschmackvollsten Darsteller des deutschen Mittelalters, Gustav Freytag, hat in seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ längere Stücke aus den St. Galler Klostergeschichten des vierten Ekkehart aufgenommen, und dabei sein Bedauern darüber geäussert, dass sogar Jakob Grimm „dem Verfasser der besten Memoiren aus der ersten Hälfte des Mittelalters“ nicht ganz gerecht geworden sei.

Wenn man mit dem Verfasser der besten deutschen Memoiren überhaupt diese Gattung von geschichtlichen Quellen als „Wahrheit und Dichtung“ bezeichnet, so ist dieses Urtheil über die Casus sancti Galli des Ekkehart völlig zutreffend. Desswegen gerade aber auch war diese Arbeit des St. Galler Mönches des elften Jahrhunderts gleichsam vorausbestimmt für eine dichterische Verherrlichung, wie sie ihr im neunzehnten zu Theil geworden ist.

Und nun erinnern wir uns wieder an jene Frage Scheffel's, ob der Ekkehard, welcher den Waltharius dichtete, und der, welcher auf dem Hohentwiel den Virgil vortrug, die gleiche Person gewesen seien.

Der historische Forscher wird bei der Sammlung der ihm aus den Quellen sich ergebenden, oft so spärlichen Nachrichten die vier Männer gleichen Namens säuberlich auseinander halten. Wenn er aber nach der „Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“ greift und da jene losgerissenen Bruchstücke in dem lebensvollsten Bilde vereinigt erblickt, so wird er zugestehen, dass es in dichterischer Beleuchtung nur einen einzigen Ekkehard geben kann, den Ekkehard nämlich des Joseph Victor Scheffel.

Da es manchen Lesern dieses Vortrages erwünscht sein mag, etwas Näheres über die in demselben besprochenen litterarischen Stücke zu vernehmen, so sei hier noch eine kurze Notiz davon angeführt.

Die in St. Gallen geschriebenen Geschichtswerke über das Kloster finden sich, herausgegeben durch den vortrefflichen, 1833 verstorbenen, selbst aus dem Kloster hervorgegangenen Geschichtschreiber („Geschichten des Kantons St. Gallen", wovon hier der erste Band einschlägt), Ildefons von Arx, in Band II des grossen Quellenwerkes „Monumenta Germaniæ Historica" (1829). Doch ist eine neue Ausgabe dieser Werke, mit einlässlichem Commentar, besorgt von dem Vortragenden, im Erscheinen begriffen, in den „Mittheilungen, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen", und zwar 1870 in Heft XII die Lebensbeschreibungen und Wundererzählungen von Gallus und Otmar, 1872 in Heft XIII Ratpert's Casus sancti Galli (mit Karten der klösterlichen Besitzungen). 1876 wird Doppelheft XV—XVI erscheinen, Ekkehart's IV. Fortsetzung der Casus enthaltend, wovon auch eine Uebersetzung vorbereitet wird.

Die im „Ekkehard" gegebene schöne Uebertragung des Waltharinsliedes Ekkehart's I. durch Scheffel ist verbessert, mit daneben stehendem lateinischem Texte und trefflichen Excursen, 1874 neu erschienen in Scheffel's und Holder's „Waltharius, lateinisches Gedicht des zehnten Jahrhunderts"; als nicht glücklich können dagegen Peiper's Vermuthungen (Ekkeharti primi Waltharius, 1873) über die Person des Dichters des Prologes zum Waltharius, Geraldus, bezeichnet werden.

Den „Liber Benedictionum" hat der wegen seiner Verdienste um die älteren Theile der Geschichte der schweizerischen Gebiete zum Ehrenmitgliede der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz ernannte Professor Dr. Dümmler in Halle zum ersten Male zu einem abgerundeten Bild Ekkehart's IV. als Gelehrten, mit Beifügung zahlreicher Proben, in der „Zeitschrift für deut-

sches Alterthum", Band XIV, 1867, in dem Aufsatze: „Ekkehart IV. von St. Gallen", ausgenützt.

Die „Benedictiones ad mensas" aber hatte Dr. Ferdinand Keller schon 1847 mit einer historischen Einleitung und zahlreichen Erläuterungen in Band III der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich" herausgegeben. Von demselben wurde auch 1844 der p. 7 erwähnte „Bauriss des Klosters St. Gallen", mit begleitendem Texte, in nur wenig verkleinertem Maassstabe veröffentlicht (die Einnahmen des Cyclus von Vorträgen, zu denen dieser Vortrag in seiner Wiederholung in St. Gallen gehörte, sind durch den dortigen historischen Verein für die Anfertigung eines Modelles nach diesem Plane, durch einen in solchen Arbeiten höchst gewandten Künstler, Herrn Lehmann in Genf, bestimmt), und gleichfalls von Keller sind, in Bd. VII dieser „Mittheilungen" (1853) „Bilder und Schriftzüge in irischen Manuscripten" edirt (vgl. o. p. 8: eine Mustersammlung der schönsten Miniaturen der St. Galler Stiftsbibliothek mit Text von Professor Dr. Rudolf Rahn, dem Verfasser der „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz", bereitet der historische Verein in St. Gallen vor).

Die nur etwas zu weit gehende Verdächtigung Ekkehart's IV. als „Tendenzhistoriker" (vgl. p. 25) ist besonders in Heidemann's Abhandlung: „Studien zu Ekkehart's IV. Casus s. Galli", in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" (Band VIII, 1868) gebracht worden.

Ein dem 12. Jahrhundert angehörender Ekkehart V. verdient keine Erwähnung: seine Lebensbeschreibung Notker's des Stammlers ist fast nichts als wörtliche Entlehnung aus den Casus Ekkehart's IV. und an sich absolut werthlos.

Zu den handschriftlichen Schätzen der Stiftsbibliothek von St. Gallen, deren Geschichte der ehemalige Pater Weidmann 1841 veröffentlichte, bietet nun Gustav Scherrer's „Verzeichniss der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen" (Halle 1875) einen ausgezeichneten Wegweiser.

M. v. K.

Kunst und Volksleben.

VORTRAG,

gehalten zu Winterthur

den 11. Januar 1876

von

Salomon Vögelin,

Professor für Kultur- und Kunstgeschichte.

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1876.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Fast muss man Bedenken tragen, in einer Zeit, wo die materiellen Fragen des Volkslebens sich unabweisbar in den Vordergrund drängen, mit Erörterungen über Kunst und Volksleben aufzutreten. Was soll die Kunst dem Volke im Augenblick, wo Alles nach neuen socialen Grundlagen und Gestaltungen ringt und wo die Frage nach dem täglichen Brod alle andern Fragen übertönt?

I.

Doch gerade an dieses tägliche Brod knüpfe ich an. Es ist ein mächtiger Unterschied, ob der Mensch dasselbe durch seine Arbeit verdient oder ob er es als Almosen empfängt, und im letztern, traurigen Falle, wie man es ihm darreicht, ob mit hartem oder mit mildem Herzen. Wir wollen nicht nur ein Stück Brod, sondern auch ein menschliches Mitgefühl. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein.

Noch deutlicher zeigt sich dies über die Nothdurft des Lebens hinausgehende Bedürfniss bei unsern Wohnungen. Vier Wände, eine Decke, eine Thüre und allenfalls noch ein Fussboden würden für eine Aufenthaltsstätte durchaus genügen. Aber welche Wohnung civilisirter Menschen beschränkt sich hierauf? Ich denke nicht an die Paläste der Vornehmen, nicht an das Haus des einfachen Bürgers. Nein, ich rede von der Wohnung des Unbemittelten. Und da ist doch wohl keine, selbst die Hütte des Aermsten nicht, ohne irgendwelchen Schmuck, ohne ein und sei es noch so geringes Bild oder Symbol. Gleicherweise enthält auch das kleinste Gärtchen wohl

kaum nur Kartoffeln und Rüben, sondern daneben noch einige Blumen. Diese sind freilich unproductiver Luxus. Aber wer möchte auf diesen Luxus, wer auf den Blumentopf vor dem Fenster, wer auf den Strauss im Glase Wasser verzichten? Wir suchen damit unserer Wohnung einen freundlichen Schmuck zu geben, auf dem das Auge mit Wohlgefallen ruht, der das Gemüth erheitert, der die Wohnung wohnlich macht.

In den Kleidern wiederholt sich dasselbe. Lumpen würden den Menschen wohl so warm halten als künstlich geschnittene Kleider, ein schmutziger Anzug den Dienst so gut versehen als saubere Wäsche. Allein wir Alle haben das Bedürfniss, in unserm Aeussern anständig, ja hübsch zu erscheinen, und dem Arbeiter bietet der Feierabend, der Sonn- und Festtag die erwünschte Gelegenheit dazu. Dies Bedürfniss entspringt keineswegs blos oder auch nur in erster Linie der Eitelkeit. Nein, es spricht sich darin das tiefe Gefühl aus: Der Mensch, das Meisterwerk der Schöpfung, darf sich nicht vernachlässigen, seinem innern Werthe soll ein würdiges Aeussere entsprechen. Und Niemand wird behaupten wollen, dieses Gefühl der Selbstachtung finde sich nur in den höhern Ständen. Es ist augenscheinlich ein Gemeingut Aller. Ja, gerade in den untern und untersten Ständen, wo dies Bedürfniss aus beschränkten Mitteln bestritten, wo es der bittern Armuth abgerungen werden muss, tritt es um so deutlicher hervor. So drängt ein allgemein menschliches Gefühl uns dahin, unser Dasein möglichst zu schmücken, indem wir zum Nothwendigen das Schöne fügen. Ja, unser Leben erscheint beherrscht von dem Bedürfniss, über die Noth und Qual des Alltäglichen einen verklärenden Schimmer zu giessen.

Dies zeigt sich besonders durchschlagend in dem Augenblick, wo ein Menschenleben erlischt. Auch hier ist es wiederum ein tiefes und allgemein verbreitetes Gefühl, man sei dem Verstorbenen, auch dem Fernstehenden, ja dem Unbekannten, eine anständige Behandlung, eine feierliche Beisetzung, die „letzte Ehre" schuldig. Und wo der Tod in den Familien- oder Freundeskreis eingreift, wo er ein enges Lebensband zerreisst, da wird es sich Keiner nehmen lassen, den Eltern, der Gattin, dem Kinde oder dem Freunde das Todtenbett, den Sarg und das Grab zu schmücken. Und doch sind wir Alle darüber völlig im Klaren, dass sich an der schmerzlichen Thatsache des Todes nichts ändern lässt, weder mit Kränzen noch mit Gesängen. Man darf sagen: Von der Wiege bis zum Grabe schmückt und hebt die Weihe der Kunst, wenn auch in bescheidenster Weise, das Dasein des Einzelnen, und ohne sie würde dies Dasein kein menschliches sein.

Und wie unentbehrlich ist der künstlerische Schmuck erst im Leben der Gesammtheit! Kaum wird irgend eine grössere Versammlung stattfinden, ohne einen über das Alltägliche gehobenen künstlerischen Ausdruck anzunehmen. Man schmückt das Local, man schmückt sich selbst, man vereinigt sich im frohen Lied; ein neues Leben hält mit einem Feste seinen Einzug in einer Ortschaft. Und ist das Fest von allgemeiner Art, ist es ein Vaterlandsfest, so wird der Aufwand immer grösser; alle Künste werden in Anspruch genommen, und schon stehen wir beim Uebergang vom blossen künstlerischen Schmuck zum eigentlichen Kunstwerk. Denn oft entstehen zur Verherrlichung einer Nationalfeier Schöpfungen von bleibendem Werth; der Tag selbst erzeugt geniale Inspirationen und diese reift die folgende Ruhezeit zum harmonischen Kunst-

werk aus. So sind, um mit Uebergehung von hundert andern nur an zwei Beispiele höchster Art zu erinnern, Pindars Siegesgesänge und des Phidias Skulpturen am Friese des Parthenon aus Volksfesten erwachsen. Das hochgehende festliche Gefühl eines solchen Tages verlangt einen bleibenden Ausdruck; und es findet ihn in dem aus dieser Stimmung heraus geborenen Kunstwerk.

Die Thatsache, die wir an die Spitze unserer Betrachtung stellen, dass nämlich die Kunstthätigkeit ihre erste und wesentliche Anregung aus dem Volksleben zieht — diese Thatsache ist nun aber in mehr als Einem Sinne verkehrt gedeutet worden und hat zu unrichtigen Schlussfolgerungen Veranlassung gegeben. Einmal hat man mit der Frage, woher im Allgemeinen der Impuls zur Kunstübung stamme, die andere Frage verwechselt, woher im einzelnen Falle der Auftrag zu einem Kunstwerk gekommen sei, wer den Künstler beschäftigt und bezahlt habe. Anderseits hat man das „Volksleben" im politischen Sinne als eine bestimmte Staatsform genommen, als Republik oder gar als Demokratie, und diese der Monarchie oder der Aristokratie gegenübergestellt. Auf diesen Verwechslungen aber fussen zum guten Theil die Argumente, die man bei der bekannten Controverse, ob die Monarchie oder die Republik die der Kunst zuträglichere Staatsform sei, zu hören bekommt. Aus dieser Verwechslung erklärt sich denn auch die sonderbare Thatsache, dass der Eine der Republik, der Andere mit gleicher Ueberzeugtheit der Monarchie den Beruf zur ächten Kunstpflege abspricht.

Halten wir uns an die Thatsachen. Die Anfangszustände der Menschheit entziehen sich einer politischen

Classification. Die Indianer, welche auf den Schmuck ihres Körpers durch Federn, Spangen, Korallenbänder und Tätowirung so viel halten und damit unverkennbar ein Kunstbedürfniss an den Tag legen, leben unter Häuptlingen, die man weder Könige noch Präsidenten, sondern eben einfach Häuptlinge nennen kann. Aehnlich organisirt werden wir uns die noch primitivern Höhlenbewohner der Dordogne und Haute-Garonne, sowie derjenigen an den Ufern des Genfersee's und des Rheins zu denken haben, die bereits zur Nachahmung von Thieren und Pflanzen fortgeschritten waren. Die monumentale Kunst aber beginnt bei den orientalischen Culturvölkern. Nun hat doch noch Niemand behauptet, dass es Republikaner gewesen, welche im Nilthal die Pyramiden, diese colossalen Königsgräber, aufgethürmt, die Königspaläste und die Tempel errichtet und die Nekropolen aus dem Felsen gehauen; Republikaner, die die indischen Grottentempel ausgehöhlt, die Königspaläste und Tempel von Niniveh und Babylon, von Susa und Persepolis aufgeführt und ganz Kleinasien mit Denkmälern erfüllt haben. Die Thatsache ist vielmehr die, dass während des langen Zeitraumes von drei Jahrtausenden (ungefähr von 4000 bis 1000 vor Christus), während dessen die ganze uns noch erkennbare Culturbewegung sich im Orient vollzog, ausschliesslich die Monarchie im Bunde mit dem Priesterthum den Impuls zu allen monumentalen Kunstschöpfungen gegeben hat. Und kaum dürfte Jemand diesen Werken, so fremd sie uns vielfach geworden sein mögen, den Charakter ächter Kunst absprechen.

Vom Orient ging der grosse Zug der Weltcultur nach Griechenland über, und hier hat die Kunst denn eine Stufe der Vollkommenheit erstiegen, wie vorher und nachher nie mehr. „Das Zeitalter des Perikles“ ist sprüchwörtlich wie

für die Blüthe der Cultur im Allgemeinen, so insbesondere für die Sonnenhöhe der bildenden Künste. Indessen ist auch hier mehrerlei zu bedenken. Einmal, dass diesem Zeitalter Jahrhunderte der Vorübung vorausgingen, während welcher die Pflege der gesammten Cultur und damit auch der Kunst nicht in den Händen der Republiken, sondern der alten Stammkönige oder neu auftauchender Herrscher (sogenannter Tyrannen) lag. Man denke an die Werke, die den Homerischen Schilderungen von Königspalästen zu Grunde liegen, an das Löwenthor von Mykenä und andere Denkmäler im Peloponnes, endlich an die Kunstthätigkeit, welche Pisistratos nur hundert Jahre vor Perikles innerhalb und ausserhalb Athens entwickelte! Anderseits war weder die gesammte Blüthe der griechischen Kunst in das Zeitalter des Perikles zusammengedrängt, noch beschränkten sich die Träger dieser Kunst darauf, den Republiken des Mutterlandes zu dienen. Nach Phidias, den man wohl mit Recht unter Allen am höchsten stellt, dem aber die Republik sehr schlecht gelohnt hat, erheben sich noch Skopas, der Schöpfer der Niobe und vermuthlich der Aphrodite von Melos, und Praxiteles, der Vater eines neuen Göttergeschlechtes, in welchem erst jene vollkommen menschliche Darstellung des Göttlichen durchgeführt erscheint, die man gewöhnlich als die weltgeschichtliche Mission der griechischen Kunst bezeichnet. Beide lebten in den letzten Zeiten der Auflösung Griechenlands. Lysippos war der Zeitgenosse Alexanders des Grossen und dankt seinen Ruhm, gerade wie Apelles, der grösste Maler des Alterthums, wesentlich den Aufträgen dieses Herrschers. Dass aber auch zur Zeit der griechischen Republiken die Kunstthätigkeit der grössten Meister eine von politischen Rücksichten durchaus unabhängige, frei geübte war, zeigt das Beispiel des Skopas,

der mit drei andern berühmten athenischen Bildhauern den Schmuck des Mausoleums von Halikarnassos zu Ehren eines persischen Satrapen übernahm. Als nach dem Tod der Artemisia der Bau zu stocken drohte, führten diese vier Athener das Werk „als ein Denkmal ihrer eigenen Glorie und Kunst“ zu Ende.

Besonders ungünstig endlich stellen sich zu der Behauptung, nur ein republikanisches Gemeinwesen vermöge ächte Kunst zu fördern, die langen Jahrhunderte des Römerreiches. Eine noch heute Achtung gebietende Kunstthätigkeit entfalteten die Etrusker, und durch die Könige etruskischen Stammes ward dieselbe auch nach Rom verpflanzt. Unter den Tarquiniern entstunden der Jupitertempel auf dem Capitol und die Cloaca Maxima — Werke, denen die das Königthum ablösende Republik lange entfernt nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat. Erst 312, 200 Jahre nach Vertreibung der Könige, wurde die erste grosse Militairstrasse, die Via Appia, begonnen, und der ganze Baueifer der Republik bezog sich, vorher und nachher, auf reine Nutzbauten. Zuletzt unter den Kaisern führte das Bedürfniss, die Residenz mit Kunstwerken zu schmücken, zu einer neuen Kunstpflege. Jetzt, auf das Geheiss der Monarchen, entstunden in der Hauptstadt und in allen Theilen des Reiches jene gewaltigen Schöpfungen — Tempel, Theater, Cirken, Basiliken, Badeanlagen, Siegesdenkmäler, Kunststrassen, Brückenbauten, Wasserleitungen — die noch in ihren Trümmern das Staunen der Nachwelt erregen. Einzelne derselben, die Amphitheater und theilweise die Badeanlagen, sind zugleich Denkmäler des Sittenverfalles.

Das Mittelalter stellt ein ähnliches Bild dar. Bis spät hinunter sind es einzig die Fürsten und voraus

die Kirche, von denen alle Kunstschöpfungen ihren Antrieb erhalten, ja ohne die diese Kunstthätigkeit überhaupt gar nicht gedenkbar wäre. Denn was bleibt, wenn man die Kirchen- und Schlossbauten, die Kirchen- und Heiligenbilder und die gleichfalls kirchlichen Grabmäler abzieht, von mittelalterlicher Kunst noch übrig? Erst vom vierzehnten Jahrhundert an regt sich auch in den Bürgerschaften, zumal der freien Städte, ein selbstthätiger Kunsteifer. Neben den Kirchen entstehen Rathhäuser und Börsen von monumentaler Gestalt — die bedeutendsten diesseits der Alpen, aber doch in den monarchisch regierten Niederlanden. — Ja, mancherorts tritt die Bürgerschaft geradezu an Stelle der unfähig gewordenen Geistlichkeit in die kirchlichen Aufgaben ein, um begonnene Münsterbauten fortzuführen oder neue in's Werk zu setzen. Als der von den Zähringern begonnene Bau des Münsters zu Freiburg im Breisgau in's Stocken zu kommen drohte, verpfändete die Bürgerschaft — die übrigens nicht reichsfrei, sondern unter österreichischer Oberhoheit war — „den grössten Theil ihrer Häuser und erbot sich, hiemit noch nicht zufrieden, durch ein freiwilliges und öffentliches Gelübde zu einem immerwährenden Opfer für der Lieben Frauen Bau und zu einem in alle Zeiten dauernden Sterbefalle.“ Und zwar blieb es nicht bei blossen Worten. Dieser Sterbefall ward wirklich Jahrhunderte lang entrichtet. Er „bestund eine lange Reihe von Jahren im besten Kleidungsstücke, das der Verstorbene hinterliess. Noch bis auf die neuesten Zeiten sah man bei der Sacristei den hölzernen Arm, an welchem diese Kleidungsstücke zur Versteigerung aufgehängt waren. In Folge der Zeit aber wurde dieser Sterbefall in eine dem Vermögen und Charakter des Verstorbenen gemässe Geldabgabe umgewandelt, wie sie noch

bis auf den heutigen Tag entrichtet wird.“ So erzählt Schreiber in seiner „Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau“ aus dem Jahre 1820. Bürgermeister und Rath waren die Bauherren, als welche sie denn auch 1471 den Bau des neuen Chores verdingen und überhaupt das ganze Werk in ihrer Hand halten, namentlich aber allein den Kirchenbaufond verwalten.

In ähnlicher Weise errichtete seit 1314 die Bürgerschaft von Freiburg im Uechtland und seit 1418 diejenige von Bern an Stelle des alten Münsters ein neues, und in Zürich decretirte Bürgermeister Waldmann — sehr zum Missvergnügen des Clerus, der die Kosten zu tragen hatte — den Bau der Münsterthürme, damit Zürich ein seiner Bedeutung entsprechendes Münster habe. Aehnliches liesse sich vielfach aus den italienischen Städten anführen.

Ihren Höhepunkt erreicht die moderne Kunst — wenigstens in Sculptur und Malerei — in der Renaissance, und mit Stolz weist man darauf hin, wie die Geburtsstätten und grossen Mittelpunkte dieser neuen Kunst Republiken waren: in Italien Florenz, die Heimath des Brunellesco und Leon Battista Alberti, des Ghiberti und Donatello, des Lionardo und Michelangelo und jener ganzen Malerschule von Masaccio bis auf Fra Bartolomeo und Andrea del Sarto, die Bildungsstätte Raffaels und zahlreicher Anderer — Venedig, der Sitz Bellini's, Giorgione's, der Palma, des Tizian und des Paul Veronese — in Deutschland Nürnberg, die Vaterstadt des Peter Vischer und Albrecht Dürer, und Augsburg, diejenige des Hans Holbein. Indessen erleidet auch diese Betrachtung mannigfache Einschränkung und Ergänzung. Das Bild der italienischen Renaissance ist unvollständig mit Beiseitelassung von Männern, wie Bramante, Mantegna, Francia und Correggio, an welche

alle die Republik keinen Anspruch hat, weder als Geburts-, noch als Bildungs-, noch als Wohnstätte. Das Entscheidende ferner für die Wirksamkeit eines Künstlers ist nicht, an welchem Ort er geboren worden, nicht einmal, wo er seine Schule durchgemacht, sondern wo er seinen festen Sitz und die seinem Genius entsprechende Thätigkeit gefunden. Und hier stellt sich denn die Thatsache heraus, dass in Italien nur Venedig seine Künstler zu halten vermocht hat, während gerade die grössten zwei Florentiner, Lionardo und Michelangelo ihre Wirksamkeit auswärts, an Fürstenhöfen suchen mussten, Lionardo beim Herzog von Mailand, bei Cesare Borgia, beim Könige von Frankreich, Michelangelo am päpstlichen Hofe. Dieser war überhaupt derjenige Fürstensitz, an dem die grössten Künstler am nachhaltigsten für die höchsten Aufgaben in Anspruch genommen und dadurch zur allseitigen Entwickelung ihrer Kraft geführt wurden. Bramante, Michelangelo und Raffael sind in Rom durch den monumentalen Geist des Papstthums geworden was sie sind. In Florenz war dieser Geist nicht minder stark ausgebildet, aber seitdem Cosimo und Lorenzo de' Medici hier nicht mehr mit fürstlichem Ansehen walteten, fehlte die Kraft, die hohen Gedanken zu verwirklichen. — Was sodann die deutschen Meister betrifft, so ist Dürer in seiner Vaterstadt, die für ihn nicht Einen monumentalen Auftrag hatte, verkümmert; Holbein hingegen ist nicht verkümmert, weil er Augsburg bei Zeiten mit Basel und dieses mit dem Hofe Heinrichs VIII. vertauschte. — Es ist nicht nöthig, diese Betrachtung bis auf die Gegenwart herabzuführen. Nur das muss hier noch betont werden, dass die Reformation, der Tod der Monumentalkunst, eine durchaus demokratische Bewegung war und daher auch in den Reichsstädten und andern

Republiken den festesten Boden und die radicalste Anwendung fand.

Aus all' diesen Thatsachen wollen wir keineswegs etwa den Schluss ziehen, die Monarchie sei ein vorzüglicherer Boden für die Kunst als die Republik. Im Gegentheil glauben wir den Nachweis geleistet zu haben, dass diese politischen Formen wenig oder keine Bedeutung haben für das Leben der Kunst. Denn die Kunst entspringt nicht der Politik, sondern dem innersten Volks- und Zeitgeist, dem Volksleben in seiner Tiefe, dem die politischen Zustände nur nach Einer Richtung hin Ausdruck geben, und zwar vermöge des ihnen innewohnenden Zwanges meist einen einseitigen, unvollkommenen. Zu Zeiten einer allgemeinen Erhebung, etwa bei einem Befreiungskampfe, kann es geschehen, dass die tiefsten Instincte des Volksgeistes in einer politischen Action zum Durchbruch kommen, und wenn dieselben dann gleichzeitig auf dem Boden der Kunst ihren Ausdruck finden, so entstehen Kunstwerke von ausgesprochen politischem Charakter. Solcher Art sind die Siegesdenkmäler. Aber die Energie der politischen Begeisterung und Thatkraft gibt keineswegs den Maassstab für die Fruchtbarkeit und Energie der künstlerischen Conception. Während der französischen Revolution haben Staatsmänner und Künstler beständig proclamirt, die radicale Erneuerung des Lebens sei auch begleitet von einer radicalen Erneuerung der Kunst, das freie Frankreich erst werde der erstaunten Welt die wahre und freie Kunst zeigen. Bekanntlich haben aber alle diese Reden und Programme sammt den bis zum Ueberdruss wiederholten festlichen Aufzügen, mit denen man den Sieg über innere und äussere Feinde feierte, auch nicht Ein Kunstwerk von bleibendem Werthe zu erzeugen vermocht. Das einzige politische Bild

aus dieser Zeit, das wirklich künstlerische Bedeutung hat, der ermordete Marat von David ist, entgegen den Programmen, nicht zur Verherrlichung der Revolution, sondern aus dem erschütterten Gefühl heraus entstanden. So wenig fällt der künstlerische Impuls nothwendig von vornherein mit dem politischen Pathos zusammen. Ja, man wird richtiger umgekehrt sagen, dass vorzugsweise diejenigen Gedanken und Stimmungen ihren Ausdruck auf dem Gebiete der Kunst suchen, für die im politischen Leben kein Raum ist. Denn nicht was die Welt mit dem meisten Lärm erfüllt, nicht was auf der Oberfläche treibt, inspirirt den Künstler, sondern was in der Tiefe des Volksgeistes ruht. Nicht selten enthüllen die Werke der Kunst uns daher Stimmungen und Zustände, von denen wir sonst nur unvollkommen oder gar nicht Kenntniss erhielten. Dass Griechen im zweiten Jahrhundert vor Christus an dem Gedanken Geschmack finden konnten, wie ein blühendes Weib von einem wilden Stier über Felsenzacken zu Tod geschleift wird, das lehrt uns die berühmte Gruppe des farnesischen Stieres. Welche innige, zarte Andacht im Mittelalter neben der grössten Rohheit einherging, erfahren wir aus den Heiligenbildern. Mit welcher Wollust das humanistische sechszehnte Jahrhundert abgehackte, im Blut schwimmende, menschliche Glieder sah, kann man aus jeder illustrirten Chronik jener Zeit ersehen. Welcher reinen, unmittelbaren Empfindung selbst die Zeit Bernini's fähig war, zeigt uns die von Stefano Maderna gefertigte Statue der todten h. Cäcilia in deren Kirche im Trastevere in Rom.

In jedem Fall aber, mag der Künstler nun darstellen wollen, was offen zu Tage liegt oder was mehr im Verborgenen ruht, kommt es darauf an, dass sich öffentliche Organe finden, die seine Inspirationen zur Verwirklichung

führen oder durch Aufträge sie provociren. Mit andern Worten: es ist nothwendig, dass die Staatsmänner oder andere tonangebende Personen Sinn und Verständniss haben für die Kunst und ihre Bedeutung für das Gemeinwesen. Nun wäre es wohl gleich abgeschmackt, dieses Verständniss, sei es bei republikanischen, sei es bei monarchischen Staatsmännern oder Staatsbürgern, in höherm Grade vorauszusetzen aus dem Grunde, weil sie Republikaner oder weil sie Monarchisten sind. Dies Verständniss gehört zur allgemeinen Bildung und diese wird kaum die eine oder die andere Staatsform als Monopol für sich in Anspruch nehmen wollen. Eine ganz andere Frage aber ist, welche Staatsform die Mittel zu öffentlichen Kunstschöpfungen leichter und reichlicher gewähre. Ohne Zweifel muss man hier der Monarchie den Vorzug einräumen. Aber dieser Vorzug der grössern und leichtern Production möchte sich zu Gunsten der Republik dadurch ausgleichen, dass ihre spärlicheren Kunstschöpfungen einerseits weniger von persönlichen Einfällen abhängig sind, sondern mehr aus dem allgemeinen Volksbewusstsein stammen; und dass sie anderseits weniger der Verherrlichung eines Einzelnen, als der Ehre des Gemeinwesens gewidmet sind.

II.

Das Wesentliche also für den Werth eines Kunstwerkes ist nicht der Umstand, dass der Künstler in diesen oder jenen äussern, für ihn meist zufälligen und gleichgültigen Verhältnissen stehe, sondern dass er sein Werk aus der Fülle und Tiefe des Volksgeistes heraus schöpfe. Dass hierin allein die Bedeutung dessen liegt, was er hervorbringt, zeigt am besten ein Blick auf die Gegenstände gerade der höchsten Kunst. Denn die unvergänglichsten

Kunstschöpfungen sind nichts Anderes als die ideale Darstellung des menschlichen Daseins, sei es im Rahmen eines bedeutsamen Einzelndaseins, sei es in der Fülle des Volkslebens.

Das Landschaftsbild, das Thierstück und das sogenannte Stillleben zeigen uns die Natur, die belebte und die todte Aussenwelt, im Spiegel unserer eigenen Beobachtung oder Stimmung. Im sogenannten Genrebild werden uns gewisse naive Scenen aus dem Menschenleben vorgeführt, und die ausserordentliche Popularität dieser Gattung beweist den unmittelbaren Anklang, den solche bald ernsthafte, bald sentimentale, bald komische Bilder aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben zu finden pflegen. Es ist das menschlich Verwandte, was den Beschauer fesselt; es ist im Grunde das Selbsterlebte, das ihn in diesen Darstellungen überrascht und das, ohne alle Verstandesanstrengung oder Erklärung, seine Phantasie in Bewegung setzt. Im Ganzen gefällt ein Genrebild um so besser und um so allgemeiner, je genauer es der alltäglichen Wirklichkeit entspricht; und manchem nicht Ungebildeten ist ein solches naturgetreu geschildertes Stück Leben der Inbegriff aller Kunst, zumal wenn dabei noch einzelne Details „zum Greifen“ täuschend gemalt sind.

Gibt es denn aber eine höhere Aufgabe für die Kunst als die naturgetreue Darstellung des „wirklichen“ Lebens? Gewiss, wenn es wenigstens noch etwas Höheres gibt, als dieses wirkliche, d. h. alltägliche Leben mit seiner Abwechslung von Essen und Trinken, Lachen und Schmollen, Stricken und Spazierengehen, zu Markte fahren und sich Prügeln oder Umarmen. Gewiss, wenn es eine Geschichte, wenn es Höhepunkte und Wendepunkte im Dasein der Völker gibt. Gewiss endlich, wenn es im Leben des Ein-

zelnen Ereignisse und Zustände gibt, in denen das Loos der ganzen Menschheit uns wie verkörpert vor die Augen tritt. Diese über das Alltägliche, über das von Hause aus uns Bekannte, über das Behagliche hinausreichenden Momente zu schildern, der Menschheit Triumphe und ihren Jammer uns vorzuführen — das ist die Aufgabe der historischen und der religiösen Malerei.

Beginnen wir mit der letztern. Millionen von Marienbildern — Werke der höchsten Kunst und mumienhafte Fratzen — stehen im Morgenland und Abendland in Kirchen und Kapellen, an Kreuzwegen und in den Häusern. Was haben wir zu thun mit dieser Frau, die oft einen Knaben an ihrer Brust, oft einen todten Mann auf ihren Knieen, oft ein Schwert in ihrem Herzen, oft eine Schlange oder auch den Mond unter ihren Füssen hat? Das Volk sieht in ihr die göttliche Mutter, d. h. die vergöttlichte Mutterliebe, das Vorbild aller Mutterfreude und allen Mutterschmerzes, mit andern Worten, es sieht sein eigen Loos in ihr in eine ideale Höhe gerückt. Es ist auffallend, aber es ist unleugbar, gerade das so wenig Alltägliche, das zum Theil uns so Unverständliche in der Geschichte dieser Mutter hat sie zum Vorbild der ganzen Menschheit gemacht. Hier sind überall die stärksten Töne angeschlagen. Bei der wunderbaren Empfängniss des göttlichen Kindes zwar werden die Wenigsten sich etwas denken. Aber die Bilder, die uns die Geburt des Kindes im Stalle, seine Bedrohung durch Mörderhand und seine Rettung durch die Flucht zeigen, finden mächtigen Widerhall in Millionen Herzen, die Vater- oder Muttersorgen erfahren. Nicht minder wirkt die Darstellung der Feier der Geburt Jesu durch die Engel auf die meisten Beschauer wie eine Verklärung der eigenen Elternfreuden; sie ist ihnen eine Bestätigung für

das Gefühl des unendlichen Werthes eines Menschenlebens, zu dessen Erziehung und Ausbildung man sich die Schätze der Erde wünscht, gerade so, wie sie dem Jesuskinde von den Königen aus Morgenland dargebracht worden. Es gibt auch Darstellungen von Wochenstuben mit all' ihren Verumständungen. Aber wen würde eine solche ergreifen? Wer möchte sie beständig vor Augen haben? Es mag viel Gewohnheit sein bei der so ganz andern, mächtigen Wirkung dieser idealen Bilder; doch die Gewohnheit allein würde eher abstumpfen. Was hier immer wieder mit ursprünglichem Gefühl den Beschauer ergreift, das ist: diese Darstellungen schlagen die tiefsten Töne des Menschenherzens an.

Noch deutlicher zeigt sich dies beim Bilde der um ihren Sohn trauernden Maria. Durch die gewaltsamen und ergreifenden Vorgänge, unter denen der Tod Jesu erfolgte, hat derselbe eine tragische Höhe gewonnen, gegen welche alle andern Todesfälle gewissermaassen mild und natürlich erscheinen. Der Anblick der überall aufgestellten Bilder der Mater dolorosa wirkt daher beruhigend, tröstlich auf den Beschauer. Die Schmerzensmutter ist gewissermaassen die Stammmutter Aller, die Vater- und Mutterschmerzen erfahren, das verkörperte Bild ihres eigenen Jammers.

Nach einer andern Seite hin sind die Bilder der Passion Christi typisch, die einzeln oder in Cyklen, am häufigsten auf den Stationstafeln zur Verehrung und Erbauung der Kirchenbesucher und der Wanderer ausgestellt sind. Der Abschied Jesu von seiner Mutter, da er sich zum Todesgang rüstet — das letzte Mahl mit den Freunden — die Seelenangst vor der Entscheidung — die Vereinsamung — der Verrath — die Verleugnung — die Misshandlung — der Kreuzestod — die Treue bis über das

Grab — das sind eben so viele allgemein menschliche Situationen, in denen wohl Jeder irgendwie Erinnerungen oder Anklänge an Selbsterlebtes findet. Gerade die durch die Zeit- und Raumferne bedingten Abweichungen vom heutigen Leben und Treiben heben diese Scenen über das Zufällige, Alltägliche hinaus auf eine ideale, d. h. rein menschliche Höhe. Wer würde in einem nach heutiger Weise Hingerichteten ein Vorbild erkennen wollen? Das Bild des Gekreuzigten aber, indem es die schönste Entfaltung des Körpers gestattet, stellt uns zugleich ein Ideal menschlicher Schönheit und leidender Unschuld vor Augen, zu dem kaum Jemand ohne tiefe Bewegung aufblicken wird. Die wunderbare Wirkung dieser Gestalt beruht auf der Thatsache, dass Jeder etwas menschlich Verwandtes in ihr erblickt, Millionen darin die Lösung ihres eigenen Lebensräthsels finden.

Auch die historische Malerei hat nur in dem Maasse Werth, als sie in die Tiefe des Menschen- und Volkslebens hineingreift. Blosse Paradenstücke, Begegnungen von Fürsten oder Diplomaten, Schlachten und andere Kriegsscenen werden vergessen mit den Personen, die sie darstellen. Damit ein historisches Bild einen über die Zeitbeziehungen hinausreichenden Werth habe, ist erforderlich, dass in ihm ein allgemein menschliches Motiv zum Ausdruck gelange. Wo nun ein Monarch oder anderer bedeutender Mann gewissermaassen seine ganze Zeit, sein Volk verkörpert, da tritt er in bedeutungsvoller Situation nicht als Einzelnperson auf, sondern als der Repräsentant der in seinem Volke lebenden, sein Zeitalter bewegenden Gedanken. Das bekannte Bild Davids, Bonaparte auf einem sich bäumenden Pferde den St. Bernhard überschreitend, ist im kritischen Sinne kein historisches Bild; denn Bonaparte ritt auf einem Saumthier, das ein Führer am Zügel

hielt, über das Gebirge; auch declamirte er nicht wie bei David, sondern war in ernste Gedanken versunken, wie denn überhaupt die imposante Haltung, die ihm David hier (1804) leiht, sehr im Gegensatz steht zu der unscheinbaren, eher vernachlässigten Figur Bonaparte's im Jahr 1796. Dennoch ist das Bild ein historisches im höchsten Sinne. Es zeigt uns die siegreiche französische Revolution, zeigt uns die Erneuerung der fränkischen Weltmonarchie in ausdrucksvollster Weise in einer einzigen welthistorischen Figur verkörpert. Aehnliches gilt von Napoleons Abschied von seiner Garde im Schlosshof von Fontainebleau von H. Vernet oder von der Schlacht bei Waterloo von Steuben, welche beiden Bilder, obwohl nicht ohne declamatorische Beimischung, nicht nur das Geschick eines einzelnen Mannes, sondern das Geschick einer ganzen Nation, das Zusammenbrechen einer Weltmacht, den Wendepunkt der neuern Völkergeschichte zeigen. Sonst aber möchte wenigen der zahlreichen, zur Verherrlichung Napoleons gemalten Schlachten- und Repräsentationsbilder eine allgemeinere, bleibende Bedeutung zukommen. Es sind eben Generale, Truppencorps, welche fechten, reich geputzte Herren und Damen, die sich zur Betrachtung hinstellen, mehr nicht. Wir führen gerade das Beispiel dieser Epoche an, weil sie am deutlichsten zeigt, wie eine Periode eine welthistorische Bedeutung haben kann, ohne dass darum die aus ihr geschöpften Bilder an sich schon bedeutsam sein müssten.

Aus der deutschen Kunst darf man z. B. an Schnorrs Einzug Barbarossa's in Mailand, an Lessings Hussbilder, an Rethels Fresken aus dem Leben Karls des Grossen erinnern. Verhältnissmässig reich aber an wahrhaft historischen Bildern bei sonst spärlichen Kunsttalenten ist unser Vaterland. Schlöths Winkelried und die Helvetia bei St. Jacob, unsers

verehrten Nestors, L. Vogels Winkelried und Zwingli's Abschied seien anstatt aller Andern genannt. Jedesmal tritt uns hier ein hohes Princip in — oft blos wenigen — historischen Figuren verkörpert entgegen. Das ganze Volk sehen wir kämpfend, siegend oder sich opfernd vor uns. Es sind dieselben Gedanken und Stimmungen, die heute noch — vielleicht schwächer — in uns leben, was hier leibhaftige Gestalt gewonnen und Geschichte geworden. Und wir wissen, es sind das nicht speciell schweizerische, sondern es sind allgemein menschliche Gefühle, um die es sich da handelt, Sorge für Haus und Heerd, für Freiheit und Vaterland, für Religion und Cultur. Nur dass dieses rein Menschliche in der Republik viel mächtiger und unmittelbarer hervortritt als in der Monarchie, wo Alles an eine einzelne Person oder Regentenfamilie geknüpft ist. Nothwendig rückt diese viel mehr in den Vordergrund, das Volk aber und damit das allgemein Menschliche mehr zurück. Gerade dieses allgemein Menschliche aber ist es, was einem Bilde seine Bedeutung und damit seinen Werth gibt.

III.

Bei diesem engen und unlösbaren Zusammenhang zwischen Kunst und Volksleben ist aber das Verhältniss ein gegenseitiges. Die wahre Kunst ist nicht nur die Frucht, der Spiegel des Volkslebens — sie wirkt auch wieder in der mannigfachsten und eingreifendsten Weise auf dasselbe zurück. Es erübrigt uns noch, diese Seite der Kunst zu betrachten, woraus sich dann auch einige practische Gesichtspunkte ergeben werden.

Im Mittelalter — um von frühern Zeiten nicht zu reden — hat die Kirche die Lehren und Vorstellungen, die sie ihren Gläubigen einprägen wollte, viel mehr durch

Bilder gepredigt als durch Worte. Macht man sich die damaligen Bildungszustände in geistlichen und weltlichen Kreisen klar, so sieht man sofort: es war nicht nur ein grosser Theil der Kleriker unfähig, eine Predigt zu halten, sondern auch das Publikum im grossen Ganzen ausser Stande, eine solche zu verstehen. Hier musste ad oculos demonstrirt werden. Das Volk sagt nicht: Was das Ohr hört, das glaubt das Herz, sondern: Was das Auge sieht, glaubt das Herz. Das wusste die Kirche und darnach richtete sie sich. Sie that dies eben durch die Bilder, mit denen jede, auch die kleinste Kirche, und jede, auch die entlegenste Kapelle geschmückt war. Da hatte man das Leben der Heiligen, die man nachahmen sollte, die Belohnung der Tugend im Himmel und die Bestrafung des Lasters in der Hölle vor Augen.

Vollends aber an den grossen Domen, namentlich an den französischen Cathedralen, ist in vielen Tausenden von Einzelnstatuen, Reliefs und Glasgemälden ein vollständiger Cursus der biblischen Geschichte gegeben, anfangend von der Erschaffung der Welt, durchgeführt durch das ganze Alte und Neue Testament und abschliessend mit dem Ende aller Dinge, dem jüngsten Gericht und der Auferstehung der Todten. Dazu noch das Leben, die Marter und die Wunder der Heiligen. Endlich die Dogmen. Jedermann kennt die sinnreiche Veranschaulichung der Transsubstantiationslehre z. B. auf einem Glasgemälde des Berner Münsters. Nicht weniger bemühte man sich auch, andere Unfasslichkeiten fasslich zu machen. Die Dreieinigkeit z. B. wurde bald durch zwei Männer — einen ältern und einen jüngern — und über ihnen eine Taube, dargestellt, bald durch drei gleichaltrige neben einander stehende Männer, bald durch Einen Mann mit drei

Köpfen, bald endlich durch Ein Gesicht mit drei Nasen und vier Augen oder mit zwei Nasen und drei Augen, das Ganze etwa von einer Dornenkrone umschlungen. Und diese Veranschaulichung war eine treffliche Einrichtung. Was man gemalt, geschnitzt, gemeisselt in hundert und aber hundert Bildern vor Augen sieht, an dem zweifelt Niemand, das wird zu einer allgemein anerkannten Thatsache. Ja nicht nur in gemalten und geschnitzten, auch in lebenden Bildern, in Processionen und Schauspielen führte die Kirche dem Publikum Jahrhunderte hindurch die h. Geschichte und die Glaubenslehre vor Augen.

Aber es waren nicht nur diese in unserm Sinne kirchlichen Gegenstände, die man abbildete. Das ist ja der Charakter des Mittelalters: eine völlige Verschmelzung von Geistlichem und Weltlichem. Da war Nichts so entlegen, Nichts so profan, dass die Kirche verzichtet hätte, es in ihren Kreis zu ziehen und sich dienstbar zu machen.

An die heilige Geschichte schloss sich die Heldensage und die Mythologie an, schlossen sich die grossen Gestalten der Volksgeschichte an, deren Heroen alle dem mittelalterlichen Bewusstsein in Ein grosses Ganzes, gewissermaassen Eine Ahnenreihe zusammenfielen und auf unzähligen Kirchenbildern geschildert sind. Sie alle waren ja „im Dienste Gottes“, kämpften gegen die Ungläubigen oder gegen Ungeheuer, gegen das Reich des Teufels, das man in den mythologischen Fabelwesen verkörpert fand.

Aber nicht nur die Geschichte, d. h. das hinter uns liegende, nein auch das gegenwärtige Leben, das gewöhnliche bürgerliche und ländliche Treiben kam zur Darstellung. An den grossen Kathedralen sieht man den Kalender, d. h. die Monatszeichen und die Beschäftigung des Landmanns in den einzelnen Monaten, nicht minder

die verschiedenen Handwerke und Stände mit ihren Manipulationen, welche alle ja wieder ihre aparten Schutzheiligen hatten.

Rechnet man hiezu noch, dass das Mittelalter keine Museen kannte, sondern dass alle Merkwürdigkeiten und Raritäten, historische und naturkundliche, ausgegrabene und aufgefischte, namentlich aber was die Pilger aus fremden Ländern heimbrachten zum Preise Gottes und zur Belehrung des Volkes in der Kirche aufgehängt wurden, so überzeugt man sich, dass diese dem Publikum den Dienst einer Encyclopädie, d. h. einer Darstellung alles Wissenswürdigen versah; dass sie ein ungeheures Bilderbuch für die Menge war. Und darauf beruhte der Einfluss des Institutes.

Endlich aber hat das Leben neben der ernsten auch seine heitere, komische Seite, und das Volk ist bekanntlich Belehrungen, die an diese anknüpfen, vor Allem zugänglich. Wer wüsste nicht, welch' ausgedehnten Gebrauch mittelalterliche Volksprediger auf der Kanzel vom Humor, von der Satire, vom Witz und — was damals noch allgemeiner als jetzt damit verwechselt wurde — von der Zote machten! Kann es uns da wundern, wenn die Kirche diesen dankbaren Predigtstoff dem Volk nicht nur im Wort, sondern auch im Bild vorführte? Da die Kirche im Mittelalter die einzige Quelle der Belehrung für das Volk war, so musste sie ihm auch diejenigen Belehrungen bieten, welche heute bei eingetretener Arbeitstheilung das Volksbuch und der Kalender übernommen haben. So sehen wir denn in zahlreichen grossen und kleinen Kirchen Geschichten aus der Thierfabel, Volksspässe und Unfläthereien aller Art. Man braucht, um letztere zu finden, nicht weit zu reisen, man kann sie in der Schweiz studiren.

Da kam die Reformation, die auch auf diesem

Punkte eine wahre Revolution war, und machte allen bisherigen Bräuchen und Missbräuchen ein Ende. Zunächst führte sie eine strenge Sonderung des „Geistlichen“ und „Weltlichen“ durch und wies Letzteres unerbittlich aus der Kirche. Sodann stellte sie die völlig neue Theorie auf: in der Kirche dürfe das Volk nur durch das Wort und ja nicht durch Bilder, d. h. ausschliesslich durch das Ohr und keineswegs durch das Auge erbaut werden; und unter Berufung auf ein jüdisches Verbot erklärte sie die Verfertigung und die fromme Betrachtung kirchlicher Bilder für Götzendienst. So consequent führte man diesen Protest gegen alle sinnliche Anregung durch, dass auch die Orgeln ihren Platz räumen mussten, und dass nur sehr allmälig anstatt des Messgesanges der Priester der Chorgesang der Gemeinde Eingang fand. Selbst die Kirchenglocken verstummten eine Zeit lang. Man verstund „die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit“ als eine mit Umgehung aller sinnlichen Vermittlung zu erreichende Erhebung zum Uebersinnlichen, als eine von menschlichem Beiwerk völlig ungetrübte Belehrung über göttliche Dinge.

Es ist unzweifelhaft, dass die Reformatoren zu diesem radicalen Bruch mit allen bisherigen Anschauungen und Uebungen durch wirklichen Bilderdienst der rohesten Art und weiter durch jene angedeuteten sittlichen Ausschreitungen veranlasst wurden. Unzweifelhaft auch, dass sie dadurch eine unerhörte Concentration der Gemüther erreichten und von ihren kahlen Kirchen aus die Welt umgestaltet haben. Aber eben so unzweifelhaft ist auch, dass ihre Theorie gegen die menschliche Natur verstösst, in der die geistigen Functionen nun einmal an die körperliche Organisation gebunden sind und ihren ersten Anstoss von der Thätigkeit der Sinne empfangen.

Ein solcher innerer Widerspruch, wie er in der gottesdienstlichen Theorie der Reformation liegt, kann oft lange Zeit übersehen werden, so lange nämlich, als die Erregung der Geister andauert und alle Kräfte auf Ein grosses Ziel hinlenkt. Wenn aber die erste Gluth, unter deren Einfluss solche Theorien sich gebildet, nachlässt, dann muss die Unnatur derselben allmälig zum Bewusstsein kommen. Als die Kirche nicht mehr ihre alten Glaubenslehren, sondern moralische Grundsätze predigte, da machte sich die Kahlheit solcher „Gottesdienste“ bemerkbar. Manche tiefreligiöse Naturen vertauschten die Reformationskirche, auf deren geweissten Wänden höchstens Bibelsprüche gemalt waren, mit der farbenprächtigen, klangvollen Poesie des Katholicismus, in dem es einen Cultus, ein Mysterium gab. Andere traten nicht, aber schielten doch sehnsüchtig hinüber. Man fing an, selbst in der reformirten Schweiz, die katholische Kirche um ihre Kunst herzlich zu beneiden.

Unstreitig ist die Entwickelung unseres Volkes eine vorherrschend, ja fast ausschliesslich verstandesmässige. Das liegt schon von Hause aus in unserer schweizerischen Art und Natur, sodann in den immer noch fortdauernden Nachwirkungen der Reformation, endlich aber in unserer ganzen Zeitrichtung und der darauf fussenden Erziehung, die das junge Geschlecht für die Gegenwart und ihre Forderungen verständnissvoll und verwendbar, „practisch“ machen soll. Allein auch hier heisst es: Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, d. h. von seinen intellectuellen Fähigkeiten, die ihm sein Brod verschaffen. Dass daneben auch das Gemüth, im weitern Sinne der Charakter gepflegt werden müsse, das ist eine bis zur Trivialität wiederholte Forderung. Seltsamer Weise aber scheint man völlig vergessen zu haben, dass es im Menschen noch einen dritten,

selbstständigen Factor gibt, nämlich die Phantasie. Sie ist die Quelle jedes höhern geistigen Genusses (soweit dieser nicht einer wissenschaftlichen Thätigkeit entspringt). Aber wenn ihr höhere Gegenstände der Anregung fehlen, so verfällt sie nothwendig auf das Triviale und auf das Gemeine. Es muss also die Phantasie so gut wie der Körper, wie der Verstand und wie das Gemüth gepflegt und ausgebildet und, wenn sie nicht verkümmern soll, auf edle Bahnen gelenkt werden. Diesen Dienst aber leisten dem Volke einzig die Werke der hohen Kunst.

Jedoch wo sind diese Monumentalwerke zu finden? Wohl gibt es Reiche oder künstlerisch Gebildete, die sich ein „Cabinet", eine Sammlung anlegen. Aber — abgesehen davon, dass solche auf persönliche Liebhaberei gegründete Sammlungen oft nichts weniger als die hohe Kunst vertreten, — was nützen diese Herrlichkeiten dem gemeinen Mann? Dieser hat keinen eigenen Salon, hat nicht einmal Zutritt zu dem des Vornehmen. Es giebt wohl einzelne Beispiele, wo ein Privatmann zu Jedermanns Freude und Belehrung sein Haus öffnet. Aber dies sind Ausnahmen, auf die man nicht rechnen darf. Es gehört dazu eine seltene Gunst der Umstände, so viele Meisterwerke zusammenzubringen; und es gehört dazu die noch seltenere Liberalität, die erst im Mitgenuss Anderer selbst voll geniesst.

Es ist höchst bemerkenswerth, dass in neuester Zeit die reformirte Kirche, mit allen Traditionen der Reformation brechend, die Kunst wieder in ihre Hallen einzuführen beginnt. Es mögen Erwägungen mannigfacher Art sein, die hier zusammenwirken. Die letzte Ursache ist unstreitig, dass man den Zusammenhang der Kunst mit dem Volksleben wieder fühlt und durch Monumentalwerke auf

das Volk zu wirken sucht. Damit aber thut die Kirche nicht nur für sich selbst etwas Nützliches, sondern ein gutes Werk für alles Volk. Wenn Sie in Winterthur Ihre Kirche mit einer trefflichen Copie von Raffaels Transfiguration geschmückt, wenn die Vertreter der kirchlichen Interessen in Horgen einen hervorragenden Künstler gewonnen haben, neue Compositionen für die dortige Kirche zu entwerfen und auszuführen, so ist hier und dort, und wo sonst Aehnliches geschehen sein mag, wieder ein idealer Wurf gewagt worden. Man hat in einer gemeinverständlichen Sprache dem Volke Achtung vor dem Ideal, Achtung vor denen, die ihr Leben an seine Verkündigung setzen, und Achtung vor der hohen Kunst gepredigt. Nur lässt sich freilich bei diesen Kirchenbildern eine zweifache Schranke nicht übersehen. Sie bleiben ihrer Natur nach auf den biblischen oder doch auf den religiös-symbolischen Gedankenkreis begränzt, der, wie wir ausgeführt, allerdings aus allgemein menschlichen Stimmungen und Situationen herausgewachsen und Tausenden geläufig — aber doch immer nur eine einzelne Form und einzelne Richtung ist, in der das unerschöpflich reiche Leben sich darstellt. Anderseits sind Gemälde, in einer Kirche angebracht, schon dadurch auf einen bestimmten Kreis von Beschauern beschränkt. Denn wenn auch das Kirchengebäude nachgerade mancherlei unkirchlichen Zwecken dient, so wird man doch bei einer politischen Versammlung nicht die zur Betrachtung solcher Werke erforderliche Stimmung voraussetzen können; eher bei einem Concert mit Pausen; aber dergleichen finden doch nicht regelmässig statt und jedenfalls sind Kirchenfresken in erster Linie nicht für die Unterhaltung beim Concert bestimmt, sondern für die Erbauung beim Gottesdienst.

So muss denn wohl noch eine allgemeinere und neutralere Instanz als die Kirche die Pflege der Kunst an die Hand nehmen, und diese kann nur der Staat sein. Nachdem im Vorhergehenden Entwickelten wird ein Staat, der den Anspruch erhebt, in der Reihe der Culturstaaten zu stehen, diese Forderung nicht zurückweisen können; am wenigsten die Republik. Ihr am wenigsten kann es gleichgültig sein, welcherlei Bilder die Phantasie und den Sinn des Volkes erfüllen. Im Augenblick aber scheinen in unserm Vaterlande — so hart das Geständniss fällt — die Bedingungen der Ausführung zu fehlen. Unsere öffentlichen Mittel sind durch eine Häufung materieller Anforderungen, die die Situation gebieterisch stellt, gegenwärtig auf's Aeusserste angespannt. Kaum dürfte eine Regierung wagen, was Decennien lang in günstigerer Zeit versäumt worden, jetzt auf einmal in grösserem Maassstabe nachzuholen und erhebliche Summen für Kunstzwecke auszuwerfen. Und hätte sie noch den Muth — wie überaus schwer müsste es ihr nicht fallen, mitten aus den Kämpfen heraus, in denen wir noch stehen, jenes Gemeinsame und allgemein Menschliche zu finden, in dem das ganze Volk — nicht nur Eine Partei — die eigenen Grundgedanken wieder erkennen würde. Es werden, wie wir hoffen, politisch ruhigere Zeiten kommen, in denen auch unser Staat die ihm obliegende Förderung der Kunst energisch durchführen kann.

Bis dorthin in die Lücke zu treten, scheint mir nun die Aufgabe freier Vereinsthätigkeit. Sie ist in der Republik das vorbereitende und zugleich ergänzende Organ neben der amtlichen Wirksamkeit des Staates. Sie soll bedeutende Schöpfungen hervorragender vaterländischer Künstler ermöglichen oder, wenn solche aus freiem Antrieb entstehen, sie der Heimath erhalten.

Aber es gibt nicht nur gemalte und gemeisselte — es gibt auch lebende Bilder — dramatische Darstellungen. Auch von diesen hat die mittelalterliche Kirche, wie wir sahen, den ausgiebigsten Gebrauch gemacht und damit einen tiefen Eindruck erreicht. Kann man sich verbergen, dass auch hier für den Culturstaat eine weitgreifende Aufgabe vorliegt und dass es auch hier gilt, die Phantasie des Volkes zu beeinflussen, zu leiten, zu bilden? Hier freilich ist es vollends augenscheinlich, dass der Staat nach heutigen Begriffen nicht direct eingreifen, gewissermaassen das Repertoire aufstellen und die Regie übernehmen kann. Dagegen darf und soll er die von Privaten oder Vereinen ausgehenden Bestrebungen unterstützen.

Mit besonderer Freude aber ist es zu begrüssen, wie eine ernste dramatische Thätigkeit mehr und mehr in's Volk und schon in die Kreise der Schule dringt. Hier ist nach unserm Gefühl der Zusammenhang zwischen Kunst- und Volksleben practisch und die Phantasie befruchtend wieder hergestellt.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

VORTRAG

gehalten in Burgdorf

am 19. Januar 1875

von

A. Billeter,

Musikdirector.

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1876.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Felix Mendelssohn gehörte als Künstler zu den hervorragendsten Gestalten dieses Jahrhunderts und hat als solcher für lange Zeit unverwischbare Spuren seines Schaffens und eine Menge Schüler hinterlassen, die eben jenen Spuren folgen, dieselben wieder weiter ausbreiten und in seinem Sinn und Geist fortschaffen. Mit ihm erlosch der letzte Genius jener herrlichen Epoche der grossen musikalischen Classiker Deutschlands.

Ein Enkel des grossen Philosophen Moses Mendelssohn, wurde er am 3. Februar 1809 in Hamburg geboren. Als er 3 Jahre alt war, verliess sein Vater, der Banquier war, Hamburg und liess sich in Berlin nieder. Felix hatte bei der Taufe den rechten Namen erhalten, der Glückliche; denn er war schon in seinen Kinderjahren ein von allen Seiten so glücklich gestelltes musikalisches Genie, wie es wohl nur wenigen vergönnt ist. Im liebevollsten Familienkreise, unter der Leitung feingebildeter, geist- und gemüthreicher Eltern wuchs er auf; auch hatte er das Glück, zu einer der reichsten und angesehensten Familien Berlins zu gehören, so dass für seine Ausbildung, als sein bedeutendes Talent einmal constatirt war, nicht nur keine Kosten gescheut, sondern ihm auch die beste Gelegenheit dazu im Umgange mit geistreichen Männern und grossen Musikern, Reisen etc. gegeben wurde. Seine Lehrer waren im Contrapunkt der alte Zelter, der Freund von Göthe, der den talentvollen Knaben auch schon frühe in die Nähe des grossen Mannes brachte; in der Composition Bernhard

Klein und im Clavierspiel Ludwig Berger. Schon im 8. Jahre spielte Felix das Pianoforte mit bedeutender Fertigkeit und geistiger Freiheit und Reife. Der alte, sonst so derbe Zelter konnte im Lobe des die Meisterschaft so rasch und frühe anstrebenden Knaben nicht müde werden. Auch schrieb Felix schon in diesem Alter eine ansehnliche Zahl grösserer und kleinerer Werke, sowohl für Vocal- als für Instrumentalmusik, die seine lebhafte Phantasie, seine Originalität und sichere Gewandtheit in der Handhabung der musikalischen Formen erkennen liessen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigen mussten. Mit 10 Jahren trat er als Altsänger in die unter Zelters Leitung stehende Berliner Singacademie ein, in welcher noch im gleichen Jahre eine Chorcomposition von ihm, der 19. Psalm, aufgeführt wurde. In seinem 15. Jahre arbeitete er schon an seiner 4. Oper, „Die Hochzeit des Gamachs“, die denn auch später in Berlin aufgeführt wurde. Die Ouverture zu dieser Oper ist erst im Laufe dieses Winters wieder dem Staube entrissen worden und hat sich in Concerten in Wien, Leipzig und Berlin durch ihre frische Lebendigkeit lebhaften Beifall erworben. — 1825 brachte ihn sein Vater nach Paris zu dem Altmeister Cherubini, um diesen um seinen Rath bezüglich Felixs Zukunft zu fragen, und hier erst wurde bestimmt, dass er die Musik zu seiner Lebensaufgabe machen sollte. Diese Aufgabe hat er denn auch erfüllt, nicht wie Einer, der es eigentlich nicht nöthig hat, sondern mit einer solchen Treue und Hingebung, dass man seinem rastlosen, aufreibenden Arbeiten seinen frühen Tod zuschreibt. Nach seiner Rückkehr von Paris nach Berlin lernte er hier den berühmten Claviervirtuosen Ignaz Moscheles kennen, bei dem er seine Studien im Clavierspiel mit unermüdlichem Eifer fortsetzte und an welchem er

einen Freund fand, dessen Liebe und Hingebung keine Grenzen kannte, bis der Tod den Jüngern zuerst abrief.

In den Jahren 1827—1829 componirte Mendelssohn äusserst fleissig; es entstanden Sonaten, Sinfonien, Opern, Liederhefte und besonders jene 2 Ouverturen, die in hohem Grade den Grund seines Rufes als Componist befestigten, nämlich die Concertouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt“ und die Ouverture zu Shakespeare's „Sommernachtstraum“, welcher er erst nach vielen Jahren die übrigen Nummern zu diesem Werke nachfolgen liess, und von welcher Ouverture Schumann (in seinen gesammelten Schriften über Musik und Musiker) sagt, diese allein wäre hinreichend gewesen, um dem 19jährigen Meister die Unsterblichkeit zu sichern. Auch trat er in dieser Zeit in Berlin schon mehrmals in Concerten als Dirigent auf, und es will gewiss viel heissen, wenn er als 20jähriger Mann mit der Berliner Singacademie die grosse, so ungemein schwierige Passionsmusik von Sebastian Bach einstudirte und mit grösster Sicherheit aufführte. Nebenzu betrieb er mit grosser Vorliebe das Studium der alten und neuen Sprachen und hörte auch bei Hegel Vorlesungen über Philosophie.

Mendelssohn *) hatte von der Natur ungewöhnliche Fähigkeiten und Anlagen erhalten, und zwar nicht nur für die Tonkunst, sondern für alle geistigen und selbst körperlichen Thätigkeiten. Alles, was man ihn lehrte, begriff er schon von frühester Jugend an mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit; er hielt es aber auch in seinem eisernen Gedächtnisse unverlierbar fest und vermochte es sogleich gewandt zu benutzen. Dies erklärt die grosse Summe seines Wissens und Könnens, seiner seltenen all-

*) Lobe, Briefe.

seitigen Bildung schon in den Jünglingsjahren und seine reiche Productivität in der verhältnissmässig kurzen Dauer seines Lebens. Im 16. Jahre absolvirte er auf glänzende Weise seine litterarischen und wissenschaftlichen Studien, er las Griechisch, Lateinisch und Spanisch, sprach und schrieb fehlerlos Französisch, Englisch und Italienisch, ja in seinem 17. Jahre erschien gedruckt unter den Initialen F. M.-B. eine Uebersetzung in Versen der Andria von Terenz. Zudem malte er vortrefflich, skizzirte mit sicherer Hand nach der Natur und zeichnete sich in allen körperlichen Uebungen aus als Schwimmer, Reiter, Turner und graziöser Tänzer. — Alles dies waren indess bei ihm nur Nebendinge, die er sich wie spielend und im Fluge aneignete, denn den grössten Theil seiner Zeit widmete er dem Studium und der Ausübung der Musik.

Bevor Mendelssohn eine bestimmte Stellung antrat, machte er noch eine Reise nach England und Schottland und einen Aufenthalt in Paris, wo es ihm aber in den musikalischen Cirkeln nicht recht behagen wollte. Auch in spätern Jahren reiste Mendelssohn oft und mit besonderer Vorliebe nach England, um daselbst seine grossen Chorwerke (so „Paulus“ und „Elias“), wie auch seine Ouverturen und Sinfonien an den dortigen grossen Musikfesten zu dirigiren, oder auch um sich als hervorragenden Clavier- und Orgelvirtuosen hören zu lassen. Das englische Publicum, das ja überhaupt grosse Empfänglichkeit und Verständniss für die classische deutsche Musik hat, behandelte Mendelssohn immer mit besonderer Liebe und trug ihn auf den Händen. Einem Ausflug Mendelssohns nach Schottland und von da auf die Hebriden-Inseln verdanken wir auch sehr wahrscheinlich die Composition der prachtvollen Concertouverture zur „Fingalshöhle“. Ob auch die

Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt“ ähnlichen äusseren Eindrücken entsprungen ist, kann hier nicht mit Bestimmtheit behauptet werden. Sodann 1830,*) also 21 Jahre alt, verliess er, reich ausgerüstet, seine Familie von Neuem, besuchte zuerst in Weimar den alten Göthe, dessen Liebling er war, reiste von dort nach München und alsdann nach Italien, wo er sich in allen bedeutenderen Städten zur Besichtigung ihrer Kunstwerke längere Zeit aufhielt, besonders in Rom und Neapel. Auf der Rückreise ging er nach Chamounix, von da in's Wallis und dann zu Fuss, meist unter strömendem Regen, aber so viel als möglich skizzirend, durch's Simmenthal nach Interlaken, und von hier über Engelberg nach Sargans, wo er einen ganzen Regentag mit Studien im Fugenspiel auf einer kleinen, alten, schlechten Orgel zubrachte. Von Sargans reiste er seiner Heimath zu, wo er von den Seinen freudig empfangen wurde.

Die Briefe, die Mendelssohn während dieser Reise an seine Familienangehörigen und an Befreundete richtete, sind vor einigen Jahren von einem seiner Söhne gesammelt und unter dem Titel: „Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy“ in zwei Bänden herausgegeben worden. Der II. Band behandelt mehr die spätere Wirksamkeit Mendelssohns, seine Stellung als Künstler, sein Streben, sein Schaffen und seine weitausgreifenden Pläne und hat insofern weniger allgemeines Interesse, während der I. Band im Ganzen allgemeiner zugänglich ist. Mendelssohn erzählt seine Reiseeindrücke so natürlich, frisch und treu, dass diese liebenswürdige Lectüre jedem Gebildeten nicht genug empfohlen werden kann. Sein freies, offenes Auge

---

*) Mendelssohns Reisebriefe.

konnte nicht müde werden im Schauen der herrlichen Meisterwerke der grossen Gallerien, der baulichen Denkmäler und besonders der Natur. Seine Urtheile über Land, Leute und Sitten, über italienische Musik etc. sind prächtig, und Alles in diesem I. Band ist getragen von einer Genussesfreudigkeit und Empfänglichkeit, wie sie eben nur der goldenen Jugend zu eigen. Die Beschäftigung mit Litteratur, Musik, Malerei, Sculptur etc. brachte seine Seele und sein Empfinden unter dem Eindruck des ewig blauen Himmels und des bunten Lebens und Treibens des Volkes in ein wonniges Fluthen. Viele seiner schönsten Werke hat Mendelssohn in Italien selbst componirt (so z. B. seine 3stimmigen Motetten für die Nonnen des Klosters Trinità del monte zu Rom) oder doch unter dortigen Eindrücken skizzirt und dem Geschaffenen erst später die äussere Gewandung verliehen. Auch ist wohl als ziemlich sicher anzunehmen, dass die 4. (A-dur) Sinfonie mit ihrem reizenden Saltarello (römischer Volkstanz), sowie einige Lieder ohne Worte, z. B. die venezianischen Gondellieder, entweder auf dieser Reise selbst componirt oder skizzirt, oder aber in spätern Jahren in der Erinnerung an dieselbe ganz geschaffen wurden.

Nach seiner Heimkehr machte sich denn doch nach und nach die Frage geltend: Was nun beginnen? auf welche Art und Weise seine Carrière einzuleiten suchen? Sein Auge richtete sich zuerst auf die gerade damals erledigte Stelle eines Directors der Berliner Singacademie; er bewarb sich auch um dieselbe, erhielt sie aber nicht, wahrscheinlich Intriguen halber; von der Opposition wurde seine grosse Jugend als Grund der Nichtwahl geltend gemacht. Nach einem abermaligen Aufenthalte in Paris, im Jahre 1833 (Mendelssohn war somit 24 Jahre alt), fand

nun in Düsseldorf eines der grossartigen rheinischen Musikteste statt, die in der Regel 3 Tage hintereinander Concerte für grossen gemischten Chor mit Orchester, und im letzten derselben Sololeistungen der gefeiertsten Sänger und Sängerinnen und Instrumentalisten brachten. Für die musikalische Oberleitung dieses Festes, die eine sichere Hand, Gewandheit und grosse Erfahrung erfordert, wurde nun der junge Mendelssohn berufen und entledigte er sich unter allgemeinen Ovationen dieser Aufgabe mit solchem Talent und Geschick, dass er von der Stadt Düsseldorf sofort zu ihrem städtischen Capellmeister und Musikdirector ernannt wurde. (Diese Stelle war speciell von den städtischen Behörden für ihn creirt worden). In kurzer Zeit schon liess sich unter seiner energischen Direction ein bedeutender Aufschwung in der Ausführung der Kirchen-, Concert- und Theatermusik erkennen, was die Leipziger Concertdirection, die von Mendelssohns erfolgreichem Wirken gehört hatte, veranlasste, ihn nach Leipzig als Dirigent der Gewandhausconcerte zu berufen, welchem Rufe Mendelssohn denn auch 1835 folgte. Verdriesslichkeiten, die ihm in seiner Amtsthätigkeit, besonders in der Leitung der Oper, hindernd in den Weg traten, liessen ihn gerne von Düsseldorf scheiden. Eigentlich wollte man in Leipzig für Mendelssohn an der Universität einen Lehrstuhl für die Musik errichten, aber bescheiden, wie er war, lehnte er diese Berufung als Docent ab, ergriff aber mit Begeisterung die Aufgabe, die Direction der schon damals berühmten Gewandhausconcerte zu übernehmen. In Leipzig war er nun so recht an seinem Platze und die Verehrung des Publicums für ihn nahm mit jedem Tage zu. Hier, mit diesem schon trefflich geschulten Orchester konnte er zeigen, wie Beethoven'sche Sinfonien müssen aufgefasst und

vorgetragen werden; hier, mit diesen ausgezeichneten Kräften konnte er eine Lebensaufgabe lösen, die er sich gestellt hatte, nämlich die, das Volk mit der Gewalt und Grossartigkeit der Werke eines Bach und Händel bekannt zu machen und für dieselben zu begeistern; hier konnte er seine eigenen Werke in würdiger Weise zur Geltung bringen und auch seinen Zeitgenossen, wie Gade, Schumann, Ferdinand Hiller, Bennett und Andern durch Aufführung ihrer ersten hervorragenden Werke die verdiente Anerkennung verschaffen. Im Jahre 1837 lernte er bei einem Besuch in Frankfurt a. M. eine edle, feinsinnige Dame kennen, Fräulein Cécile Jeangenaud, mit welcher er sich im Frühling jenes Jahres vermählte und die ihm ein beneidenswerthes häusliches Daheim schuf. Das Mendelssohn'sche Haus in Leipzig war die Gastfreundlichkeit selbst und stand jedem gebildeten Durchreisenden, der den genialen Mann kennen lernen wollte, offen. Es ist hier auch der Ort, Mendelssohns herzgewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange zu gedenken, ebenso seines grossen aber stets im Stillen ausgeübten Wolhthätigkeitssinnes, seines milden Urtheils und seiner steten Bereitwilligkeit im Ertheilen guter Räthe gegenüber jungen Künstlern, seines treuen Aushaltens im Briefwechsel mit alten Freunden und Bekannten! War es zu verwundern, wenn bei so hervorstechenden Charaktereigenschaften seine ganze Umgebung mit unbegrenzter Verehrung zu ihm aufblickte?

Auch hier war nun sein Einfluss auf die Musikzustände bald fühlbar; Mendelssohn machte aus dem Leipziger Orchester ein ganz anderes Wesen und brachte dasselbe unter seiner Direction in Bezug auf Auffassung und Wiedergabe classischer Orchesterwerke zu einer Feinheit und Virtuosität im Vortrage, dass es sich bald einen Weltruf erworben hatte.

Neben seinen Pflichten als Dirigent beschäftigte sich Mendelssohn ununterbrochen mit der Composition (allerdings auf Kosten seiner Gesundheit) und bereicherte die Zahl seiner Werke fortwährend mit neuen Schätzen. In den Jahren 1835—36 vollendete er die Composition seines Meisterwerkes, des Oratoriums „Paulus“, nach Worten der heiligen Schrift, zu welchem er schon einige Nummern von Düsseldorf fertig nach Leipzig gebracht hatte. Am rheinischen Musikfeste zu Düsseldorf, am 22. Mai 1836, wurde dann das Werk zum erstenmal unter Mendelssohns eigener Direction mit dem glänzendsten Erfolge aufgeführt und gilt noch heute als eine der grossartigsten Compositionen dieser Richtung. — Im Jahre 1837 componirte er den 42. Psalm: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser“, ebenso ein bedeutendes Werk voll Grösse, Würde und Majestät.

Das Jahr 1840 brachte den 14. Psalm „Da Israel aus Egypten zog“ für 8stimmigen Chor und Orchester, das prachtvolle Trio in D-moll für Clavier, Violine und Violoncell, und die für die 400jährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst componirte Sinfonie-Cantate „Lobgesang“, deren erste drei rein instrumentalen Sätze der vierte abschliesst in Verbindung mit Sologesang und grossem Chor.

Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen war längst auf den ausserordentlichen Künstler aufmerksam geworden, berief denselben 1841 (nach Kneschke 1843), nach Berlin und ertheilte ihm, um ihn daselbst zu fesseln, die höchste musikalische Auszeichnung, die einem Künstler zu Theil werden kann, nämlich den Titel und Rang eines königlich preussischen General-Musikdirectors, den vor ihm nur Spontini inne gehabt hatte. Doch trat Mendelssohn niemals in eigentlich dienstliche Functionen. Dieser höchst gebildete Fürst war es auch, der in Men-

delssohn drang, den Versuch zu machen, die antike griechische Tragödie mit Chören wieder in's Leben zu rufen, und dieser Anregung haben wir die Composition zur „Antigone“ und „Oedipos auf Kolonos“ von Sophokles zu verdanken. — In diese Periode fällt auch die Composition der „Athalia“ von Racine, ebenfalls auf Anregung des Königs Friedrich Wilhelm.

Mendelssohn hatte schon während seines Leipziger Aufenthaltes dort die Errichtung eines Conservatoriums der Musik warm befürwortet. In demselben sollten alle Fächer gelehrt werden, die nothwendig sind, um jungen Leuten, die sich der Musik widmen wollten, Gelegenheit zu geben, dort nicht nur tüchtige Unterweisung in Einem Fache, sondern eine allseitige, gründliche musikalische Bildung zu finden. Dieses Institut trat im Jahre 1844 in's Leben, und mit diesem Zeitpunkte siedelte Mendelssohn wieder von Berlin nach Leipzig über, um die oberste artistische Leitung des Conservatoriums zu übernehmen und dasselbe mit aller Liebe, Sorgfalt und Einsicht zu pflegen.

In dieser Zeit war er auch in der Composition wieder ungemein thätig; auch wurde er oft berufen, um die Aufführungen an grossen Musikfesten zu leiten; so reiste er mehrere Male zu diesem Zwecke nach England und an die rheinischen Musikfeste, dirigirte in Bonn das Beethovenfest, in Wien seinen „Paulus“ und hatte überall ungeheuren Erfolg. Mit wahrer Verehrung ward der Meister überall empfangen. Auch erhielt er nebst andern Auszeichnungen das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie. Das Musikleben in Leipzig kam in neue Blüthe, besonders excellirte das Orchester des Gewandhauses. Mit Ferdinand Hiller, Robert Schumann, Gade, Rietz und David stand er in einem sehr freundschaftlichen Verkehr. Eine besondere Freude

war es für Mendelssohn, als es ihm gelang, seinen verehrten Freund Moscheles zu bestimmen, seinen Aufenthalt bleibend in Leipzig zu nehmen und seine als Lehrer im Clavierspiel unschätzbaren Kräfte dem Unterricht am Conservatorium zu widmen, welcher Anstalt Moscheles denn auch bis zu seinem erst vor wenigen Jahren erfolgten Tode treu geblieben ist. (Er überlebte also seinen Freund und Schüler um mehr als 20 Jahre). — Aber bei alledem litt seine Gesundheit immer mehr, und als der Tod seiner innig geliebten Schwester Fanny seinen Gesundheitszustand noch tiefer erschütterte, fingen die Seinigen an, das Schlimmste zu befürchten; seine vielen Freunde und Verehrer, die ganze Stadt und die ganze grosse Künstlerwelt nahm innigen Antheil.

Es ward nun im Sommer 1847 auf Anrathen der Aerzte beschlossen, dass Mendelssohn für einige Zeit seine Arbeiten unterbrechen und zu seiner Erholung mit seiner Familie eine Reise nach der Schweiz machen solle; das ursprüngliche Reiseziel war Vevey, die Familie reiste aber nach Interlaken, wo sie bis gegen September blieb. Seine von Interlaken an seine Freunde gerichteten Briefe tragen den Stempel grosser Ermüdung und Muthlosigkeit. Wenige Tage vor seiner Abreise von Interlaken improvisirte er noch auf der Orgel einer kleinen Kirche am Brienzersee. Nur wenige Freunde waren anwesend; alle aber waren ergriffen von der Erhabenheit und Feierlichkeit seiner Ideen. Es war wie ein Abschied aus dieser Welt. Gerne hätte er noch die grosse Orgel in Freiburg kennen gelernt, jedoch hielt ihn das schlechte Wetter ab, diese kleine Reise zu unternehmen.

In Leipzig wieder angelangt, nahm er sofort seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder auf, machte täglich seinen Spaziergang oder Spazierritt, schien überhaupt wieder hergestellt zu sein, als eines Abends, da er bei einem

Freunde einige Stücke seines neuen Oratoriums „Elias" begleitete, sich ihm das Blut so heftig gegen das Gehirn drängte, dass er ohnmächtig wurde und nach Hause getragen werden musste. Er erholte sich scheinbar wieder, hoffte sogar in Bälde nach Wien reisen zu können, um die erste Aufführung seines „Elias" selbst zu dirigiren, als er in scheinbar bestem Wohlsein einen zweiten Gehirnschlag erlitt. Die ganze Stadt gerieth bei dieser Nachricht in Bestürzung und harrte gespannt jeden Morgen auf Mittheilungen über sein Befinden, bis der Morgen des 4. November 1847 die Nachricht seines Todes brachte. Mendelssohn hatte das 39. Jahr noch nicht vollendet. Unter ungeheurer Theilnahme wurde sein Leichnam nach dem Halle'schen Bahnhof gebracht und in Berlin in der Familiengruft beigesetzt.

Mendelssohn war einer der ersten Claviervirtuosen seiner Zeit und konnte sich in seiner Art mit einem Liszt und Thalberg messen; im Uebertragen ganzer Orchesterpartituren vom Blatt auf's Clavier konnte selbst Liszt nicht mit ihm Schritt halten. Sein Vortrag auf dem Clavier soll von bezaubernder Schönheit und Zartheit gewesen sein; so sagt z. B. Schumann, damals selbst ein ganz eminenter Clavierspieler, neidlos von Mendelssohn, nachdem derselbe im Gewandhausconcerte sein Concertstück in G-moll mit Orchesterbegleitung gespielt hatte, dass er beim Vortrage die Seelen seiner Zuhörer wie mit Rosenketten gefangen genommen habe, und dass der Zauber nicht gewichen bis zum Verklingen des letzten Tones, wo dann der Hörer mit einem tiefen Seufzer wie aus einem entzückenden Traume erwacht sei!

Ebenso bedeutend war Mendelssohn als Orgelspieler; unübertroffen stand er da im Vortrage der kunstvoll

verschlungenen Orgelwerke eines Händel und Bach; am schönsten aber und vollendet nach Form und Inhalt waren seine freien Orgelimprovisationen, in welchen sich die Phantasie und die Kunst der Gestaltung die Hand reichten.

Als Componist gehörte Mendelssohn, wenn auch nicht alle Musik-Kritiker mit seiner Richtung, mit dem geistigen Tonleben seiner Compositionen einverstanden sind, immerhin zu den bedeutendsten unseres Jahrhunderts, und es ist vom einfachen Liede an bis zum Oratorium und zur Oper kaum eine Compositionsgattung denkbar, in welcher er sich nicht, und fast meist mit Glück und grossem Geschick, versucht hätte. So hat er uns von Vocalmusik hinterlassen einen reichen Schatz einstimmiger Lieder (so unter andern „Auf Flügeln des Gesanges“, das zarte duftige „Leise zieht durch mein Gemüth“ und das rührende, im schönsten Sinne des Wortes volksthümlich gewordene „Es ist bestimmt in Gottes Rath“), die herrlichen Duette, seine vierstimmigen gemischten „Lieder im Freien zu singen“ (darunter die „Tragödie“ von Heine, die unvergleichlich schönen „Frühlingslieder“ von Uhland und „Abschied vom Walde“ von Eichendorff), einige gediegene Hefte für Männerchor (welcher Sänger kennt und singt nicht das schöne Lied „Wer hat dich, du schöner Wald“ etc. etc.), eine grosse Anzahl geistlicher Chorwerke, Psalmen, Motetten mit und ohne Soli, zum Theil mit Orgel- oder Orchesterbegleitung; sodann die grössern Vocalwerke „Antigone“, „Oedipos“, „Athalia“, „Walpurgisnacht“, die geniale Musik zu „Shakespeare's Sommernachtstraum“, die Oratorien „Paulus“ und „Elias“ (die bedeutendsten der neuern Zeit), das unvollendete „Christus“, das Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde“ und die Fragmente zur ebenfalls unvollendet hinterlassenen Oper „Loreley“, zu welcher ihm Emanuel

Geibel den Text gedichtet hatte und die bedeutend genug sind, um bedauern zu lassen, dass die Composition der ganzen Oper nicht zu Ende gelangt ist.

Von Instrumentalwerken besitzen wir von Mendelssohn seine „Lieder ohne Worte", ein von ihm zuerst gebrauchtes, nachher viel nachgeahmtes Genre, seine Sonaten für Clavier und Orgel, auch solche mit Violine und mit Violoncell, seine Clavier-Trio's, Clavier- und Streichquartette, das grosse Streich-Octett, die 4 Concertouverturen (vollendete Musikwerke), die beiden so herrlichen Clavierconcerte (in G-moll und D-moll), die Serenade und Rondo, das Rondo brillant in Es-dur, das Capriccio in H-moll, — sämmtlich mit Orchesterbegleitung; ferner für Clavier allein die so geistreichen 3 Capricen, op. 33, die wundervolle Phantasie in Fis-moll, op. 28, Varationen in edlem Stil, Präludien und Fugen und das geniale Violin-Concert in E-moll; 4 Sinfonien und die Sinfoniecantate mit Chor (ähnlich wie Beethovens Sinfonie mit der Ode an die Freude) etc. Seine Handhabung der Mittel ist immer meisterhaft, der äussere Aufbau seiner Formen tadellos und musterhaft, wie spielend entstanden, was er seinen strengen Studien bei Zelter zu verdanken hatte. In seinen Präludien und Fugen für Clavier, seinen Orgelsonaten, seinen Chorstücken im Kirchenstil (Oratorien, Motetten etc.) erkennt man den grossen Contrapunktisten und den intimen Kenner eines Händel und Bach, welcher letztern Werke er zum grössten Theile auswendig spielte. So streng nun aber auch die Structur seiner Compositionen an sich ist, so wird dies gemildert durch einen Zug der Romantik, der sie durchweht. Die Form derselben ist von wohlthuendster Klarheit, oft an Mozart mahnend, Alles edel- und wohlgestaltet, musterhaft das Verhältniss einzelner Theile zu einander

oder zum Ganzen. Sein Stil ist immer gewählt, edel, elegant, reich an feinen, zarten Details; für Alles, was er sagen wollte, wusste er auch den richtigen Ton zu treffen; so ist er innig und warm in seinen Liedern, Duetten und „Liedern ohne Worte“; fein und gewählt in seinen Werken für Kammermusik (Sonaten, Trio's, Quartette), glänzend in seinen Ouverturen und Sinfonien, energisch und kühn im Finale zur „Loreley“, ernst und grossartig in seinen Oratorien. Seine Orchester-Instrumentation ist höchst wirksam und der gewünschte Effect, der durch die geschickte Vertheilung des Tonmaterials erreicht werden sollte, auf's Sorgsamste berechnet und abgewogen. Mit den 4 Concertouverturen zum „Sommernachtstraum“, zur „Fingalshöhle“, zum „Mährchen von der schönen Melusina“ und „Meeresstille und glückliche Fahrt“ betrat Mendelssohn den Boden der sogenannten Programmmusik, aber er that dies auf eine so feinsinnige Weise, dass selbst die Gegner dieser Richtung ihm für diese vier herrlichen Werke von Herzen dankbar sein müssen.

Mendelssohn besass eine ungeheure Arbeitskraft. Einer seiner Freunde erzählte mir selbst, wie sorgfältig er seine Zeit eintheilte, wie er componirte bis auf die letzte Minute, wo er im Conservatorium Unterricht zu ertheilen oder im Gewandhause eine Concertprobe zu leiten hatte, und wie er alsdann beim Nachhausekommen sogleich wieder die Feder ergriff und bei dem zuletzt abgebrochenen Tacte seine Arbeit fortsetzte, ohne dass der Gedankengang eine Unterbrechung erlitten hätte.

Mendelssohn las niemals musikalisch-kritische Journale, er wollte sich in dem von ihm als gut erkannten Wege weder durch Lob, noch durch Tadel der Tagesstimmen irre machen lassen. Mit Fachgenossen unterhielt er sich gerne über die Kunst, wurde aber leicht verstimmt, wenn

das Gespräch eine triviale Wendung nehmen wollte. Ebenso berührte es ihn höchst peinlich, wenn man in Gesellschaft seinen Claviervorträgen, denen er immer die tiefste Innerlichkeit seiner Seele einzuhauchen wusste, nicht mit ganzer Aufmerksamkeit lauschte; fing gar während seines Spieles Jemand zu schwatzen an, so war zu gewärtigen, dass er sofort abbrach und das Zimmer verliess.

Ein besonderer Zug möge hier noch von ihm erzählt werden. Mendelssohn war zu einer grossen Musik-Aufführung als Dirigent nach England berufen worden und erhielt daselbst die Einladung von der Königin Victoria, die eine grosse Verehrerin von ihm war, einen Abend in der königlichen Familie zuzubringen. Dort, so recht im heimeligen Familiencirkel, sang sie, von Mendelssohn am Claviere begleitet, seine Lieder, und er musste ihr seine neuen, ihr noch unbekannten Compositionen vorspielen. Beim Abschied fragte ihn die Königin, auf welche Weise sie ihm ihren Dank am besten aussprechen könne, sie möchte ihm gerne jede Auszeichnung gewähren, alle ihre Gunst bezeugen. Seine Antwort ging dahin, er bitte sich nur aus, die Kinder der Königin, die schon schliefen, zu sehen. Es ward ihm willfahrt. Als er das Schlafgemach betrat, betrachtete er die schlafenden Kleinen, küsste sie leise auf die Stirne und gedachte, innig bewegt, der Seinen zu Hause.

Es sei nun noch vergönnt,*) zum Schlusse einige Proben Mendelssohn'scher Composition vorzuführen und dieselben jeweilen mit einigen Worten zu illustriren. Beginnen wir mit der einfachsten Musikform, dem Liede, oder pa-

*) In musikalischen Häusern oder Cirkeln dürfte es leicht sein, bei der Lecture dieser Mittheilungen die hier gewählten Mendelssohn'schen Compositionen (mit Ausnahme des Chores aus „Paulus“) vortragen zu lassen.

rallel mit diesem, dem Lied ohne Worte, so mögen von dieser Gattung gleich drei, ihrem innern Wesen nach total verschiedene, folgen:

Nr. 1. **Venetianisches Gondellied** (Heft I. Nr. 6) führt uns auf die im Mondlichte schimmernden Lagunen; tiefe Ruhe um uns her, nur das Ruder berührt in regelmässigen Schlägen das stille Wasser. Ein weicher, wehmüthiger Gesang ertönt durch die laue Luft, erinnernd an vergangene Grösse und Herrlichkeit. Aus der Ferne erklingen langgezogene, geheimnissvolle Töne, wie aus dem Horn des Meermannes herrührend.

Nr. 2. **Trauermarsch** (Heft V. Nr. 3), fast im Tone eines alten Volksliedes gehalten, äusserst markig und interessant harmonisirt, mit geradezu pompösen, grossartigen Momenten.

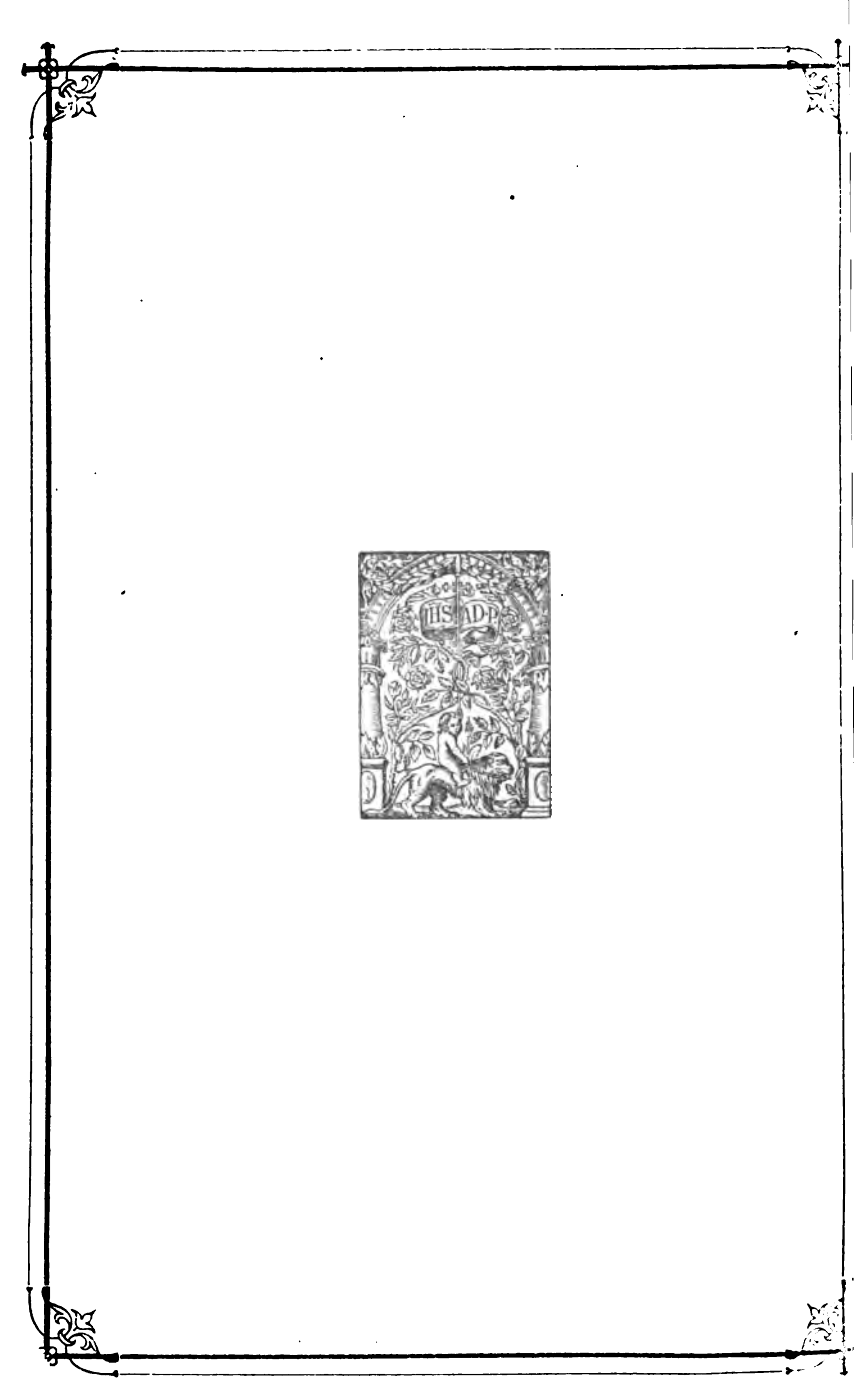
Nr. 3. (Heft I. Nr. 1). Ohne bestimmt prononcirten Charakter, ruhig und edel, mit der ganzen Lieblichkeit und Anmuth Mendelssohn'scher Empfindung.

Als zweites Beispiel sei gewählt ein ebenfalls in Liedform gehaltenes Arioso für Alt aus dem Oratorium „Paulus“. Auch hier hat Mendelssohn so recht den schönsten Ton getroffen. Wie einfach, aber auch wie edel, innig und würdevoll lässt er hier die Worte in unsere Seele dringen: „Doch der Herr vergisst der Seinen nicht!“

Wie für das lyrische und romantische Element hatte Mendelssohn auch für die Darstellung des Neckischen, Kobold- oder Elfenhaften, also Humoristischen eine ganz eigenthümliche Begabung. In den Scherzo-Sätzen seiner Sonaten, Trio's, Quartette und Sinfonien und ganz besonders in seiner Musik zu Shakespeare's „Sommernachtstraum“, hat Mendelssohn dieses Talent in vortrefflicher Weise an den Tag gelegt. — In dem Rondo-capriccioso für Clavier,

opus 14, finden wir nach der duftigen, feinsinnigen Einleitung einen Beleg dafür. Dieses Stück, wenn schon kurz, ist von einer Gediegenheit der Anlage und Ausführung der Form, meisterhaft und brillant nach Seite der Technik, dass es den besten und vollendeten Mustern ebenbürtig dasteht. Und doch ist es nur eine Jugendarbeit Mendelssohns, in seinem 14. Jahre componirt, — was zwar der Musik nichts von ihrem Reize nimmt, — aber eben die seltene Frühreife ihres Schöpfers constatirt.

Dieser Jugendarbeit Mendelssohns folge noch zum Schlusse ein Chor aus seinem Oratorium „Paulus" („Siehe, wir preisen selig"), seinem Meisterwerke in der strengsten Bedeutung des Wortes, das auch in der Zeit der Mittagshöhe seiner künstlerischen Reife geschaffen wurde. Wie herrlich hat Mendelssohn hier die Grundstimmung des Textes empfunden, wiedergegeben und festgehalten! Wie anspruchslos, würdig und weich tritt der Chor auf, wie schön, ja rührend schön singt sich durch alle Stimmen das Hauptthema, mit welcher Vollendung ist die äussere Form aufgebaut, wie ruhig und milde der Schluss! Wer aber diesen Chor nur hört, ohne Gelegenheit zu haben, die Behandlung der Singstimmen und der Begleitung genau studiren zu können, der hat keine Idee von den vielen geistreichen, ja genialen Zügen, Wendungen und Details, die sich darin vorfinden, — und das ist eben der Triumph der ächten Kunst, dass sie sich durch die vollständige Beherrschung aller technischen Mittel wieder der Natur zu nähern vermag und im Besitze dieser Kraft Werke schafft, die nach allen Seiten hin Harmonie in reichster Fülle verbreiten!



Schweighauserische Buchdruckerei.

